

DEUTSCHLAND

APRIL 1945

**(Dear Fatherland Rest Quietly)
Geschrieben und photographiert
von Margaret Bourke-White**

Schirmer/Mosel



Margaret Bourke-White 1943

DEUTSCHLAND, APRIL 1945
geschrieben und photographiert
von Margaret Bourke-White
mit einer Einleitung
von Klaus Scholder
304 Seiten, davon 120 Bildseiten
ISBN 3-921375-34-7

Margaret Bourke-White kam 1945 mit den amerikanischen Truppen nach Deutschland. Ihre Berichte und Photographien vom Zusammenbruch des Hitler-Reichs, die sie als Korrespondentin der Illustrierten Life machte, sind nicht nur Meisterstücke des Bildjournalismus, sondern vor allem Dokumente einer heute kaum mehr vorstellbaren Situation deutscher Geschichte.

Sie zeigen und beschreiben das ungeheure Ausmaß der Zerstörung von Menschen, Städten und öffentlicher Moral, die im Gefolge der Hitler-tyrannie über Deutschland hereinbrach.

Heute, da die Bundesrepublik sich anschickt, ihren 30. Geburtstag zu feiern, erscheint es angebracht, sich dieser Bilder und dieses Berichtes der Stunde Null zu erinnern.

MARGARET BOURKE-WHITE (1904-1971), die schriftstellerische Begabung und photographische Meisterschaft miteinander zu verbinden wußte, gehört zu den großen Persönlichkeiten des Bildjournalismus unseres Jahrhunderts. Ihre Berichte aus Deutschland stellte sie 1946 zu dem Buch »Dear Fatherland, Rest Quietly« zusammen, das nun erstmals in einer deutschen Ausgabe vorliegt.

KLAUS SCHOLDER, geboren 1930, lehrt kirchliche Zeitgeschichte an der Universität Tübingen. Er ist Autor des Werkes »Die Kirchen und das III. Reich«.

Weitere Werke bei Schirmer/Mosel:

CAFE LEHMITZ

von Anders Petersen
120 Seiten, 100 Abbildungen

ERICH SALOMON - BERÜHMTE ZEITGENOSSEN

in unbewachten Augenblicken
144 Seiten, 112 Abbildungen

AUGUST SANDER - ANTLITZ DER ZEIT

144 Seiten, 60 Tafeln

WEEGEE - TÄTER UND OPFER

144 Seiten, 80 Abbildungen

WOLS - PHOTOGRAPH

von Laszlo Glozer
220 Seiten, 325 Abbildungen

HEINRICH ZILLE - PHOTOGRAPHIEN

Berlin 1890-1910
von Winfried Ranke
290 Seiten, 208 Abbildungen

DEUTSCHLAND

APRIL 1945

(Dear Fatherland Rest Quietly)
Geschrieben und photographiert
von Margaret Bourke-White

Mit einer Einleitung von Klaus Scholder

Schirmer/Mosel

Aus dem Amerikanischen übertragen von Ulrike von Puttkamer

Abbildung auf dem vorderen Schutzumschlag:
Hohenzollern-Brücke in Köln
von Margaret Bourke-White,
© 1945 Time Inc.

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Bourke-White, Margaret:

Deutschland, April 1945 = Dear Fatherland, Rest Quietly/
Geschrieben u. fotogr. von Margaret Bourke-White.
Mit e. Einl. von Klaus Scholder. [Aus d. Amerikan. übertr. von
Ulrike von Puttkamer] – München:
Schirmer-Mosel, 1979
Einheitsacht.: Dear Fatherland, Rest Quietly (dt.)
ISBN 3-921375-34-7

© dieser Ausgabe Schirmer/Mosel GmbH, 1979
Deutsche Erstausgabe des 1946 erschienenen Werkes
«Dear Fatherland, Rest Quietly», mit freundlicher Genehmigung
des Nachlasses von Margaret Bourke-White:
© 1979 by Margaret Bourke-White Estate

Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks und der
photo-mechanischen Wiedergabe, vorbehalten.
Lithos: Brend'amour, Simhart GmbH & Co., München
Satz: Fertigsatz GmbH, München
Druck und Bindung: Joh. Roth sel. Ww. GmbH, München
ISBN 3-921375-34-7

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader

Für M. J. P.
der zu früh starb

INHALT

| | |
|--|-----|
| Das Jahr ohne Vergleich <i>Einleitung von Klaus Scholder</i> | 9 |
| 1. «Hitler hat nie gelogen» | 25 |
| 2. Sekt ist eine militärische Notwendigkeit | 33 |
| 3. Ein letzter Blick auf George Patton | 40 |
| 4. Ein Reporter hat kein leichtes Leben | 52 |
| 5. Tod schien der einzige Ausweg | 62 |
| 6. Es wird nicht mehr gekämpft..... | 71 |
| 7. Alle Fäden haben sich gelockert..... | 79 |
| 8. Unterwegs nach Frankfurt | 85 |
| 9. April in Deutschland..... | 90 |
| 10. München: Wo alles anfing | 97 |
| 11. Krupp zieht die Wehrmacht gross | 104 |
| 12. Luftschutzkeller waren zu kostspielig | 113 |
| 13. Warten auf die neuen Anleihen | 121 |
| 14. «Alles kaputt»..... | 128 |

| | |
|--|-----|
| 15. Heimat ist, wo dein Herz schlägt..... | 134 |
| 16. Noch einmal: Hildegard | 141 |
| 17. In Kiel war die Stimmung düster | 148 |
| 18. Wie man in Deutschland Freunde gewinnt | 153 |
| 19. Der Schwarzmarkt..... | 161 |
| 20. Berlin: Ein Strom von Wanderern..... | 172 |
| Epilog | 182 |

ILLUSTRATIONEN

| | |
|---|----------|
| 1. Gesichter: So sahen die Deutschen aus | nach 36 |
| 2. Deutsche Städte: Was unsere Bomben übrig liessen | nach 68 |
| 3. Kriegsende: Für manchen ein Festtag | nach 84 |
| 4. Das Nazi-Gemüt: Zwei Konzentrationslager | nach 96 |
| 5. Die Zukunft: Kinder in Deutschland | nach 120 |
| 6. Krupp: Wo das Geschwür des Krieges wuchs | nach 136 |
| 7. Berlin: Entwurzelte Menschen | nach 168 |

Einleitung

DAS JAHR OHNE VERGLEICH

von Klaus Scholder

Das Jahr 1945 war ein Jahr ohne Vergleich. Kein Deutscher, der es bewusst erlebt hat, wird es je vergessen. Zwar sind inzwischen mehr als dreissig Jahre vergangen, in denen sich die Welt auf fast unvorstellbare Weise verändert hat. Aber die Erinnerung an 1945 ist davon nicht ausgelöscht worden. Tief im Inneren jener Generation sind die Bilder noch immer lebendig: Unendliche Bomberströme am blauen Himmel; Zerstörung, Flucht und letzte Verteidigung; die Auflösung aller Ordnungen und das unwirkliche Gefühl, überlebt zu haben. Noch immer ist jedem Soldaten von damals Ort und Stunde seiner Gefangenschaft bewusst; noch immer weiss jeder Deutsche, der den Einmarsch erlebte, wo er den ersten Gegner sah, um welche Ecke er bog, wo das Fahrzeug erschien, das er fuhr.

Was für die Älteren derart unauslöschliche Erinnerung ist, ist für die Jüngeren ferne, fast unwirkliche Vergangenheit. Wer nach dem Krieg geboren und mit der Bundesrepublik gross geworden ist, für den bedeutet dieses Jahr ein Stück Vorzeit; Zeit, die nicht mehr zur eigenen Geschichte gehört. Dass es ihre eigenen Eltern und Grosseltern waren, die in diesen Städtewüsten wohnten, mit diesen Kinderwagen unterwegs waren, an diesen Zügen hingen, sich nach diesen Kippen bückten, das ist angesichts der Gegenwart kaum noch vorstellbar.

Aber es ist die Wahrheit. Und wir verstehen die Geschichte der Bundesrepublik nur halb, wenn wir uns nicht bewusst machen, dass dies das Jahr ist, von dem sie herkommt. In alle grossen geschichtlichen Entscheidungen gehen die Erfahrungen der Generation ein, die diese Entscheidungen trifft. Zu den entscheidenden Erfahrun-

gen der Generation, die die Bundesrepublik aufgebaut hat, gehört das Jahr 1945. Deshalb ist es gut, sich dieses Jahr zu vergegenwärtigen.

Das Buch von Margaret Bourke-White ist ein besonders eindrucksvoller Beitrag zu solcher Vergegenwärtigung. Freilich muss man es kritisch lesen. Denn die Sicht der Autorin ist eine besondere Sicht. Es ist die Sicht des Siegers. Der Sieger sieht die Dinge anders als der Besiegte. Manches sieht er genauer und schärfer; anderes sieht er nur undeutlich oder gar nicht.

Das soll im Folgenden an einigen Punkten verdeutlicht werden. Sie sollen zum besseren Verständnis helfen für uns selbst, aber auch für die Sieger, die durch diesen Sieg auf eine besondere Weise mit uns verbunden sind.

Die Sicht des Siegers

Der Sieger hat wenig Sinn für die Leiden des Besiegten. Das ist so gewesen, seit Rom seine Gefangenen im Triumphzug durch die Stadt führte. Margaret Bourke-White macht davon keine Ausnahme. Sie betritt deutschen Boden mit den siegreichen amerikanischen Truppen, und sie denkt und empfindet wie diese. Sie sieht die amerikanischen Opfer und Verluste, die der lange Marsch von Omaha-Beach, dem ersten Brückenkopf in der Normandie, bis zum Rhein, bis nach Köln und ins Ruhrgebiet und schliesslich bis ins Herz Deutschlands gekostet hat. Sie ist zornig darüber, und sie ist zugleich zornig über diejenigen, die daran schuld sind, die Deutschen, die sich Herrschaft und Land nur Stück um Stück entreissen lassen. Das ist nicht der Augenblick, um mit dem Gegner Mitleid zu haben. Wenn man korrekt bleibt, ist es schon viel. Auch die amerikanischen Soldaten sind nicht alle korrekt geblieben (obwohl sich jeder Deutsche glücklich pries, der unter amerikanischer Besatzung lebte). Margaret Bourke-White weiss das, und sie missbilligt es. Aber sie kann es nicht eigentlich bedauern: «Es war das Land des Feindes und war ihm von Männern abgenommen worden, die bei jedem Schritt von Omaha-Beach bis hierher ihr Leben riskiert hatten.»

Die natürliche Distanz, die zwischen Siegern und Besiegten liegt, wurde in diesem Fall noch verstärkt durch die ungeheure Überlegenheit der Amerikaner in nahezu jeder Hinsicht: militärisch, technisch, versorgungsmässig und nicht zuletzt moralisch. Im Unterschied zu den russischen und französischen Truppen, die sich aus dem Land mitversorgen mussten, brachten die Amerikaner alles im Überfluss mit. Dies gab jedem einzelnen GI in Deutschland eine unvergleichliche Stellung. Jeder musste

hier das Gefühl bekommen, der stärksten, reichsten und besten Nation der Welt anzugehören. Wer solchermassen im Überfluss lebt, für den ist es schwer, fast unmöglich, sich vorzustellen, was Mangel heisst. Dies ist eine Erfahrung, die die Bundesrepublik heute selbst im Blick auf die dritte Welt macht. Was Hunger und Kälte damals in Deutschland bedeuteten, konnten gerade die Amerikaner kaum begreifen. Dies war der Grund für manche Fehltriteile.

Zur Sicht des Siegers gehört es auch, dass er sich kaum Gedanken macht, wie er auf die Besiegten wirkt. Die vielen Gespräche mit Deutschen, die Margaret Bourke-White aufgezeichnet hat, versuchen kaum einmal, sich in die Lage der Gesprächspartner zu versetzen. Dabei darf man davon ausgehen, dass für jene die Überlegung entscheidend wichtig war, was man einer amerikanischen Journalistin in diesem Augenblick sagen durfte und sagen wollte: dass man kein Nazi war oder (etwa aus Stolz) gerade dass man einer war; dass man immer an das Beste geglaubt und immer schon das Schlimmste befürchtet hatte. So verraten manche dieser hochinteressanten Gespräche weniger über das, was die deutschen Gesprächspartner über das Dritte Reich dachten als das, was sie von den Amerikanern erwarteten.

Schliesslich überrascht es den Leser, dass die Autorin so gut wie kein Interesse an der Geschichte des Dritten Reiches hat. Von historischen Gründen für seine Entstehung und für die Entwicklung bis zu jener Katastrophe, die sie festhält, weiss sie nichts und will sie auch nichts wissen. Ihr Auge ist (und darin liegt natürlich auch eine Stärke) wie das Auge ihrer Kamera: genau und scharf auf den Augenblick und seine Umstände gerichtet. Dieser wird bis ins Detail hinein registriert. Wo die zeitliche Dimension ins Spiel kommt, sei es als Vergangenheit oder als Zukunft, da geschieht das immer nur kurz, gleichsam wie ein Blitzlicht, das die grösseren Zusammenhänge nur für einen Augenblick erhellt.

Der Krieg

Auch der Krieg aus der Sicht des Siegers ist etwas anderes als der Krieg aus der Sicht des Besiegten. Man meint, solche Sätze zu kennen, wie sie hier von General Patton notiert werden: «Alles, was die Boys der 4. und 6. Panzerdivision brauchen, ist, rüberzukommen und dann genug Platz zu haben, um den schnellsten Gang einzulegen» (S. 42). Ganz ähnlich haben wohl die deutschen Panzergeneräle gesprochen, als es nach Frankreich und nach Russland hineinging. Und ganz ähnlich berichteten auch damals die deutschen so wie jetzt die amerikanischen Frontberichterstatter von den

erschöpften Soldaten, die von Einsatz zu Einsatz hetzen: «Wir sind rasend stolz, weil man von uns sagt, dass wir immer auf Draht sind» (S. 48). In der Tat geht von einer siegreichen Armee eine unvergleichliche Faszination aus. Da wird alles, was sonst so kompliziert ist, ganz einfach. Der Sieg ist das einzig Wichtige, alle anderen Probleme, die unendlichen Schwierigkeiten des einzelnen Lebens wie der Gemeinschaft werden bedeutungslos. Auch Margaret Bourke-White kann und will sich diesem besonderen Lebensgefühl nicht entziehen. Es ist ihre Armee, der sie hinter den Panzerspitzen folgt, und sie ist so fasziniert von der geballten Macht des Vormarsches wie die Soldaten selbst.

Was darüber zu kurz kommt, ist die elende Seite dieses Krieges. Aber im Rückblick kann sie niemandem entgehen. Der Wahnsinn einer Führung, die das rechtsrheinische Köln von 16jährigen verteidigen liess; die unvorstellbaren Leiden und das unvorstellbare Elend, das mit diesen letzten Kriegswochen zusätzlich über Deutschland hereinbrach; die sinnlosen Opfer, die hier noch gebracht wurden: dies alles gehört zum Bild dieses Krieges dazu, auch wenn es sich nicht in den Lackschichten des Pattonschen Helmes spiegelt.

Deutschland im Frühjahr und Sommer 1945

Das Bild, das Deutschland zwischen März und Oktober 1945 bot, war das eines vollkommenen Chaos. Die amerikanische Journalistin und ihre Kollegen haben das überaus eindrücklich empfunden und festgehalten. «Wir wussten einfach nicht», so notiert sie, «wie wir das verwirrende menschliche Kaleidoskop interpretieren sollten, das sich uns bot.» Und ihren Kollegen lässt sie sagen: «Ich kriege keinen Faden aus diesem Gewirr zu fassen. Es ist noch zu verworren. Das Bild ist verschwommen» (S. 80). In der Tat war das alles nur schwer zu verstehen und fast gar nicht, wenn man in diesem Bild geradezu verzweifelt nach bekannten und vertrauten Zügen suchte, die amerikanischen Lesern dies alles erklären konnten. Denn die Situation war tatsächlich ohne Vergleich. Zunächst hatte der Krieg fast niemanden an dem Ort gelassen, an den er gehörte. So machten sich in diesen Monaten Millionen auf, um nach Hause zurückzukehren, oder, schlimmer, um ein neues Zuhause für die besetzte oder zerstörte alte Heimat zu suchen. Der Ausschnitt aus diesem »Strom von Wanderern«, den die Kamera am Anhalter Bahnhof festhielt, war durchaus typisch. Dieser unvorstellbare Strom aber bewegte sich in einem Land, in dem es so gut wie keine öffent-

liche Versorgung mehr gab: keine Verkehrsmittel, keine Kommunikation, keine Unterkünfte, keine Ernährung. Jeder, jede Familie, jede Gruppe war auf sich allein gestellt und angewiesen auf die Hilfe der jeweils Nächsten. Und auch wer das Glück gehabt hatte, unbeschädigt im eigenen Zuhause das Kriegsende zu überstehen, hatte seine Probleme. In allen Häusern in Deutschland wurde auf Nachricht gewartet; Besatzungssoldaten und Flüchtlinge füllten die Räume; die nächste wie die fernere Zukunft war verschlossen. All das und vieles andere ergab jenes chaotische Bild, das die Amerikanerin festgehalten hat – einschliesslich der ungeheuren Welle von Plünderungen und Diebstählen, die den Zusammenbruch auch der öffentlichen Moral dokumentierten. An einer Stelle ist die Verfasserin der Wahrheit ganz nahe, wenn sie schreibt, nach aussen hin liessen sich «die Leitmotive der Besiegten auf drei ganz einfache Nenner bringen. Wie werde ich satt? Wo kann ich unterkommen? Wann finde ich meine Familie wieder?» (S. 79).

Das waren in der Tat die beherrschenden Motive. Aber dahinter gab es, wie die Amerikanerin richtig vermutet, noch etwas anderes. Nur lag es in einer völlig anderen Richtung. Margaret Bourke-White meinte, nach den Abgründen suchen zu müssen, aus denen das Böse aufgestiegen war. In Wirklichkeit jedoch herrschte in Deutschland zugleich und weiterhin ein grosses, fast unvorstellbares Gefühl der Befreiung, zusammengefasst in der kurzen Wendung: Wir sind noch einmal davongekommen.

Das Frühjahr 1945 war klar und warm, der Sommer bis in den Herbst hinein von strahlender Schönheit. In allem Elend und in aller Verzweiflung gab es viele, die meinten, niemals einen schöneren Sommer erlebt zu haben. Es war wie die Erlösung aus einem Alptraum, einem Alptraum der Zwänge, der Unterdrückung und des Todes.

Paul Celan hat diesem Lebensgefühl in wenigen Zeilen seines Gedichtes «Zwölf Jahre» einen unvergleichlichen Ausdruck gegeben:

«Wer
sagt, dass uns alles erstarb, da uns das Aug brach?
Alles erwachte, alles hob an.»

Es war wohl undenkbar, dass die Sieger dieses Gefühl begriffen. Auch Margaret Bourke-White begriff es nicht, und dies umso weniger, als sie von einer ganz anderen

Frage umgetrieben wurde. Es war die Frage nach dem Bösen in Deutschland.

«Wir haben es nicht gewusst!»

Am 15. April 1945 erreichten britische Truppen das KZ Bergen-Belsen. Es war das erste grosse Lager, das den westlichen Alliierten unzerstört in die Hände fiel. Wenige Tage später befreiten die Amerikaner Buchenwald. Damit lagen zum ersten Mal die Verbrechen des Dritten Reiches offen vor den Augen der Welt. Selbstverständlich hatten die Alliierten vom System der Konzentrationslager gewusst. Aber was sie jetzt mit eigenen Augen sahen, übertraf alle Befürchtungen und wirkte wie ein Schock. Die Haltung der alliierten Armeen gegenüber den Deutschen änderte sich schlagartig. Insbesondere die englischen und amerikanischen Offiziere, die in grosser Zahl die Lager besichtigten, kamen zu der Überzeugung, dass alle Deutschen von diesen Verbrechen gewusst hatten und dafür verantwortlich oder zumindest mitverantwortlich waren.

Dies ist auch die Meinung von Margaret Bourke-White. Man begreift diese Abschnitte ihres Buchs nicht, wenn man sich nicht klarmacht, dass sie unter dem frischen Eindruck des Entsetzens stehen, den der Blick in die Wirklichkeit der Lager auslöste. Und man tut gut daran, sich dem ohne Vorbehalt auszusetzen. Denn dies war die Wirklichkeit von Buchenwald und Leipzig-Mochau und unzähligen anderen Lagern, mit denen das Dritte Reich Deutschland wie mit Pestbeulen überzogen hatte. Dies hatten Deutsche an anderen Menschen getan, mitten in einem Land, das sich einer alten humanitären Tradition rühmte. Es ist bezeichnend, dass der Autorin die Realität der deutschen Verbrechen noch stärker als in Buchenwald in der kleinen KZ-Aussenstelle Leipzig-Mochau bewusst wird, die sie als erste betrat und fotografierte. Hier waren Leiden und Elend in einzelnen Schicksalen fassbar, die mehr sagten als die grossen Zahlen. Im Übrigen war, was sie sah, nur die Wirklichkeit der reichsdeutschen Lager. Von Auschwitz war noch nicht einmal die Rede.

Die Reaktion der Amerikanerin war verständlich und typisch. Die Deutschen hatten Hitler gross gemacht. Sie mussten das alles gewusst und gebilligt haben. Wer dies abstritt, der log. Die Szene in Buchenwald, die sie schildert, schien es zu beweisen. «Wir haben es nicht gewusst!» riefen die Bürger von Weimar, die die Amerikaner gezwungen hatten, die Leichenhaufen anzusehen.

«Ihr habt es gewusst!» schrien die Ex-Häftlinge zurück. «Wir haben neben euch gearbeitet und es euch gesagt!» (S. 91). Aber was war dieses «es», das man gewusst und nicht gewusst haben wollte und sollte? Wie hätte sich die Journalistin eines freien Landes vorstellen können, wieviel oderwiewenig man in einem Land mit einer vollkommen gelenkten Presse wissen konnte? Gewiss gab es nur ganz wenige Erwachsene, die niemals von Konzentrationslagern, Zwangsarbeit und SS-Terror gehört hatten. Aber von solchen Nachrichten und Gerüchten zur Wirklichkeit der Lager war ein weiter Weg, und für viele Deutsche war die Wirklichkeit, als sie dann aufgedeckt wurde, nicht weniger unfassbar als für die alliierten Soldaten.

Dies wiederum war den Alliierten unbegreiflich. Die Deutschen mussten es gewusst haben oder sie mussten es wenigstens jetzt, als sie es vor Augen geführt bekamen, zugestehen und ihre Mitschuld und Mitverantwortung anerkennen. Mit einer wütenden Beharrlichkeit bestanden gerade die Amerikaner darauf, dass die Deutschen endlich alles zugeben und eingestehen sollten. Und sie waren fassungslos und empört, als ihre Fragen ohne ernsthaftes Echo und ohne ernsthafte Antwort blieben. Margaret Bourke-White schildert diese Situation immer wieder.

Tatsächlich waren dabei wohl weniger Lüge, Verstellung oder gar fortdauernde Überzeugungen im Spiel, als sie vermutete. Die Wahrheit war, dass die Deutschen 1945 weder die Kraft noch die Zeit noch den Willen besaßen, sich diesen Fragen zu stellen. Wer ein Chaos zu überstehen versuchte, der musste auf dieses eine Ziel hin alle seine Kräfte anspannen. Für Kriegsgefangene und Flüchtlinge, für getrennte und ausgebombte Familien, für die unzähligen Menschen ohne ausreichende Nahrung und Unterkunft war dies kein Thema.

Erst sehr viel später hat sich herausgestellt, dass die Deutschen jene erste Konfrontation mit den Verbrechen ihrer eigenen Regierung keineswegs einfach übersehen oder verdrängt hatten. Das vollkommene Verschwinden des gesamten nationalsozialistischen Systems in wenigen Wochen war ein Zeichen dafür, dass die Generation begriffen hatte, was der Nationalsozialismus wirklich gewesen war. Für die Alliierten war dieses Verschwinden ein so unglaublicher Vorgang, dass sie, wie die Autorin, einen nationalsozialistischen Untergrund befürchteten und über Jahrzehnte hinweg misstrauisch blieben. Für die Deutschen erschien dieses Verschwinden fast selbstverständlich. Es ist kein Zufall, dass weder unmittelbar nach dem Krieg noch

später (wenn man die kurze Episode der NPD einmal ausnimmt) ernstzunehmende Versuche unternommen wurden, nationalsozialistische Ideen wieder zu beleben. Darin lag nicht zuletzt die stillschweigende Anerkennung, dass man mit diesem Regime und seinen Verbrechen nichts mehr zu tun haben wollte.

Der Luftkrieg

Eine der wichtigsten Aufgaben, die Margaret Bourke-White in diesen Wochen übernahm, war eine Serie über die Folgen der alliierten Bombenangriffe auf die deutschen Städte und die deutsche Industrie. Die Bilder, die sie in diesem Zusammenhang gemacht hat, gehören zu den besonders eindrucksvollen Dokumenten aus jener Zeit. Sie zeigen in bedrückender Monotonie die endlosen Stadtwüsten, in die der alliierte Luftkrieg die deutschen Städte verwandelt hatte.

Gleich wohl wird man bei der Auswahl der Bilder stutzig. Denn die Serie rückt offensichtlich strategische Ziele in den Vordergrund. Die Hohenzollernbrücke in Köln, der Verschiebehnhof in Nürnberg, der Hamburger Hafen, Grossanlagen der chemischen Industrie, Würzburg, das im Lauf der Kampfhandlungen zerstört wurde: immer erscheinen dem Betrachter die Verwüstungen offensichtlich militärisch notwendig und sinnvoll. Und der Text unterstützt diese Tendenz. Da geht es in Kassel um das Panzerwerk, in Schweinfurt um die Kugellagerfabriken, im Ruhrgebiet um die Stahlproduktion und in Leipzig um die Flugzeugindustrie. Konsequenterweise vermeidet die Autorin hier auch, was sie sonst so meisterhaft beherrscht: die Folgen der Ereignisse in Einzelschicksalen zu erfassen und wiederzugeben. Es scheint fast, als scheue sie sich, der Wahrheit über den alliierten Luftkrieg ins Auge zu sehen.

Die Wahrheit war, dass sich vor allem unter dem Einfluss der britischen Bomber-Command der alliierte Luftkrieg in wachsender Masse vor allem gegen die deutsche Zivilbevölkerung gerichtet hatte. Sein Ziel war in erster Linie Massenvernichtung von Häusern und Menschen durch Feuer und Bomben, um damit die deutsche Kriegsmoral zu zermürben. Die Zerstörung von Produktions- und Versorgungsschwerpunkten trat demgegenüber in den Hintergrund. Erst in den letzten Kriegsmonaten hat die alliierte Luftwaffe begonnen, die deutsche Rüstungsproduktion wirklich entscheidend zu treffen. Noch im letzten Vierteljahr 1944 wurden mehr als fünfzig Prozent der gesamten Bombenlast bei Flächenangriffen auf Wohngebiete abgeworfen, wäh-

rend sich nur etwa vierzehn Prozent gegen Raffineriebetriebe und kaum mehr als zehn Prozent direkt gegen militärische Ziele richteten.

So wie die Kriegslage sich darstellte, war der Griff nach den deutschen Städten 1941 und 1942 eine verzweifelte Aktion, um die Deutschen wenigstens an einem Punkt treffen zu können. Aber mit fortschreitender Zeit verselbständigte sich auch der Luftkrieg, bis er mit der Zerstörung Dresdens im Februar 1945 durch eine kombinierte englisch-amerikanische Operation seinen schrecklichen Höhepunkt erreichte.

Dies alles ist längst bekannt, und es war spätestens seit dem Schlag gegen Dresden auch im alliierten Lager umstritten. Churchill selbst meinte damals in einem Memorandum, man müsse die Frage prüfen, «ob deutsche Städte nur deshalb bombardiert werden sollen, um den Terror zu verstärken, auch wenn für die Angriffe andere Vorwände angegeben werden.» Gleichzeitig regte er eine stärkere Konzentration der Operationen auf militärische Ziele an, ohne sich freilich damit durchzusetzen.

Von dieser ganzen Problematik scheint Margaret Bourke-White überraschenderweise völlig unberührt. Sie gönnt weder sich noch dem Leser auch nur den Schatten eines Zweifels an der Berechtigung des alliierten Luftkrieges gegen die deutschen Städte. Im Gegenteil: Die Bilder erwecken den Eindruck, als sei es doch vor allem um kriegswichtige Objekte gegangen; und kritische Bemerkungen wie die, dass die besseren Wohnviertel eher von den Bomben verschont geblieben waren (S. 63), verdecken geradezu, dass dies eine Folge der Angriffskonzeption war, die sich auf die dichtbesiedelten Innenstädte richtete. Einmal mehr zeigt sich hier, wie sehr die Sicht des Siegers auch diese Urteile bestimmt.

Die Rolle der deutschen Grossindustrie

Einen besonderen Akzent erhält das Buch durch die Kritik an der deutschen Grossindustrie, die in Darstellung und Bild einen breiten Raum einnimmt. Mit ätzendem Sarkasmus schildert die Verfasserin die Bereitwilligkeit der Industriellen an Rhein, Ruhr und Saar, Hitler zu dienen; ihre Rechtsfertigungsversuche, mit denen sie ihre Mitverantwortung für die Katastrophe abstreiten; ihre Lebensgewohnheiten und ihren Lebensstandard, der selbst die Schrecken des Kriegsendes fast unversehrt überstand; und ihre optimistischen Zukunftspläne, die sich mitten im Zusammen-

bruch bereits auf neue Anleihen konzentrierten. Man ist über die Vehemenz dieser Kritik zunächst etwas überrascht, zumal die amerikanischen Verhältnisse in manchen Punkten hier den deutschen nicht so unähnlich waren. Tatsächlich entsprach jedoch diese Stimmung der ausserordentlichen Bedeutung, die man speziell der deutschen Industrie für die Entstehung und Entwicklung des Dritten Reiches und insbesondere für die Vorbereitung und Führung des Krieges beimass.

Es war eine merkwürdige Mischung aus Verachtung und Respekt, Furcht und Anerkennung, mit der die westlichen Alliierten der deutschen Industrie nach dem Krieg begegneten. Sie schlägt sich auch in dieser Darstellung nieder. So registriert die Autorin einerseits die «Schlüsselrolle, die das KZ-System in Deutschlands industrieller Planung spielte», (S. 92) und belegt damit die Verflochtenheit der Industrie mit den Untaten des Regimes. Die Industriellen mit denen sie sich unterhält, ihre Überlegungen, Gedanken, Sorgen und Pläne werden mit kaum verhohlener Verachtung dargestellt. Andererseits bemerkt sie bewundernd die Zähigkeit und den Einfallsreichtum der Deutschen und schildert in aller Offenheit den Wettlauf der Besatzungsmächte beim Zugriff auf die wissenschaftlichen und technischen Geheimnisse der deutschen Produktion (S. 102). Diese Unsicherheit kennzeichnet offensichtlich auch die Diskussionen in den Expertengruppen, die in der Villa Hügel die finanziellen und wirtschaftlichen Verflechtungen der deutschen Industrie feststellen sollen.

Im Rückblick lässt sich heute sagen, dass die Bedeutung der Industrie für Hitlers Herrschaft damals erheblich überschätzt worden ist. So wissen wir inzwischen, dass das Geld der Schwerindustrie bei der Machtergreifung 1933 keine entscheidende Rolle gespielt hat und dass Hitler sich zu keiner Zeit von den besonderen Interessen der Grossindustriellen leiten liess.

Es ist wahr, dass sich die deutsche Wirtschaft und die deutsche Industrie sehr schnell auf Hitler eingestellt haben. Sie haben seine Pläne – nicht zuletzt auch die Wiederaufrüstung – nach Kräften unterstützt. Es liegt auf der Hand, dass ohne diese Unterstützung weder das Dritte Reich hätte überleben noch Hitler seinen Krieg führen können. Aber das Gleiche gilt für die Wehrmacht, für die Beamtenschaft, für die Deutschen überhaupt. Die Industrie spielt hier keineswegs eine besondere oder gar einzigartige Rolle. Und ein grundsätzlicher Irrtum wäre es, anzunehmen, dass die Industrie im Dritten Reich jemals ein eigenes politisches Gewicht besessen hätte. Die politische Führung Deutschlands lag je länger je mehr allein bei Hitler, und nie-

mand, auch der mächtigste Industrielle nicht, vermochte sie jemals ernsthaft zu beeinflussen.

Vergangenheit und Gegenwart

Für die Sieger des zweiten Weltkrieges waren die Deutschen 1945 ein Volk von Nazis. Wie hätten sie auch etwas anderes annehmen können, nachdem dieses Volk unter der Fahne des Hakenkreuzes fast ganz Europa unter seine Herrschaft gebracht und sich dann, trotz längst gebrochener Kraft, bis zur letzten Stunde noch ebenso sinnlos wie erbittert zur Wehr gesetzt hatte? Und dazu kam der Augenschein. Die Armeen, die in Deutschland einzogen, stiessen – das Buch macht es deutlich – auf Schritt und Tritt auf die Spuren des Regimes: auf Parteibauten und Fahnen, Uniformen und Orden, Bilder und Strassenschilder. Lag es nicht nahe, anzunehmen, dass nicht nur diese Fülle äusserer Zeichen übriggeblieben war, sondern dass auch tief im Innern des Volkes der Ungeist des Dritten Reiches fortlebt?

Nicht zufällig hat Margaret Bourke-White das Gespräch mit Hildegard Roselius, der unbelehrbaren Anhängerin Hitlers, an den Anfang ihres Buches gestellt. Es erschien ihr offenbar typisch nicht nur für diese einzelne Deutsche, sondern für das ganze Volk. Wer Nazi gewesen war, so schien dieses Gespräch zu beweisen, der würde es auch bleiben. Und dies war eine Einsicht, die sie zu Recht tief beunruhigte. Frauen und Männer wie diese würden die deutschen Kinder erziehen, die nächste Generation. Und niemand war da, der diese jungen Deutschen Demokratie lehren und mit ihnen einen neuen Anfang machen könnte (S. 182/3). Hier, so meinte sie bitter, hätten die Amerikaner ihre grösste und wichtigste Aufgabe versäumt. Und so fürchtet sie, wie so viele, die Deutschen noch im Zustand tiefster Zerstörung und Verwirrung. Würde sich nicht, wenn die Sieger dieses Land unbeaufsichtigt liessen, aus dem Rauch der Hochöfen und Hüttenwerke an der Ruhr alsbald das Gewölk eines Dritten Weltkrieges zusammenballen?

Es war die grösste, schlechthin unvorhersehbare Überraschung der Nachkriegszeit, als sich herausstellte, dass der Nationalsozialismus mit dem Zusammenbruch des Dritten Reiches nahezu vollständig verschwunden war. Nicht nur die Besatzungsmächte, sondern auch die Deutschen selbst standen dieser Tatsache fast ungläubig gegenüber. Natürlich waren es noch die gleichen Menschen, und natürlich veränderten sie sich nicht über Nacht. Natürlich blieben Reste, Erinnerungen, Hoff-

nungen zurück, und in manchen Hinterzimmern beschworen Ehemalige noch einmal die flatternden Fahnen. Aber aufs Ganze gesehen blieb dies alles bedeutungslos. Statt Untergrund und Werwolf, statt Nun-gerade- und Wir-kommen-wieder-Parolen wandte sich ein ganzes Volk wortlos und entschlossen von seiner Vergangenheit ab und der Zukunft zu. Wenn man nach einer Erklärung für diese unerwartete und radikale Kehrtwendung sucht, so wird man möglicherweise darauf kommen, dass den Deutschen in ihrer überwältigenden Mehrheit schon in jenen ersten Wochen und Monaten die Augen aufgegangen waren für die betrügerische und verbrecherische Wirklichkeit des Dritten Reiches. Der auch von Margaret Bourke-White unzählige Male gehörte und spöttisch als «deutsche Nationalmelodie» bezeichnete Satz «Wir haben es nicht gewusst!» ist vielleicht nur ein Ausdruck dieser Tatsache: Man wollte mit dem, was man gewusst und nun auch begriffen hatte, nichts mehr zu tun haben.

Aber wie immer: Drei Jahre nach jenem Zusammenbruch begann mit der Gründung der Bundesrepublik die Phase des Wiederaufbaus. Und es stellte sich heraus, dass die Generation, die die Katastrophe überlebt hatte, nicht nur entschlossen, sondern auch fähig war, einen demokratischen Staat zu gründen und zu erhalten. Diese Entschlossenheit und Fähigkeit zu demokratischen Formen aber bedeutete tatsächlich zugleich eine überzeugende und wirkungsvolle Absage an das Dritte Reich. Es war eine Absage, die Bestand hatte-auch wenn sie viele Fragen offenliess. So hat eine ausdrückliche Auseinandersetzung über Schuld und Verantwortung der Deutschen bisher kaum stattgefunden. Vielleicht war das von der Generation der Betroffenen auch nicht zu erwarten. Aber wir sind aus dieser Frage nicht entlassen.

Heute, im Rückblick, erscheint die Entwicklung fast selbstverständlich. Es ist nicht die geringste Lehre, die wir aus dem Blick auf das Jahr 1945 ziehen können, dass von Selbstverständlichkeit keine Rede sein kann. Vielmehr ist das, was wir heute haben, das Ergebnis besonderer Umstände ebenso wie ganz ausserordentlicher Anstrengungen. Auf die Umstände können wir nur teilweise einwirken. Aber in den Anstrengungen der Freiheit und dem Recht in diesem Lande weiterhin eine Heimstatt zu sichern, müssen wir unvermindert fortfahren.

DEUTSCHLAND, APRIL 1945

VORWORT

Dieses Buch beschreibt Deutschland, wie ich es in seiner Niederlage und seinem Zusammenbruch sah. Vielleicht deshalb, weil ich vor allem eine Photographin bin, habe ich mich hauptsächlich um ein ehrliches Bild bemüht und darauf verzichtet, Lösungen für die Probleme anzubieten, die ich dort vorfand. Wenn das Buch dem Leser zu eigenen Schlussfolgerungen verhilft, wird sich die Arbeit gelohnt haben, die es gekostet hat.

Ich bin den Redakteuren von **LIFE** zutiefst dankbar, die mir diesen Auftrag gegeben haben und mir erlaubt haben, die Photos in diesem Buch zu verwenden, auch den verständnisvollen Männern und Frauen in der Dunkelkammer von **LIFE** und ganz besonders Edward Stanley für seine Ausdauer und Geduld, seine hervorragende Hilfe beim Text und seine ausgezeichneten Bildunterschriften. In Europa und in Amerika gibt es noch viele andere Menschen, denen ich Dank schulde. Es sind zu viele, um ihn allen öffentlich auszusprechen, aber ich hoffe, dass sie sich meiner Dankbarkeit bewusst sind.

1. Kapitel

„HITLER HAT NIE GELOGEN“

Es gab in Deutschland ein bestimmtes Mädchen, das ich nie ausserhalb eines Konzentrationslagers vermutet hätte. Ich dachte an Fräulein Hildegard Roselius, an die ich mich aus ihrer Studentenzeit erinnerte, als sie nach New York gekommen war, um an der Columbia University Journalismus zu studieren. Ich hatte sie nicht sehr gut gekannt, aber eine Erinnerung an ihre energische, freimütige Persönlichkeit war geblieben. Sie war ein grosses, lebhaftes Mädchen mit langen, kräftigen Armen, einem vollen, hellen Lachen und hatte gern zu jedem Thema, das gerade aufkam, ihre Meinung ausführlich und in fast perfektem Englisch abgegeben. Mir kam es wie eine sympathische, geradezu amüsante Symbolik ihres vermutlichen Fortschrittsglaubens vor, als sie nach ihrem Abschluss eine Tanksäule über den Atlantik transportierte, die erste, die in ihrer Heimatstadt Bremen aufgestellt wurde.

Durch diese Tanksäule kam ich Hildegard auch wieder auf die Spur. Ihr Vater, der Kaffee-Haag-König von Deutschland, hatte im ältesten Viertel von Bremen, nahe beim Rathaus und dem herrlichen alten Markt, eine alte Strasse getreu nach dem Muster der kostbaren Häuser aus dem zwölften Jahrhundert in der Nachbarschaft wiederaufgebaut. Wieder daheim mit ihrem amerikanischen Diplom hatte seine begeisterte Tochter ihre Eck-Zapfsäule einfach mitten in dieser echten und nachgeahmten Architektur des Mittelalters installiert.

Als unsere Truppen im Frühjahr 1945 Bremen besetzten und es mir gelang, mich bis ins zerstörte Stadtzentrum durchzuschlagen, fand ich nach langem Suchen und mit Hilfe der Reste von Rathaus und Börse schliesslich in die Böttcher-Strasse. In Friedenszeiten hatte ich Hildegard und ihre Künstlerfreunde vom Bauhaus dort schon besucht. Die Strasse, die Kaffee Haag gebaut hatte, war kaum noch zu erkennen.

Aber dann fand ich im dritten Stock der ehemaligen Künstlervereinigung ,Club zu Bremern, in der Garderobe, Hildegard selbst. Aus dem apfelbäckigen Fräulein, das ich in New York gekannt hatte, war eine grosse, grobknochige Frau mit einer lauten, befehlsgewohnten Stimme geworden.

Hildegard hatte Glück mit ihrer Garderobe, nur hier waren die Fenster des ganzen Gebäudes heil geblieben. Sie hatte weisse Spitzenvorhänge an den Bleiglas-Fenstern angebracht und mit einem Sammelsurium an Einrichtung den Raum in ein ziemlich bequemes Wohnschlafzimmer verwandelt. Um die Küche stand es nicht so gut: Dem Eckzimmer (früher die Toilette), das sie zu diesem Zweck benutzte, fehlten die beiden Aussenwände und so musste die reiche Erbin von einst auf einer Art offenem Regal kochen, das über den Ruinen hing.

Es lässt sich schwer sagen, wer wohl überraschter war, sie, als ich dort auftauchte, oder ich, als ich sie unter all den Schwierigkeiten tatsächlich gefunden hatte. Sie freute sich ungeheuer, einer alten College-Bekanntschaft aus Amerika zu begegnen, und ich war besonders froh, eine Deutsche zu finden, mit der ich offen sprechen konnte. Das deutsche Wesen gab mir bis dahin lauter Rätsel auf, Hildegard musste mir Klarheit verschaffen können. Das tat sie dann auch wirklich.

Während des ganzen Vormarschs der Alliierten in Deutschland hatten alle Amerikaner, die ich kannte, immer wieder darüber diskutiert, dass so erstaunlich wenige Deutsche bereit waren, überhaupt die Verantwortung für den Aufstieg des Nazismus oder das Anzetteln des Krieges zu übernehmen. Für uns, die wir in der demokratischen Tradition erzogen waren, blieb ziemlich unbegreiflich, wie die Deutschen sich von jeder Verantwortung für ihre Regierung drücken konnten. Der amerikanische GI hatte sich auf seinem Weg durch England, Afrika, Italien und Frankreich nie besonders bemüht, die Menschen dieser Länder zu verstehen, aber sobald er nach Deutschland kam, begann er zu denken. Ich habe oft gehört, wie unsere Soldaten ernsthaft versuchten, sich ein Bild von den Deutschen zu machen. Dass sie es versuchten, entsprang wahrscheinlich einem Bedürfnis, herauszufinden, was das eigentlich für Wesen waren, die gerade noch auf uns geschossen hatten, und was sie überhaupt dazu gebracht hatte, mit dem Schiessen anzufangen. Wenn unsere Männer die fruchtbaren Felder und Obstgärten sahen, die so sehr an unsere Heimat erinnerten, hörte

ich sie unzählige Male sagen: «Warum haben die Deutschen den Krieg angefangen, wenn sie das alles schon hatten?»

Ein amerikanischer Major gab unserer Verwirrung über das allgemeine Verleugnen jeder Verbindung mit dem Nazismus Ausdruck, als er meinte: «Die Deutschen tun, als seien die Nazis eine fremde Rasse von Eskimos, die vom Nordpol gekommen und irgendwie in Deutschland eingedrungen sind.» Natürlich sagte ich deshalb zu meiner alten College-Bekanntem: «Ich suche immer noch nach einem Deutschen, der zugibt, Nazi gewesen zu sein.»

Hildegards Antwort kam unerwartet: «Du sprichst gerade mit einer Deutschen, die das zugibt.»

Nun also! Endlich hatte ich gefunden, was ich suchte: Einen richtigen Nazi, der sich zu erkennen gab und bereit war, offen und stolz darüber zu sprechen.

Es fiel mir nicht immer leicht, den Mund zu halten, als wir in dem kleinen Zimmer mit den Spitzenvorhängen sassen und Hildegard von ihrer Verehrung für Adolf Hitler und ihrer fraglosen Zustimmung zu allen seinen Ideen sprach. Ich wusste aber, dass es für mich lohnender war, ihre Vorstellungen anzuhören und sie nicht mit meiner eigenen Gegenmeinung zu unterbrechen.

«Der Führer hatte einen kräftigen, männlichen Händedruck», fing Hildegard an, «die Art von Händedruck, die man mag. Einen richtig guten Händedruck. Jeder, der ihm begegnete, mochte ihn. Er war sehr aufrichtig, sehr offen. Er glaubte an das, was er sagte. Adolf Hitler hat nie mit Bewusstsein gelogen.»

Immerhin hat Hildegard doch einen Amerikanismus angenommen, dachte ich mir, auch wenn es bloss die Art von Lorbeer ist, mit dem wir unsere Nationalhelden kränzen.

Ehe sie Hitler zum erstenmal bei einem Tee bei Winifred Wagner traf, hatte sie von ihrem Vater schon viel über ihn gehört. – «Er kannte meinen Vater gut», sagte sie. Herr Roselius hatte Hitler bereits 1929 bei einem früheren Tee von Cosima Wagner kennengelernt, seine Persönlichkeit und Aufrichtigkeit hatten ihm Eindruck gemacht, und er hatte seiner Tochter zu Hause verkündet: «Ich glaube, dieser Mann wird in Deutschland eine bedeutende Rolle spielen. Er gefällt mir. Er macht mir einen sehr guten Eindruck.»

«Hitler hat alles getan, um den Krieg zu vermeiden», fuhr Hildegard fort. «Jeder Deutsche weiss, dass wir am Ausbruch des Krieges nicht schuld sind.»

«Haben sie denn ‚Mein Kampf‘ nicht gelesen?» unterbrach ich sie. «Und was war mit Hitlers Expansions-Plänen?»

«Gegen Expansionspläne lässt sich nichts sagen, solange sie auf fairer Grundlage verwirklicht werden: Fairer Handel und faire Wirtschaftsbeziehungen.»

Ich verzichtete darauf, dem entgegenzutreten und ihr zu sagen, was ich in der Tschechoslowakei mit eigenen Augen gesehen hatte, als die Deutschen einmarschierten und sich diese kleine Demokratie einverleibten. Hildegard sprach dann erbittert über die korrumpierende Wirkung der ausländischen Propaganda.

«Zu viele Leute haben die ausländischen Sender gehört», sagte sie. «Rundfunk-Propaganda sät Zweifel unter das deutsche Volk.»

Das war ein hübscher Blumenstrauss für unsere alliierten Propaganda-Sender, und ich war gespannt, noch mehr zu erfahren. Wahrscheinlich war ich zu viel mit unseren eigenen, bissigen Korrespondenten zusammen gewesen, die nur zu gern an den gemeinsamen Propaganda-Bemühungen der Alliierten herumkäckelten, da besass der Kommentar einer deutschen Graduierten der Columbia School of Journalism einen gewissen Wert. Ich fragte sie also, was sie von unseren Sendungen gehalten habe.

«Aber ich habe doch nie den amerikanischen Sender gehört», antwortete sie beleidigt. «Das wäre doch unrecht gegen den Führer gewesen!»

Dieser freiwillige Verzicht auf Informationsquellen scheint bei einer Studentin des Journalismus schon ziemlich bemerkenswert, aber ihr nächster Kommentar war noch erstaunlicher.

«Und selbst wenn ich gehört hätte, ich hätte es nicht geglaubt. Ich weiss zu viel über Propaganda. Papa hat im Ersten Weltkrieg die deutsche Propaganda geleitet, ich kenne mich da aus. Und ich kenne auch Amerika, ich weiss, was die dort mit der Werbung und all den andern Sachen machen. «Schliesslich bin ich Journalistin und weiss, was Publicity-Methoden sind. Nein, wenn ich den amerikanischen Rundfunk abgehört hätte – ich hätte sowieso nicht daran geglaubt.»

«Schliesslich war es die Wahrheit», warf ich ein.

«Willst du damit behaupten, unser Rundfunk hätte nicht die Wahrheit gesagt? Unsinn! Die Nachrichten im deutschen Rundfunk haben immer gestimmt.»

Es war leicht, sie von da auf die Frage zu bringen, wer den Krieg verursacht habe. «Das war natürlich England, in Wirklichkeit», sagte Hildegard. «Die Engländer haben die erste Bombe geworfen. Hitler hatte in Bezug auf Polen ein sehr faires Ange-

bot gemacht. Es war einfach dumm von England, wegen Polen Krieg zu führen. Was Deutschland verlangte, war sehr bescheiden – wirklich sehr bescheiden. Wer die letzte Verantwortung trägt, welches Land wirklich den Kriegsausbruch verursacht hat, England, oder Polen, oder Russland, das in Wirklichkeit hinter allem stand, das weiss ich nicht.»

«Jedenfalls nicht Deutschland», stellte ich fest, laut Hildegard.

Und dann brachte sie zum Ausdruck, was vermutlich dem Wunschenken vieler Deutscher entsprach: «Wir dachten immer, ihr wolltet uns gar nicht wirklich bombardieren. Wir hatten immer den Eindruck, ihr wolltet, dass wir gegen Russland kämpfen sollten und die Russen schwächen, ehe sie uns zermalmen konnten. Ihr habt eure Einstellung immer wieder geändert, deshalb waren wir unsicher. Aber ich habe immer angenommen, dass eure Bombenangriffe eine Zeitlang aufhörten, wenn die Russen zu viel Erfolg hatten.»

Auf diesen Gedankengang sollte ich in Deutschland immer wieder stossen, selbst in der Niederlage gaben die Deutschen die Hoffnung nicht auf, wir würden eines Tages für sie gegen die Russen kämpfen.

«Warum, glaubst du, ist Amerika in den Krieg eingetreten?» fragte ich.

«Wahrscheinlich vor allem aus wirtschaftlichen Gründen,» antwortete sie. «Viele unserer Leute haben sich dasselbe gefragt: Warum ist Amerika an einem Krieg in Europa interessiert? Unsere Geschäftsleute glauben, dass Amerika mehr Märkte in Europa wollte, und natürlich standen die Juden hinter allem. Die Juden haben Amerika aus einem Rachegefühl in den Krieg getrieben.»

Als Hildegard auf die Judenfrage zu sprechen kam, fand ich ihre Äusserungen am aufschlussreichsten. Bisher war mir nicht klar gewesen, wie einfach – und wie geschickt – Hitler in die Vergangenheit gegriffen und genau das Vorurteil hervorgezogen hatte, das ihm am dienlichsten war.

«Es ist doch ganz einleuchtend», sagte Hildegard zum Antisemitismus. «Wir hatten schon sieben- oder achthundert Jahre genauso empfunden. In Bremen gab es kein Judenproblem. Bis 1880 gab es ein Gesetz der Stadt, dass kein Jude hier übernachten durfte. Auch in jüngster Zeit gab es bei vierhunderttausend Einwohnern höchstens zweihundert jüdische Familien. Die Juden wurden hier freundlich behandelt, aber Kontakte mit ihnen gab es nicht. Das war eine jahrhundertealte Tradition. Für eine grosse Stadt wie Berlin war das natürlich schwieriger, dort musste etwas mit den Juden geschehn.» Hildegard lächelte. «Hier in Bremen haben wir die Juden gar nicht

so ernst genommen. Unsere zweihundert Familien hatten sowieso nicht viel Chancen», und dann lachte sie, «wenn sie nicht taten, was die Bremer Kaufleute wollten. Du siehst, wir haben den Nazismus praktisch schon immer gehabt», schloss sie. «Wir haben seit Jahrhunderten an die Grundsätze der Partei geglaubt.»

Nachdem sie ihrer Überzeugung so klaren Ausdruck verliehen hatte, fand Hildegard, es sei Zeit für den Tee und wir gingen in die Küche, um ihn zu machen. Die meisten Deutschen hatten weder Tee noch Brennstoff, um ihn zu kochen, aber Bremen ging es besser, als vielen anderen deutschen Städten. Die Amerikaner hatten vielen Leuten Arbeit im Hafen gegeben, auch von unseren Männern konnte man oft Kaffee oder Tee bekommen. Die Brennstoffsituation war erleichtert durch einen US Army-Erlass, nach dem die Bürger jeden zweiten Baum fällen durften.

Hildegard schürte ihr winziges Öfchen mit Holz, das sie selbst gehackt hatte, in ihrem gediegenen Kleid aus blauer Wolle bildete sie einen starken Kontrast gegen den Hintergrund von Zerstörung. Ihre Küche, wie sie da gefährlich hing, offen vor dem Panorama der wild durcheinander gestürzten Ruinen direkt darunter, wirkte wie eine kleine Bühne, hinter der jemand den falschen Prospekt heruntergelassen hatte. Nur der beschädigte Turm der Martini-Kirche – irgendwie erwiesen sich Kirchtürme meist als widerstandsfähig – erinnerte noch an das Gebäude, das dort einmal gewesen war.

Als sie einen Moment auf sah, um zu sagen, es sei mir hoffentlich nicht zu kalt in ihrer zugigen Küche, musste Hildegard lachen. «Ich möchte nicht unhöflich sein», witzelte sie, – «aber es ist deine eigene, verdammte Schuld, falls du frierst.»

Obwohl sie mir eigentlich auf der Zunge lag, verzichtete ich auf die Erwiderung, dass mein Flug mit der Kamera über Bremen am gleichen Morgen Bilder gebracht hatte, auf denen U-Boote in allen Stadien der Fertigstellung, eine bombardierte Flugzeugfabrik und ein paar riesige Montage-Anlagen für U-Boote zu sehen waren. Ich sagte auch nicht, dass ich eine besondere, persönliche Beziehung zu U-Booten hatte, nachdem ich bereits früher von einem deutschen U-Boot torpediert worden war, das man zweifellos in diesem Teil Deutschlands auf den Stapellauf vorbereitet hatte. In meinem Gedächtnis drängten sich die vielen Freunde, die ich unter den alliierten Fliegern gehabt hatte und die Freiheit oder Leben verloren hatten, weil sie genau dieselbe Kriegsindustrie wie die rund um Bremen zerschlagen mussten.

Als hätte sie meine Gedanken verfolgt, sagte Hildegard: «Siehst du das zerstörte Haus da drüben? Da ist etwas Komisches passiert, ganz Bremen hat darüber gelacht. Oben auf dem Dach gab es noch einen Wassertank. Ein Fallschirmspringer kam herunter. Der arme Kerl fiel genau hinein und musste von der Feuerwehr herausgezogen werden. Das war im letzten Winter, und es muss ein ziemlich kaltes Bad gewesen sein.»

Wir trugen unseren Tee in die Garderobe zurück und Hildegard stellte zwei Tassen mit Silberrand auf den Tisch, eine angeschlagen und eine ganz. «Du bekommst unsere beste Tasse», meinte sie heiter, dann wurde sie wieder ernst und erzählte mir noch eine Geschichte von den amerikanischen Fliegern.

«Da war eine Sache, die böses Blut machte. Das war die Geschichte mit ‚Murder, Inc.‘. Ein paar Fallschirmspringer hatten auf ihren Mänteln ‚Murder, Inc.‘. Die Deutschen haben das für eine amerikanische Killer-Organisation gehalten. Ich bin oft danach gefragt worden. Die Leute kamen zu mir und sagten: Was meinen sie damit? Sie sind in Amerika gewesen, sagen Sie es uns. Sie waren sehr aufgebracht. Ich sagte, es könne sich nur um einen Studentenuk handeln. Sie wurden sehr böse, sie verstanden es einfach nicht. Ich wusste aus meiner College-Zeit, dass es solche Spässe gab, aber die Leute sagten: Über so etwas macht man keine Scherze.»

Die armen, unglücklichen Flieger, dachte ich mir. Dieser unüberlegte Gag wird ihnen sicher schwer zu schaffen gemacht haben.

«Für unsere Jungen war es ein schwerer Schlag, als die Stadt aufgeben musste. Du musst bedenken, dass sie alle in der Hitlerjugend waren. Eine der Brücken wurde von fünf Buben gehalten. Für sie ist es ein schrecklicher Schock, dass Hitler den Krieg verloren hat. Wahrscheinlich können wir andere Völker nicht von unseren Ideen überzeugen. Aber ich war Mitglied des NS-Frauenbundes während der ganzen Zeit, und ich würde es wieder genauso machen.»

So ist das also, dachte ich mir. Da marschieren wir mit unserer wohlgerüsteten Armee in Deutschland ein, mit Versorgungs-Einheiten für alles, was rollt, fliegt oder zusammenbricht. Aber wir haben keine Ersatzteile für diese Ideologie, die wir zerstören wollen. Was haben wir ihnen zu bieten, dieser Hitlerjugend, die ihre Brücke auf geben musste und diesen Frauen, die ihren hypnotischen Führer verloren haben? Welche naive Einbildung berechtigt uns zu der Annahme, dass die Befreiten die demokratische Lebensweise automatisch und reibungslos lieben werden, bloss weil ihre Befreier sie lieben?

«Ich glaube, Deutschland hätte nicht verloren, wenn es nicht irgendwo Verrat gegeben hätte», sagte Hildegard, als ich aufstand, um mich zu verabschieden. «Es gab zu viele Polen und Ausländer, und zu viele Leute haben die ausländischen Sender gehört. Für Amerikaner mag Demokratie vielleicht das Richtige sein, für Deutschland ist sie eine fragwürdige Sache.»

Ich habe viel von diesem Krieg miterlebt und mich oft sehr gefürchtet, wenn die Lage riskant oder gefährlich war. Aber das Entsetzen, das mich überfiel, nachdem ich mit diesem deutschen Mädchen gesprochen hatte, sass tiefer und fester als alles, was mir bisher zugestossen war. Ich fühle es immer noch.

2. Kapitel

SEKT IST EINE MILITÄRISCHE NOTWENDIGKEIT

Die Turmspitze des Kölner Doms war ein fabelhafter Platz, um von dort Bilder zu machen. Nach dem steilen Aufstieg war ich ein bisschen atemlos, als ich durch die Spalte im Mauerwerk spähte. Aber vielleicht hätte es mir ohnehin den Atem benommen, denn weit unter mir floss der Rhein und plätscherte an die Grenze von Grossdeutschland. Der Fluss war immer noch gefährlich: Das Ufer wimmelte von deutschen Soldaten, versteckt, auf der Lauer, zum Töten bereit – die Wacht am Rhein.

Im Frühjahr 1945 waren wir derart rasch gegen das Herz von Deutschland vorgezogen, dass es mir immer mehr wie eine Reise tief in Alice's Wunderland vorkam – bis wir in den letzten Kriegswochen jenes neblig-grüne Gebiet erreichten, wo kaum noch etwas an das Leben erinnerte, das wir bisher gekannt hatten. Sieger und Besiegte benahmen sich seltsam und ungewohnt, alles schien Kopf zu stehn und die Welt in Sekt zu schwimmen. Ein Soldat ist nichts ohne Sekt, hätte einem jeder GI bestätigt. Wahrscheinlich hatte man ihn vorher noch nie so dringend gebraucht.

Als ich die drei GIs traf, die vor den Schutthaufen des Doms feierten, schrieben wir Anfang März und Köln war bis zum Fluss in unseren Händen. Jenseits des Rheins besetzten Banden fanatischer Hitlerjugend immer noch die Flakgeschütze, auch nachdem viele Erwachsene geflohen waren, und Granaten piffen immer noch durch die enthaupteten Wasserspeier und fielen auf den Domplatz.

Die abgebröckelten Apostel über dem Westportal blickten gelassen auf ein Schild herab, das gerade an der Domtür befestigt worden war: ,YOU ARE NOW IN COLOGNE, COMPLIMENTS 1st. Bn. 36th Armd. Inf. Reg., Texas ,Spearhead.‘ Um

dieses Verdienst gab es etwas Uneinigkeit zwischen der 104., der ‚Timberwolf‘-Division, und der 3. Panzer-Division, die gleichzeitig in Köln einmarschiert waren. Auch bei der Luftwaffe gab es Ärger: Nachdem sie Köln flachgelegt hatten, mussten sie erfahren, dass die Bodentruppen die Bomber-Boys am liebsten in den rückwärtigen Stab versetzt hätten. Den unerschütterlichen Heiligen über den gotischen Türbögen war das gleichgültig, auch wenn sie Nase und Kinn oder ihr steinernes Gefieder verloren hatten. Tausende von Bombern waren an- und abgeflogen. Ein Kaiser und ein Führer waren gekommen und gegangen. Eine Besatzungsarmee kam, auch sie würde wieder gehen. War doch in den tiefen Gewölben unter dem Dom durch alle Angriffe und all die langen Verdunkelungen hindurch regelmässig die Messe gelesen worden.

Nach dem Schild am Portal waren die drei Soldaten auf dem rutschigen Geröll also meine Gastgeber. Und wie gute Gastgeber riefen sie auch, als sie mich mit meiner Kamera und Sergeant Asch, der mir die Ausrüstung tragen half, erspäht hatten «Etwas Sekt?»

«Wir haben so viel Sekt, dass es zum Zähneputzen reicht», sagte einer. Sowar es auch. Die Wasserleitungen waren zerstört und der Sekt kam gerade richtig.

«Kommt mit», lud uns ein anderer Soldat ein. «Wir wollten gerade gehn und einen Safe sprengen.»

«Nehmt sie doch mit», schrien die andern.

Meinetwegen, dachte ich. Ich bin jetzt im Wunderland. Ich bin in einem Land, wo man sich die Zähne mit Sekt putzt. Hier ist alles möglich.

Wir rannten über den Domplatz, vorbei am Skelett des Stammhauses von 4711, wir mussten gebückt über den offenen Teil des Platzes laufen, denn die Deutschen hatten uns direkt im Blickfeld, sobald wir uns vom Dom entfernten und konnten leicht ein paar Granaten herüberschicken, wenn sie Zeichen von Leben sahen. Als wir so den verhältnismässig geschützten Wallraf-Platz erreicht hatten, blieb einer der Boys plötzlich stehn und rief im Ton der Verzweiflung: «Dynamit!»

«Dynamit?» fragte ich.

«Um den Safe zu sprengen», sagte er. «Wir haben das Dynamit vergessen.»

Dann beschlossen sie, die nächste Stelle, wo Dynamit zu haben war, sei der Command Post der Kompanie, der Sprengtrupp würde bestimmt aushelfen. Während ein Soldat sich zur Kommandostelle aufmachte, die sich irgendwo unter den Ruinen des Dom-Hotels befand, liessen wir übrigen uns am Rand eines kleinen Bombentrichters

nieder, neben den Überresten des Deutsch-Amerikanischen Reisebüros. Einer der Soldaten kämpfte mit einem Korke, die schäumende Fontäne, die er freisetzte, schoss in einem merkwürdigen, hübschen Rosa heraus. Es war dann gar kein Sekt, sondern ein funkeln roter Moselwein, den noch keiner von uns je probiert hatte.

Das Warten auf das Dynamit gab mir Gelegenheit, mich umzusehen und zu versuchen, mich an den Wallraf-Platz zu erinnern, wie ich ihn von meiner ersten Reise nach Europa kannte. Touristengruppen hatten ihre dom-müden Füße unter kleinen Tischen ausgeruht, die vor dem Café Monopol standen, jetzt nur noch eine verkohlte Hülse, und Kräfte für den Einkaufsbummel entlang der Hohen Strasse gesammelt. Das Schild ‚Hohe Strasse‘ hing immer noch an der Ecke, aber die eleganten Läden waren in Steinhaufen und Staub versunken, Jagdgründe für Soldaten, die hinter Souvenirs und Beute her waren. Ich habe nie von einem Krieg gelesen, in dem die Soldaten nicht geplündert hätten, und dieser war bestimmt keine Ausnahme. Köln war die erste grosse deutsche Stadt, die eingenommen wurde, und vielleicht geschah das Plündern zum Teil aus reiner Neugier. Die GIs wollten sehen, wie die Häuser aussahen, wie der Feind wohnte, was er in seiner Wohnung hatte. Es war das Land des Feindes und war ihm von Männern abgenommen worden, die bei jedem Schritt von Omaha Beach bis hierher ihr Leben riskiert hatten. Sie brauchten einen handgreiflichen Nachweis für ihre Leistung. Von einem Mann, der bombardiert und von vorn und hinten beschossen worden ist, kann man keine besonders hohe Achtung vor den Besitzrechten des Gegners erwarten, besonders dann nicht, wenn er den Verdacht hat, dass dessen Besitz durch Diebstahl entstanden ist. Nachdem die ‚Souvenir‘-Leidenschaft sich gelegt hatte, stellte sich wieder ein weitgehend normales Verhalten gegenüber fremdem Eigentum ein.

«Unter dieser Strasse sind Gewölbe und Gewölbe voll von Zeug», sagte der eine Soldat in langsamem Texas-Tonfall. «Da gibt es alles, was sich einer nur wünschen kann. Wir sind noch nicht mal durch die Hälfte durchgekommen.»

Was um uns herumlag, war ‚neuer Schutt‘. Nach den ersten Bombenangriffen von 1942 und 1943 hatte man die Trümmer weggeräumt und die Stadt war wieder einigermaßen zum Leben erwacht. Erst in der vergangenen Woche, während der letzten grossen Angriffe vom 2. und 3. März, als Köln für den Einmarsch ‚weichgemacht‘ wurde, waren die meisten Gebäude, die noch standen, auf die Strassen gestürzt und hatten etwa vierhundert Deutsche mitgerissen. Damals erhielt auch der Dom, der bis

dahin ziemlich unbeschädigt geblieben war, die drei Volltreffer, die das Hauptschiff mit Trümmern füllten.

«Es war nicht nötig, die Stadt noch mal zu bombardieren», hatten die Leute zu uns gesagt, als wir in Köln einmarschierten. «Wir wollten uns sowieso ergeben. Wir haben nur darauf gewartet, dass die Amerikaner kommen.»

Wir wunderten uns über die Fügsamkeit der Menschen. Die grossen Nazis waren über den Rhein geflohen und die Zivilisten, die geblieben waren, bemühten sich eifrig, ihren neuen Herren zu gefallen.

Als wir uns durch die weglose Wüstenei der Hohen Strasse auf den Weg machten, diesmal mit Dynamit ausgerüstet, dachte ich mir, dass uns höchstens ein Infanterist, der gelernt hat, seine Patrouille nach kaum wahrnehmbaren Wegzeichen zu finden, zu unserem Ziel hätte führen können. Als wir dort ankamen, vor einem Steinhaufen, der genau wie alle andern aussah, blieb unser Anführer wie angewurzelt stehen und sagte in leiser Verzweiflung: «Schnur!» «Jesus, ja – Schnur», sagten die andern im Chor. «Wir haben Schnur vergessen.»

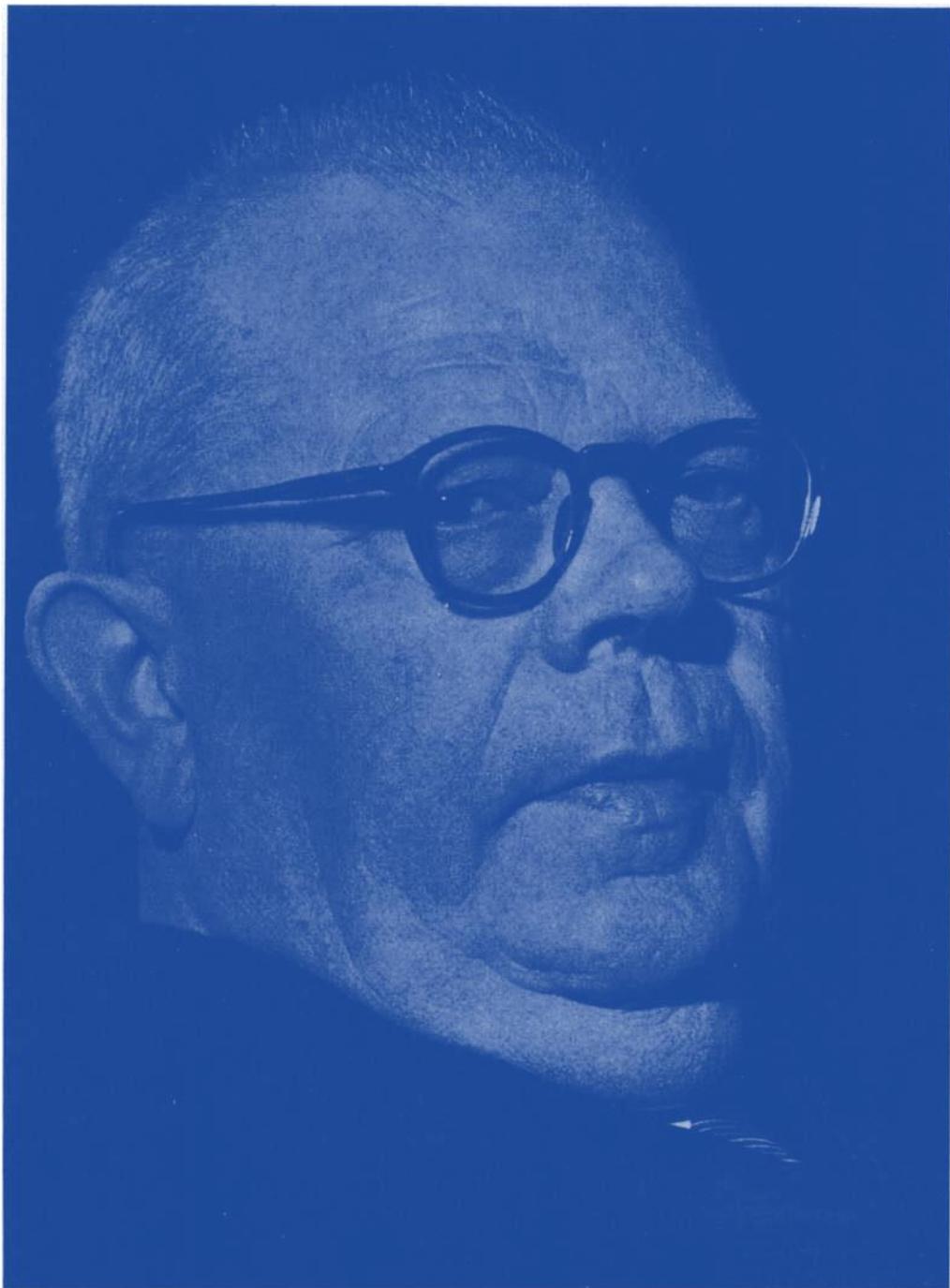
Ich fragte mich, was Schnur mit dem Schuttproblem zu tun haben könnte. Während einer der Soldaten auf die Suche danach ging, erfuhr ich, dass unsere Amateur-Safeknacker sie brauchten, um eine Zündschnur draus zu machen.

Als wir endlich alles zusammen hatten, Schnur, Dynamit, meine Kameras, Blitzlicht und ein paar Fackeln, liessen wir uns durch ein Loch eine Leiter hinunter, durch ein zweites Loch, dann kam eine gefährliche Treppe, bis wir schliesslich im dritten Kellergeschoss unter der Strasse gelangt waren. Im Schein unserer Taschenlampen entdeckten wir, dass wir uns in einer Art Mischung aus Bloomingdale's Ausverkauf und Omas Speicher befanden. Da lagen Stösse von gefalteten Spitzenvorhängen, Schachteln mit Damasttischtüchern und Servietten, Kästen mit Silberbesteck, Koffer voller neuer und alter Kleidungsstücke und Haufen sauber zusammengelegter, billiger roter Baumwoll-Fahnen mit dem schwarzen, maschinengestickten Hakenkreuz.

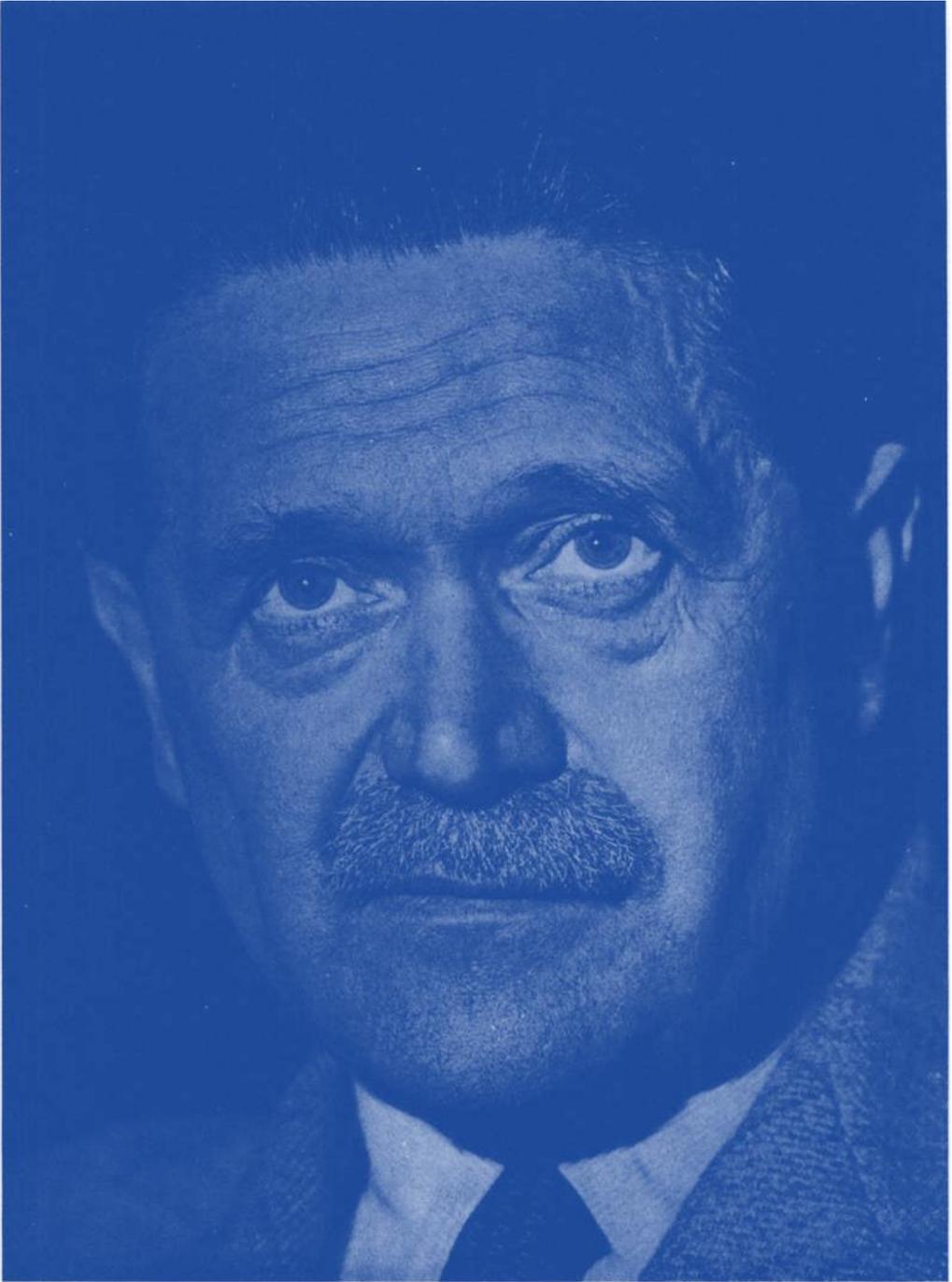
Unter und zwischen all der Wäsche und den Hakenkreuzen fanden wir Reihen von dunklen, schlanken Flaschen in knisternden Strohüllen. Ein paar der hübschesten enthielten aber nur Fruchtsaft. Zu wenig Sekt in den Kästen, klagten die GIs ärgerlich, aber Sergeant Asch, der ein Weinkenner war, meinte, viele dieser Weine seien wirklich edles Gewächs der besten Jahrgänge. Da war allen wieder wohler.



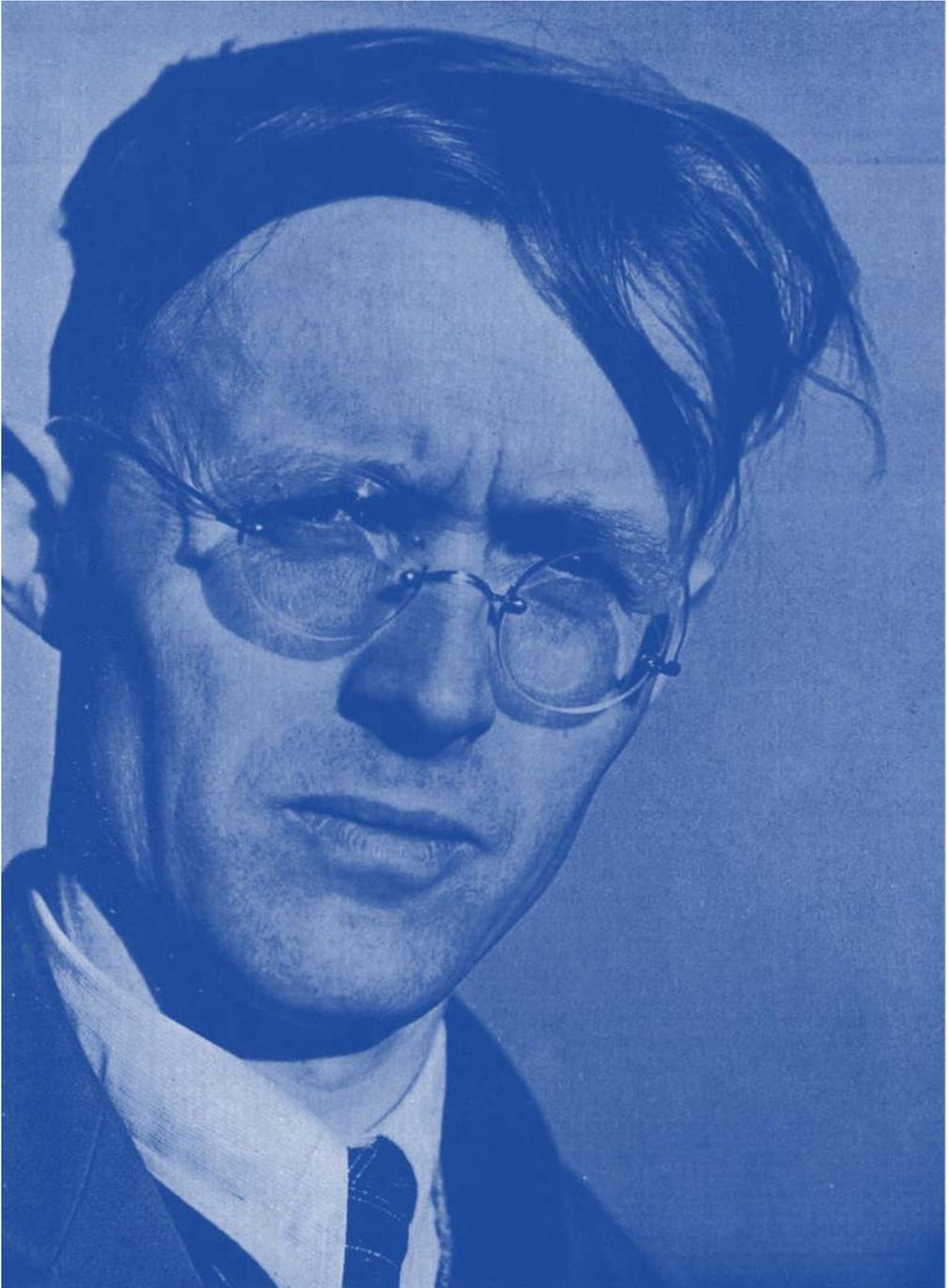
1 «Ein' feste Burg ist unser Gott»: Als die Nazis auf die protestantischen Kanzeln vordrangen, organisierten Pastor Goebels und seine Frau in Frankfurt eine kirchliche Widerstandsgruppe, um den Glauben lebendig zu erhalten. Es gab drei solche Gruppen in Deutschland; ihre Arbeit war sehr gefährlich.



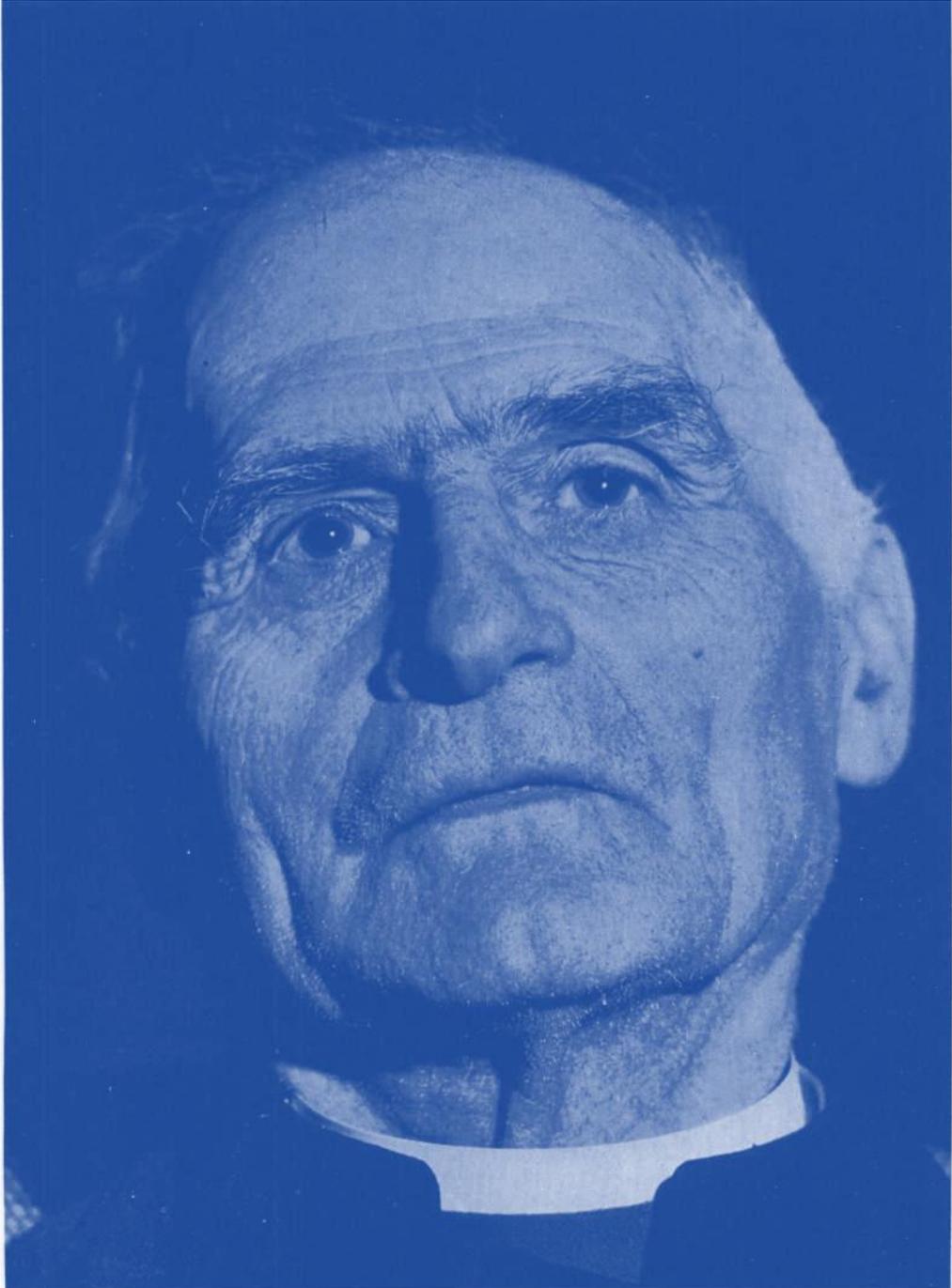
2 Dr. Heinrich Tully war der technische Direktor der lebenswichtigen Kugellager-Fabrik in Schweinfurt, deren Ausschaltung viele Männer und Flugzeuge kostete. Als standhafter Nazi behielt er sogar noch nach dem Einmarsch der Amerikaner Hitlers Bild an der Wand. Er dachte nicht daran, dass sein Leben mehr als nur unterbrochen werden könnte, und machte sich Sorgen um die wirtschaftliche Lage.



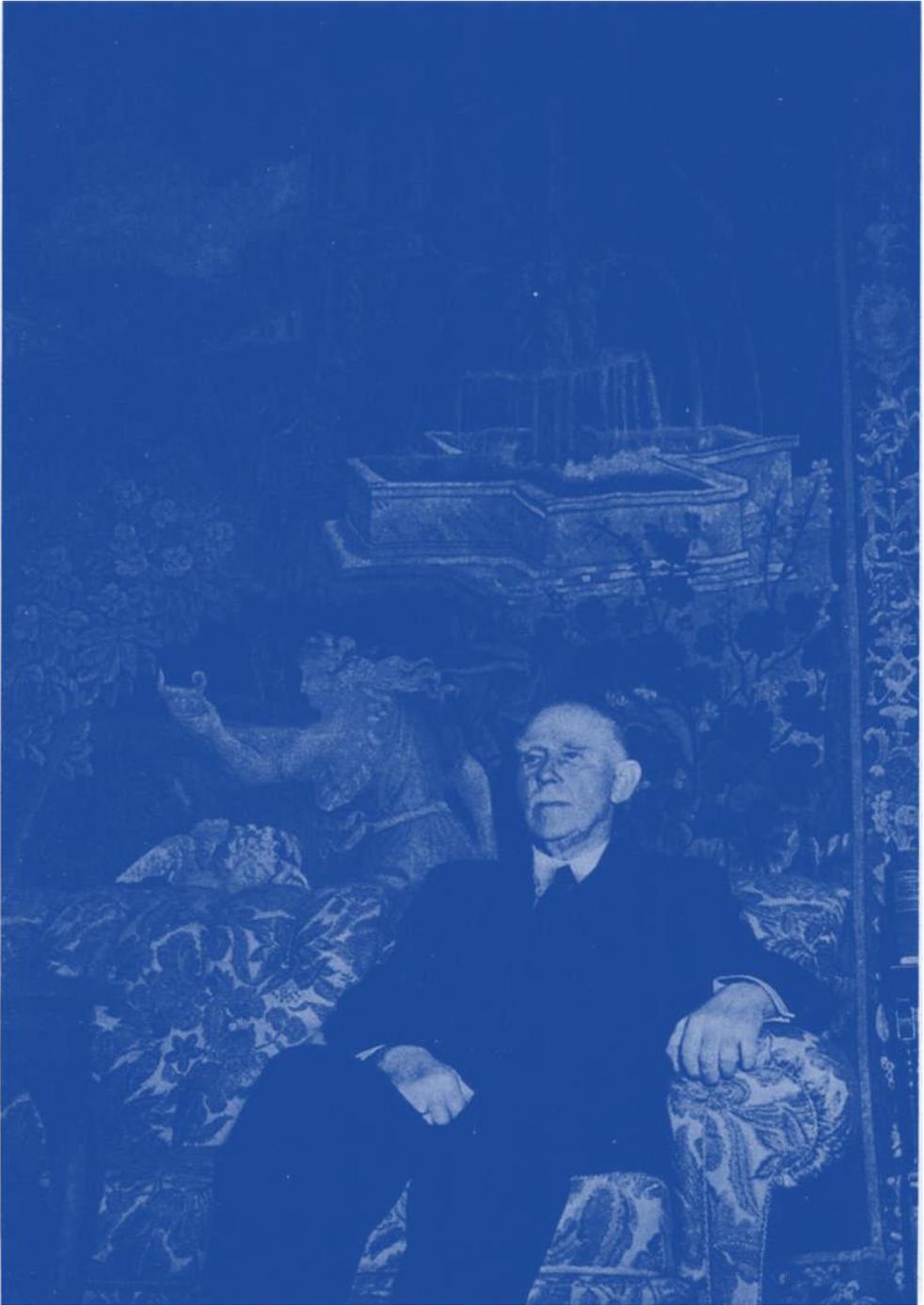
3 An seiner Kleidung konnte man einen Nazi nicht erkennen. Herr H.W. Lumme ging stets massgeschneidert. Er war der höchste Parteifunktionär bei I.G. Farben und Vize-Präsident der Verwaltung dieses wichtigen Teiles der deutschen Kriegsmaschinerie. Als die Nazis verloren hatten, war er sofort bereit, mit den Alliierten zusammenzuarbeiten.



4 Dieser Mann mit dem empfindsamen Gesicht war «Auslands-Direktor» eines grossen Chemie-Konzerns. Das hiess, dass er die Zwangsarbeit von Ausländern überwachte und organisierte. Ich habe ihn nicht nach den Konzentrationslagern gefragt, aber ich bin sicher, dass er «erstaunt» gewesen wäre, davon zu hören.



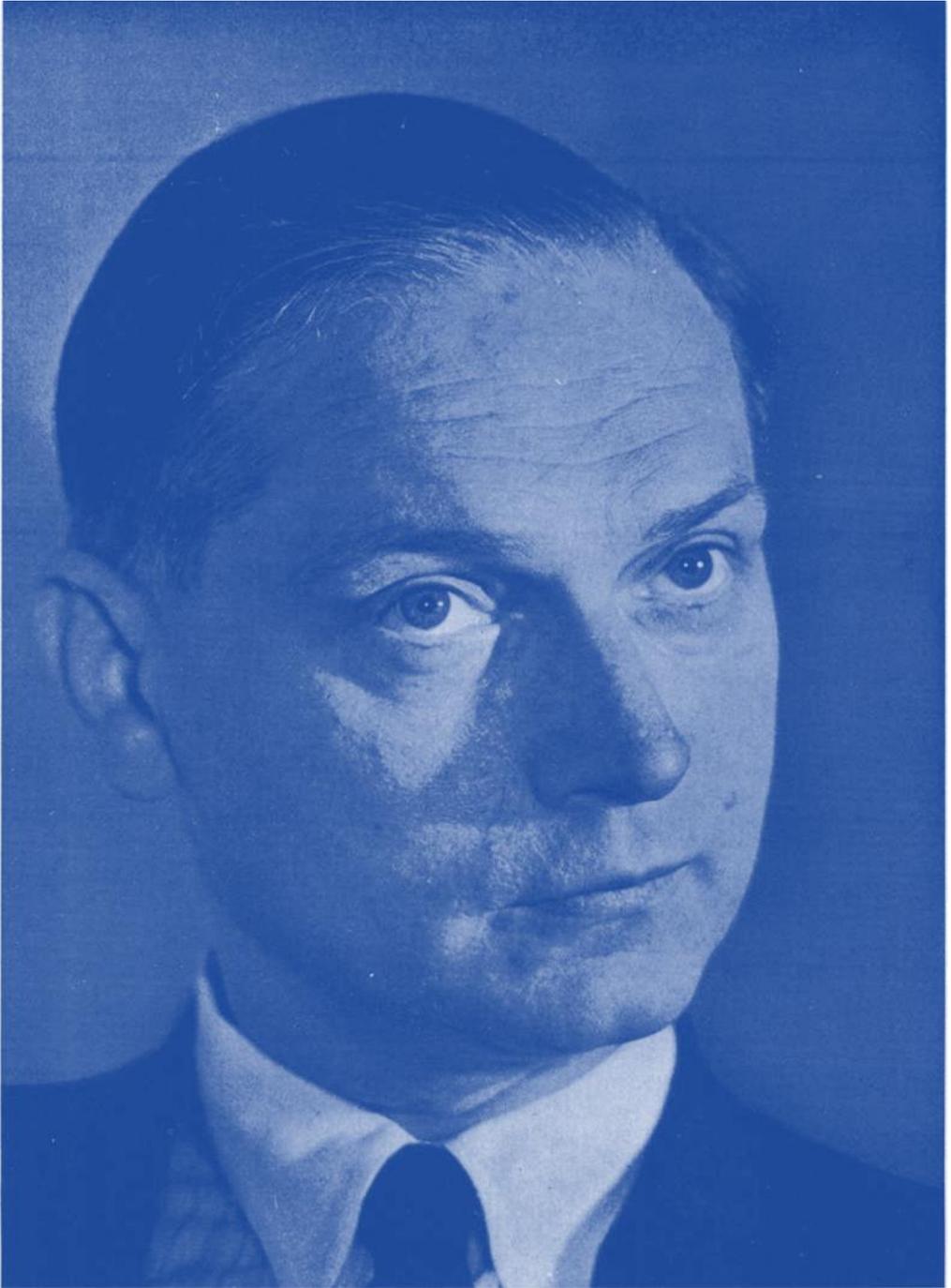
5 Prälat Dr. Jacob Herr, Dekan der katholischen Priester in Frankfurt. Als Anti-Nazi hatte er einen langen, schweren Kampf geführt und er sah noch kein Ende des Weges für sein Volk.



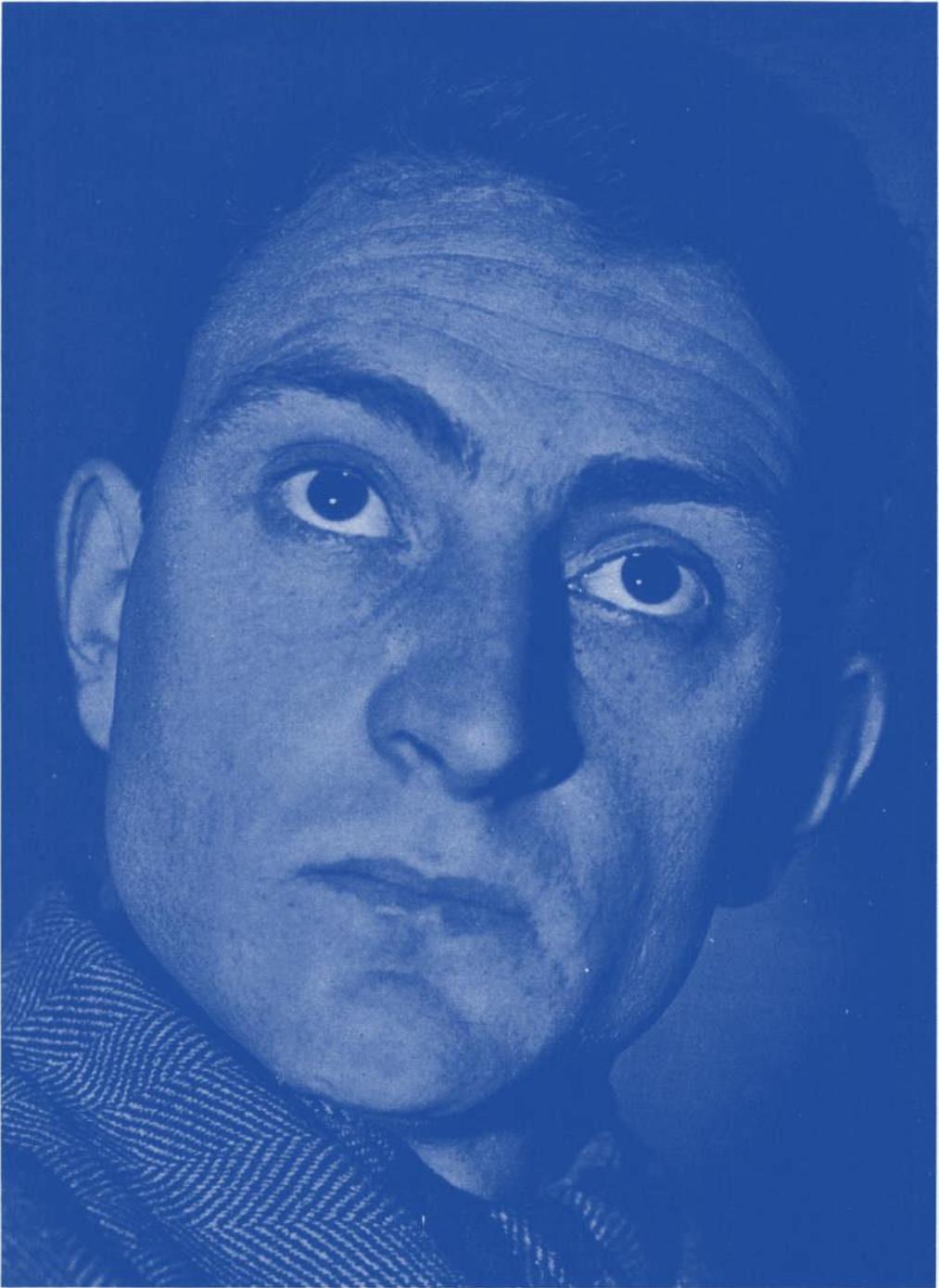
6 Herr Ernst Tengelmann, der grösste Kohle-Baron des Ruhrgebiets. Zwei Söhne waren in der SS und die Familie schloss sich früh den Nazis an. Als die Alliierten versuchten, seine Gruben in Betrieb zu nehmen, musste er wegen Obstruktion festgenommen werden. Sein Geschmack für Augenbrauen entsprach dem für Wandteppiche.



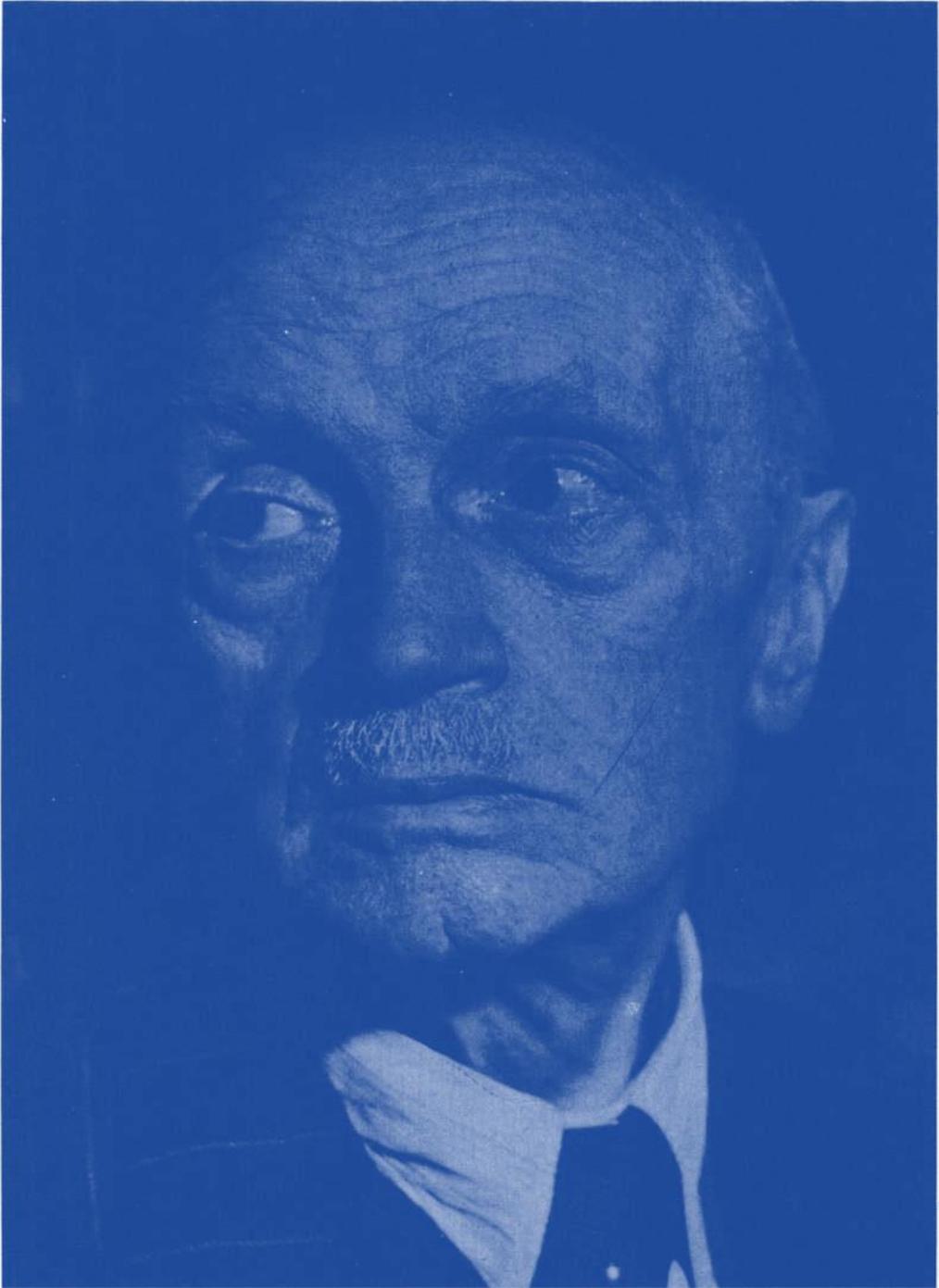
7 Ein kleiner Nazi, wie er im Buche steht. Er verriet seine Arbeitskameraden und brachte sie damit ins KZ. Sein Schnurrbart kann sich mit Tengelmanns Augenbrauen messen, aber er besass weder Kohle-Bergwerke noch Wandbehänge und ist hier deshalb in einem echten Gefängnis zu sehen.



8 Ein Nazi-Bonze – und er hat Angst. Herr Walter Rohland machte unter Hitler eine steile Karriere und wurde von ihm persönlich zum Chef der deutschen Stahlindustrie ernannt. Ausserhalb Deutschlands wusste man wenig von ihm, aber vor dem Krieg war er sehr erfolgreich beim Beschaffen ausländischen Kapitals, das direkt in Hitlers Kriegsmaschine floss.



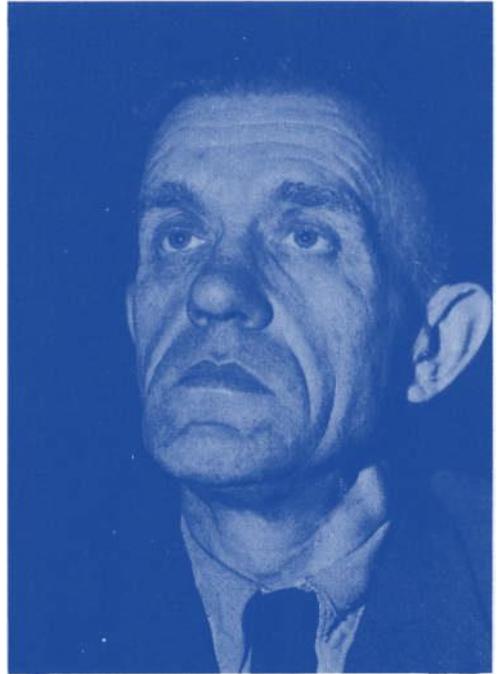
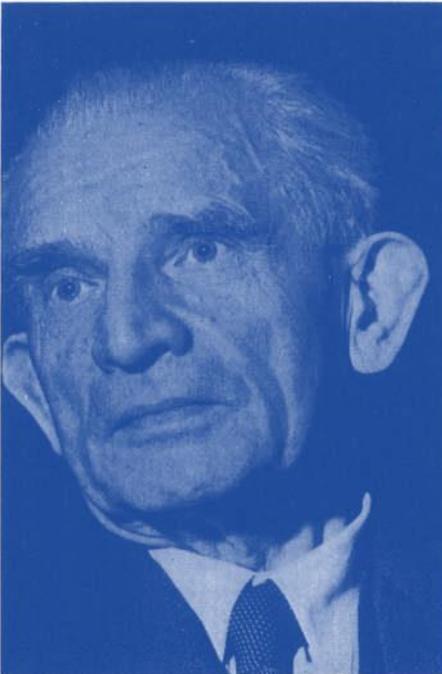
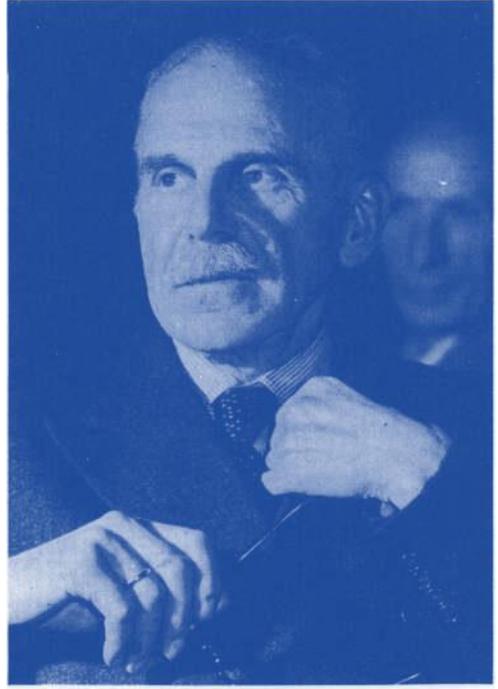
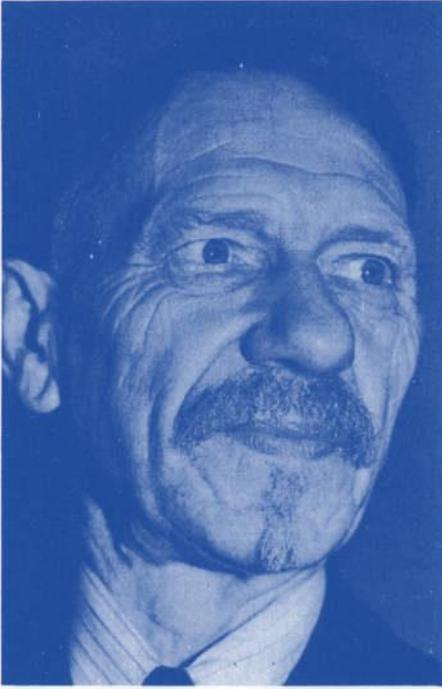
9 Ein Nazi mittlerer Statur – auch er fürchtet sich. Die Nazis hatten ihn als Hitler-Jugendführer von Köln aufgestellt.



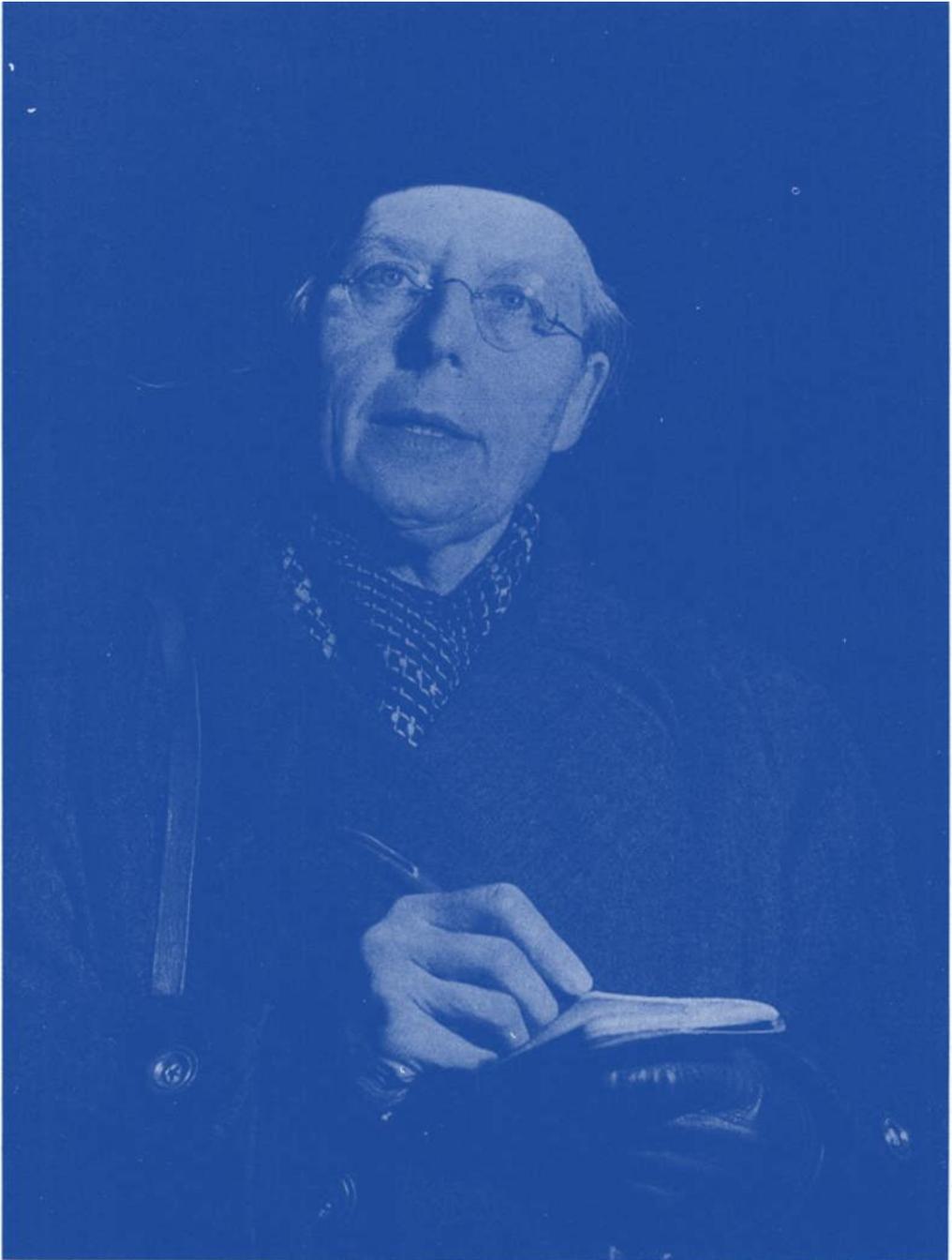
10 Bernhard Scholz sieht erschöpft aus und hat allen Grund dazu. Er hatte sich als Arzt geweigert, die Behandlung von Juden einzustellen, als es ihm von den Nazis befohlen worden war. Sie gaben ihm keine Lebensmittelkarten mehr und sperrten seine Frau ein.



11 Kommunist Dethlefs, Gewerkschaftsführer in Hamburg, war der einzige Deutsche, den ich traf, der das ganze deutsche Volk für die Nazis und den Krieg verantwortlich machte. Er war vier Jahre in Konzentrationslagern gewesen und oft gefoltert worden, aber er sagte: «Wir sind schuld. Wir haben nicht genug getan.»



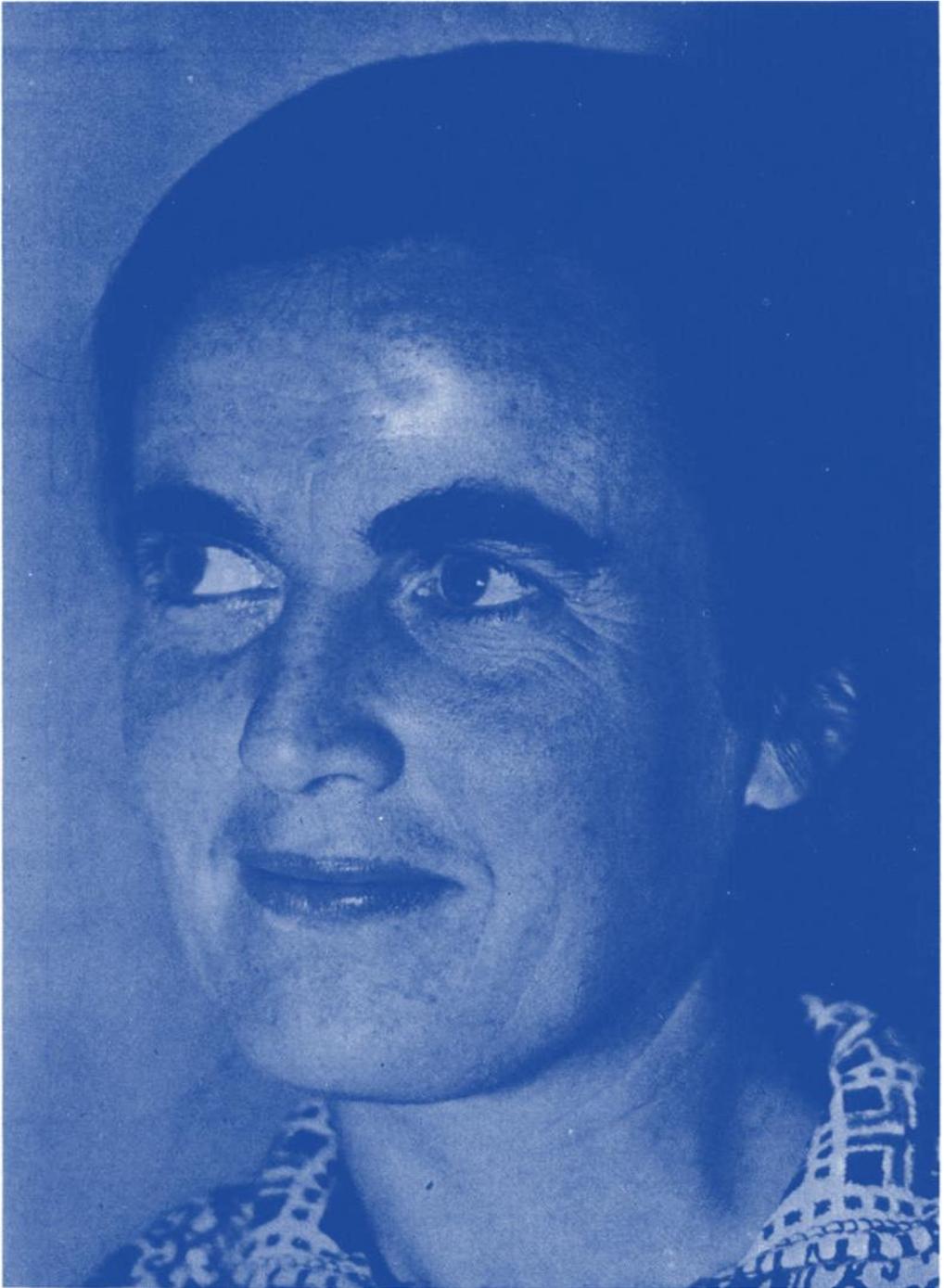
12 Vier entschlossene Anti-Nazis. Der Bürgermeister von Hamburg (oben rechts) war Sozialdemokrat. Die andern drei sind alte, zähe Gewerkschaftler, die seit Bismarcks Zeiten gegen Unterdrückung durch die Obrigkeit gekämpft haben. Während des Krieges gaben sie eine Untergrund-Zeitung heraus.



13 Frau Professor Koch hatte die Augen einer Fanatikerin. Ihr ganzes Leben hatte sie für Deutschland geschwärmt, wie man es ihr beigebracht hatte. Deutschland allein galt immer noch ihre Sorge, und sie besass keinen Funken Verständnis für das Leid und die Not, die Deutsche über andere Länder gebracht hatten. Vor allem konnte sie nicht begreifen, dass das Deutschland, für das sie ihre Schüler seit einem Jahrzehnt erzogen hatte, nicht mehr existierte. «Amerika muss Lebensmittel liefern», sagte sie, «oder Stalin wird ein leichtes Spiel haben.»



14 Niemöllers Schwester



15 Ingeborg Walther war eine Nazi-Anhängerin gehobener Herkunft und dem Führer bedingungslos ergeben. Sie arbeitete für die Partei und organisierte Nazi-Sportvereine für Mädchen. Ingeborg blieb von den Greueln der Nazis gegen die Juden oder irgendwelchen anderen Nazi-Verbrechen völlig ungerührt. Ich hatte das Gefühl, ins Gesicht des Bösen zu sehen und dass sie im Herzen stets so bleiben würde. ([die Monstermacher kommen zu Wort...](#))

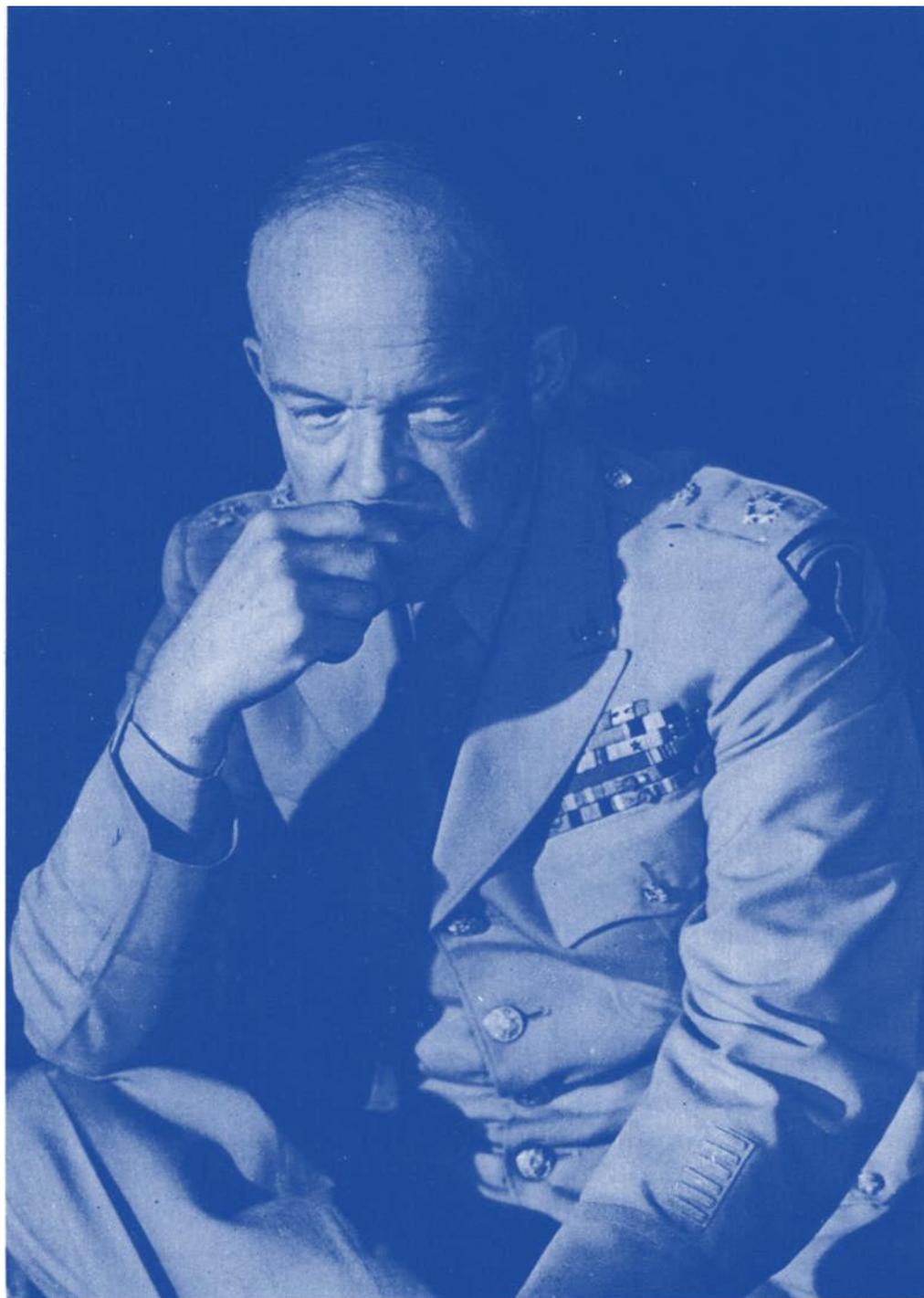


16 «... die stumpfe, brutale Masse der normalen deutschen Wehrmacht und das deutsche Volk sind stets bereit, sich führen zu lassen und in anderen Ländern Wohlstand und Freiheit niederzutampeln, die sie zu Hause nie gekannt haben», sagte Winston Churchill, nach Dünkirchen. (das Gegenteil trifft zu...)

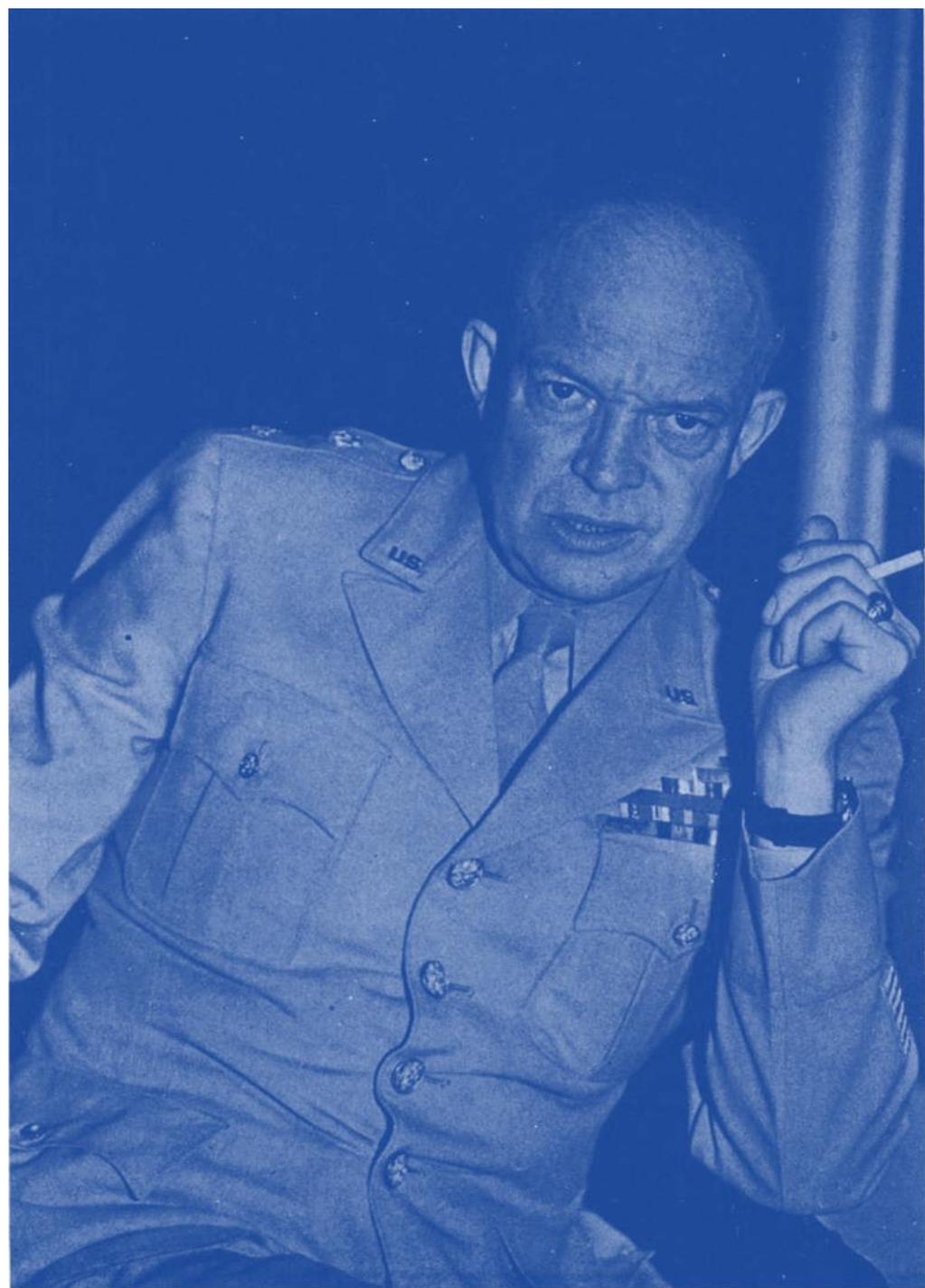


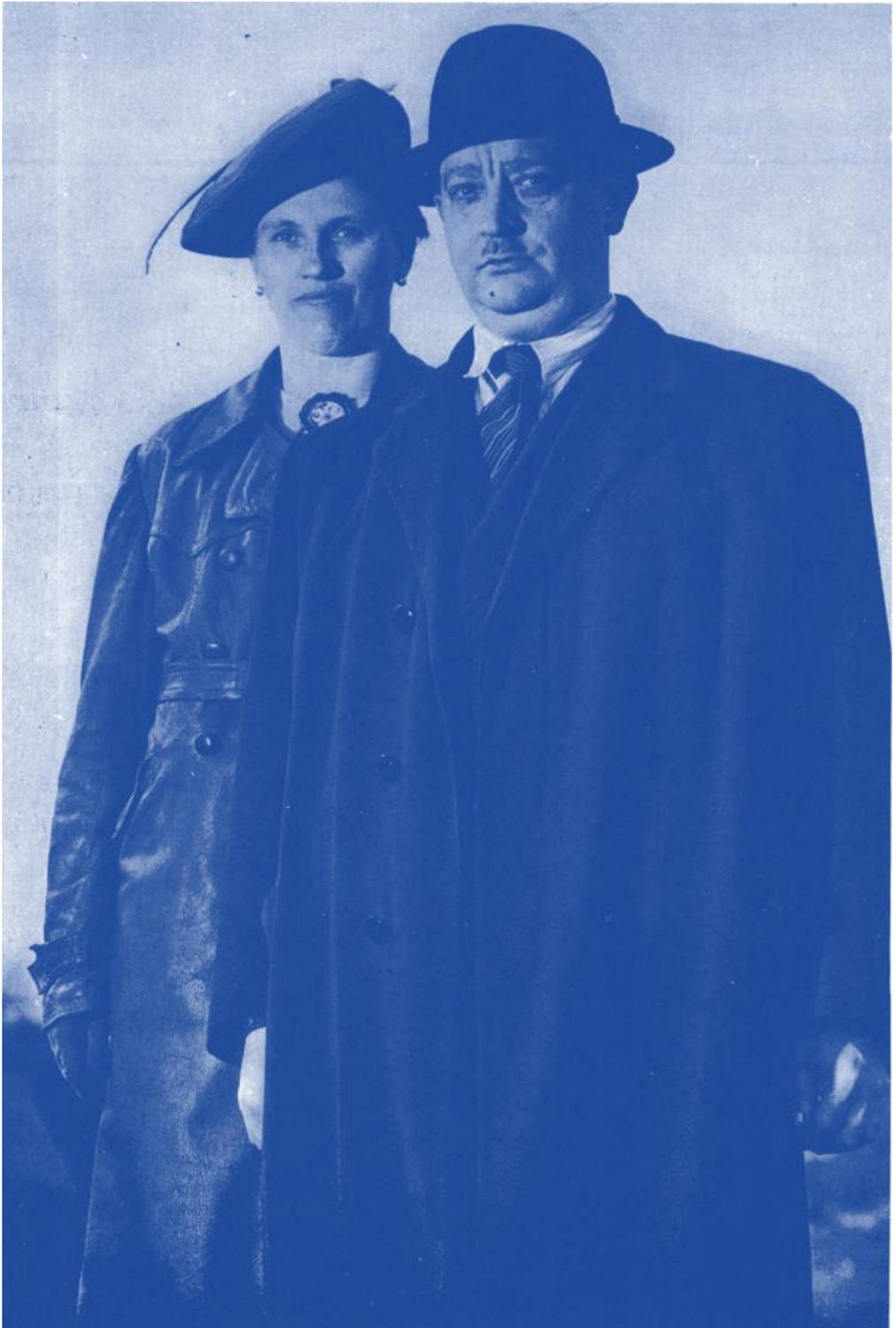
17 General Patton, vgl. dazu auch

https://ulis-buecherecke.ch/pdf_berichte_der_siegermaechte/general_pattons_krieg.pdf



18 Eisenhower bei einer Pressekonferenz in Berlin.





20 Ein deutsches Ehepaar. *Fast wie im Zoo.*

«So ein Set würde meiner Frau gefallen», meinte der Boy aus Texas und hielt ein glänzendes, üppig mit Rotkehlchen besticktes Tischtuch aus gelber Kunstseide hoch. Als nächstes grub er eine riesige Nazi-Fahne aus schwerer Seide aus, schmuck mit Fransen gesäumt. Er bot sie mir an und ich nahm sie bereitwillig, es war das einzige von all diesen ‚Souvenirs‘, das mir gefiel.

Inzwischen sah es um uns herum schon nicht mehr wie auf Omas Speicher aus. Bei jedem Aufleuchten meiner Blitzlichter erschienen wilde Bilder, auf denen GIs in dem Durcheinander herumsuchten, Flaschen aufmachten und sich von einem höhlenartigen Raum zum nächsten vortasteten. Der Texasboy führte mich durch eine Öffnung in der Mauer in ein Pelzgewölbe, voll mit Seal- und Bisammänteln, Maulwurfsjacken und Fuchs-Capes. Offenbar handelte es sich um ein Lager, wo die Kölner ihre Garderobe vor den Bombenangriffen in Sicherheit gebracht hatten.

«Das sind bloss alte getragene Sachen», sagte der Soldat, er war rasch mit den Pelzmänteln fertig. «Kommen Sie hier durch – dahinter ist noch ein Keller. Da sind die besseren Pelze.»

Ich zwängte mich durch das Loch, stellte dabei meine Rolleiflex auf eine ungefähre Blende ein und schoss ins Dunkle. Im Blitzlicht sah ich den GI bis zu den Knien in Bündeln weisser Pelze stehen. Ob es Fuchs oder Kaninchen war, konnte ich nicht erkennen.

«Hier könnte man leicht dreitausend Dollar machen», sagte der Boy. Und, beim zweiten Blitz, etwas verlegen: «Aber vielleicht brauchen Sie keine dreitausend Dollar.»

Inzwischen hatten sich auch die andern durch das Loch hinter uns gezwängt und in wenigen Minuten geriet der Keller in einen Wirbelsturm von Pelzen – sie suchten nach Nerz. Sie fanden zwar keinen, aber ein Soldat hielt eins von diesen zusammengeflickt und unansehnlich wirkenden Dingern in die Höhe, die manche Damen über den Abendkleidern tragen und fragte, ob ich es wollte. Ich war völlig uninteressiert. Da es kaum mehr als 30 Gramm wog, stopfte er es sich unter den Arm. (Monate später erfuhr ich in Paris, dass es Platin-Fuchs war, etwa zweitausend Dollar wert, und dass der Soldat es einer französischen Schauspielerin verehrt hatte, aus Gründen, die er schon damals fest im Kopf hatte.)

Der Gang von Keller zu Keller in der Dunkelheit verwirrte uns und schliesslich hatten wir alle den Weg verloren. Endlich sahen wir eine lichte Öffnung über uns,

wir kletterten ihr entgegen und kamen in einem geschlossenen Hof heraus, der von dem Loch, wo wir eingedrungen waren, nur wenig entfernt lag. Der Texaner war vor uns allen herausgestiegen, er legte bereits seine Schnur über den Schutt und bis zum andern Ende des Hofes. «Bleibt von der Treppe weg», brüllte er und ich begriff, dass er jetzt den Safe sprengen wollte, den die Bomben in den Hof gewälzt hatten. In einer anderen Situation hätte ich vielleicht zu seinen Fähigkeiten im Umgang mit Dynamit mehr Vertrauen gehabt, aber so wie hier sah ich kommen, dass er uns alle in den Strudel von Textilien da unten hinunterdonnern würde.

Wir konnten uns gerade noch gegen das Tor pressen, ehe die Mitte des Hofes sich krachend hob und Steine, Schutt und Staub in alle Richtungenflogen. Als der Rauch sich verzogen hatte, sassen die GIs ziemlich erstaunt platt auf dem Boden. Zwei hatte es ziemlich erwischt, einer hatte einen Schnitt in der Backe, aber niemand war ernsthaft verletzt. Die Boys wühlten in dem Trümmerhaufen, fanden aber nichts von Bedeutung. Was auch in dem Safe gewesen war, die Nazis hatten es offenbar bei ihrer Flucht über den Fluss mitgenommen.

Während zwei von uns die grosse Fahne in der Mitte des Platzes zusammenfalteten, wie man es mit einem grossen Tischtuch macht, schlug in der Nähe etwas mit einem zarten, kleinen ‚zing‘ auf den Boden. Dann ein zweites ‚zing‘, schon etwas näher. Die Soldaten riefen «Heckenschützen!» und zogen mich unter einen Jeep. Es war fast nur eine Bewegung, fast nur ein Reflex, sehr ruhig, sehr schnell, ganz professionell. Ich tastete nach meinem Kopf, ob der Helm auch fest sass. Ich war völlig in die grosse Fahne verwickelt und fragte mich unbehaglich, ob wohl das Hakenkreuz-Souvenir das Auge des Heckenschützen auf uns gelenkt hatte.

Mein Kamerad hatte sich im Handumdrehn in den gelernten Infanteristen zurückverwandelt. «Macht, was ich mache», befahl er. «Rennt, wenn ich renne». Er kroch vorsichtig heraus, zog mich dann nach und wir rannten so schnell wir konnten zu den schützenden, geborstenen Bögen des Café Monopol.

«Sie werden gleich Granaten werfen», sagte er ganz ruhig. Ich sah etwas erstaunt, dass er immer noch eine Sektflasche unter dem Arm hatte und automatisch am Korke zu ziehen begann.

Von Sekt hatte ich inzwischen genug. Ich war sehr besorgt, dass die Deutschen, die meist um diese Zeit am Spätnachmittag den Platz beschossen, diesmal Sergeant Asch und die andern Soldaten erwischen könnten, wenn sie herauskamen. Umso

grösser war meine Erleichterung, als sie endlich erschienen. Wir riefen ihnen eine Warnung zu, dann klemmten wir uns alle in den Jeep und verliessen Wallraf-Platz und Domplatz – und zwar schnell!

Ein paar Wochen später verschwand meine grosse Nazi-Fahne, die inzwischen kunstvoll mit den Autogrammen anderer Kriegskorrespondenten, berühmter Piloten und ähnlicher Würdenträger verziert war, aus meinem Kleidersack, und ich lernte etwas Grundsätzliches über unrecht erworbenes Gut: Es wird einem fast immer von Anderen wieder gestohlen.

3. Kapitel

EIN LETZTER BLICK AUF GEORGE PATTON

Mitten in Wogen roter Fallschirmseide stand eine schlanke, feine Gestalt, und das war der furchteinflössende George Patton, den zu photographieren ich gekommen war. Patton befand sich auf dem Höhepunkt seiner Blitzkarriere und als ich ihn traf, war er im Flur seines Hauses beim Hauptquartier der Dritten Armee in Luxemburg gerade dabei, einen erbeuteten deutschen Fallschirm zu zertrennen. Sein sympathisch gefurchtes Gesicht sah spöttisch durch die Massen roter Seide.

«Wozu kann man dieses Zeug verwenden? Was könnten meine Frau und meine Tochter daraus machen? Glauben Sie, dass sich das für ein Kleid eignet?»

Ich meinte, dass es hübsche Sofakissen gäbe und während ich ihm ein bisschen beschrieb, wie man sie machen könnte, schnitt der General auch für mich ein paar Bahnen aus dem riesigen Fallschirm heraus.

«Nehmen Sie, so viel Sie wollen», bat er mich. «Auch von dieser weissen Fallschirmleine. Was kann man daraus machen?» Ich schlug vor, die Kissen damit einzufassen oder einen Gürtel für einen Bademantel oder Morgenrock daraus zu drehen.

«Nehmen Sie doch mehr. Ist das Zeug nicht hübsch? Anscheinend haben die Deutschen doch ziemlich gute Stoffe.»

Es war ein historischer Abend, an dem der General mit der Fallschirmseide für seine Familie kämpfte: In der Nacht des 24. März 1945 fand einer der ersten Brückenschläge über den Rhein statt, Infanterie und Panzer, die bereits das Ostufer erreicht hatten, befanden sich schon auf dem Vormarsch ins Herz Deutschlands. Im Schutz der längsten Nebelwand, die Menschen je errichtet hatten, sollten weitere Überquerungen die ersten unterstützen. Unter dem Schutz der Dunkelheit rollten

Panzer und Lastwagen dem Westufer entgegen. Landungsboote sammelten sich und Pioniere brachten Pontons und Brückenteile für die längste schwimmende Bailey-Brücke, die je im Feld gebaut worden war. Während sich beissender Rauch auf die Höhlungen und Täler am Rhein niederliess und die Männer auf das Zeichen zum ersten, furchtsamen Eintauchen warteten, schnitt ihr General rote Seide und sah dabei immer wieder auf die Uhr.

«Bis jetzt ist alles zu glatt gegangen», sagte General Patton. «Es macht mich nervös, wenn alles zu gut geht.»

Wir gingen von der Halle ins Wohnzimmer und brachten meine Kameras und Blitzgeräte dorthin. Der Adjutant des Generals rollte gerade eine Filmleinwand auf und legte die Filmrollen weg, die an diesem Abend gezeigt worden waren. Viele amerikanische Generäle pflegten diese Sitte des after-dinner Kinobesuchs, und heute Abend hatte General Patton sich Betty Grable in Farbe angesehen.

Genau wie viele weniger berühmte Menschen, die fotografiert werden sollen, erkundigte sich auch General Patton ganz ernsthaft bei mir, was er anziehen sollte. Wenn ich gewusst hätte, dass der General sich so viele Sorgen wegen seiner Kleidung machen würde, hätte ich mir um meine nicht so viel Kummer gemacht. Die Strenge, mit der General Patton auf genaue Einhaltung der Kleidervorschrift bei allen Männern und Offizieren unter seinem Kommando sah, war legendär und ich war ziemlich unglücklich darüber gewesen, dass der Rock meiner Uniform zweihundert Meilen entfernt im Pariser Büro von [LIFE](#) geblieben war. Als ich den General aufsuchte, hatte ich keine andere Wahl als die Hosen und die Uniformjacke, in denen ich schon mehrere Nächte geschlafen hatte. Man sah es ihnen an, und ich wusste es.

Der General überlegte, ob er seine Gala-Jacke oder seinen alten Kampfanzug anziehen sollte. Den Kampfanzug natürlich, entschied ich sofort. Für diesen Fall musste ich versprechen, dass ich nicht von zu weit oben schießen würde, damit man nicht sah, dass seine Hosen nicht dazu passten, sonst müsste er in den ersten Stock gehen und sie wechseln. Sollte er sich im Stahlhelm fotografieren lassen – den er an der Front trug – oder in diesem neuen, schimmernden Ding, das die Boys für ihn gemacht hatten? Ich war für den Helm, weil er ihn in der Schlacht trug, ich hatte keine Ahnung, dass der glänzende Übungshelm bald berühmt werden sollte, dass regelmässig ein besonderer Lack dafür eingeflogen werden musste und dass es bald

drei solche Helme geben würde, von denen zwei jeweils zur Pflege und für einen frischen Überzug an rivalisierende Feldzeug-Corps gegeben wurden. Als der General zur Siegesparade nach Berlin kam (wo er neben einem noch strahlenderen Marschall Schukow stand, der von Orden nur so funkelte) brüstete sich die eine Feldzeug-Kompanie tatsächlich damit, siebzehn Lackschichten aufgetragen zu haben und musste sich dann von der zweiten in den Schatten stellen lassen, die es angeblich auf achtunddreissig gebracht hatte.

Endlich war der General zur Zufriedenheit aller Anwesenden gekleidet, er lehnte sich vor meiner Kamera gegen den Kaminsims und drehte sein Gesicht gerade so weit weg, dass sein Lieblingsprofil, das linke, zu sehen war. Ich passte auf, dass er sich nicht zu weit abwandte, denn ich wollte, dass auch der neu erworbene dritte Stern auf seinem Helm aufs Bild kam.

Wenn man eine eigenwillige Persönlichkeit photographieren will, ist es stets eine Hilfe, jemand im Raum zu haben, der den Betreffenden durch Unterhaltung ablenkt. In dieser Hinsicht erwies sich General Weyland, der mich hingebracht hatte, als wertvolle Assistenz. Der joviale, begabte General O.P. Weyland, Befehlshaber des 19. Tactical Air Command, war einer von General Pattons besten Freunden und sein engster Arbeitspartner. Beide Offiziere waren leidenschaftlich vom Zusammenwirken von Boden- und Luftstreitkräften überzeugt und machten von dieser Zusammenarbeit mit hervorragendem Erfolg Gebrauch. Ich versuchte nicht, ihrem Gespräch genau zu folgen, vor allem, da die Unterhaltung zwischen zwei führenden Generälen am Vorabend eines der grössten Angriffe der Geschichte wohl als absolut vertraulich zu gelten hatte. Trotzdem entgingen mir manche Bemerkungen nicht. Das Wesentliche an Pattons Erläuterungen schien zu sein: «Alles, was die Boys der 4. und 6. Panzerdivision brauchen, ist, rüberzukommen und dann genug Platz zu haben, um den schnellsten Gang einzulegen.» Immer wieder sprach er davon, seine Männer müssten ‚vorwärtsjagen‘ und dann sah er jedesmal auf die Uhr.

«Noch acht Minuten», sagte er und schrie dann so plötzlich, dass ich zu Tode erschrak: «Nehmen Sie bloss die Kamera höher! Meine Wampe darf nicht zu sehen sein!»

Er wartete überhaupt nicht ab, bis ich das Stativ niedriger gestellt hatte, liess sich in einen Sessel fallen, nahm den Helm ab und stützte seinen Kopf in die Hand. Dann zwinkerte er mich an wie ein Kobold und verkündete: «Jetzt können Sie meine Wam-

pe nicht mehr photographieren.» Es war ohnehin schwierig, ihn in dieser Stellung aufzunehmen, aber ich habe gelernt, dass man als Photograph schneller ans Ziel kommt, wenn man einem General nicht widerspricht.

«Und zeigen Sie nicht die Falten an meinem Hals», sagte er ehe er seine Unterhaltung mit General Weyland wieder aufnahm. Diesmal ging es um die geplante Vereinigung der 3. und 7. Armee. «Wir werden also wieder einmal eine unserer eigenen Armeen einkreisen», sagte General Patton und lachte, offenbar war das einer seiner kleinen Lieblingsscherze. Wenn er lachte, wirkte sein Gesicht lebhaft und charmant und ich machte noch ein Bild.

«Hören Sie auf, meine Zähne zu photographieren», schimpfte er. «Warum müssen Photographen immer meine Zähne aufnehmen?» Nachdem er mich eine Weile beobachtet hatte, um sich zu vergewissern, dass ich mich auf ernste und daher ‚zahnlose‘ Gesichtsausdrücke konzentrierte, sah er wieder auf die Uhr.

«Nur noch drei Minuten», sagte er und sprach wieder zu General Weyland.

Ich hatte fest beschlossen, dass ein niedriger Kamerawinkel mit einem Weitwinkel-Objektiv das Richtige waren, um den General zu photographieren und hatte mein Stativ vorsichtig verkürzt, Zentimeter um Zentimeter, in der Hoffnung, er würde nicht wieder wegen seines Bauches zu jammern anfangen. Plötzlich schaute er mich an und drückte sein Kinn gegen die Brust. «Das ist der einzige Winkel, der das bisschen Haar zeigt, was ich habe», sagte er. Und dann: «Jetzt muss gleich der neue Brückenschlag losgehn.» Mit einem Blick auf die Uhr: «Es hat angefangen!»

Es war eine Minute nach zwölf. Wir drei in jenem Zimmer in Luxemburg waren still, wir dachten daran, wie unsere Männer wohl dort, in Dunkelheit und Nebel vorwärtskämen. Wir stellten uns vor, wie die Soldaten in ein Boot nach dem andern sprangen, ohne Theater, keiner wollte unbedingt der Erste und keiner versuchte, der Letzte zu sein. Wir wussten, dass die Aufklärungs-Einheiten jetzt nach Kellern suchten, die möglichst nah am Fluss lagen und als Sanitätsstationen geeignet waren, dass die Pioniere schwimmende Ponton-Teile für Brücken ins Wasser liessen und die Navy, 250 Meilen fern vom nächsten Ozean, die Infanterie hinüberzuflößen half, als hätten Matrosen und Soldaten ihr Leben lang zusammengearbeitet.

General Patton zog nachdenklich an seiner Zigarre. «Sie gehen an einer besonde-

ren Stelle rüber,» sagte er. «Sie überqueren am Lorelei-Felsen. Die Vorstellung von dieser Rheinjungfrau, wie sie da sitzt und die Fischer ansingt, hat mich immer fasziniert, diese Legende hat mir immer gefallen. Ich dachte, es wäre eine hübsche Idee, die Männer hinüberzuschicken, wo die Lorelei auf dem Felsen sass und sang.» Er widmete sich wieder seiner Zigarre. «Und dann gab es noch einen anderen Grund. Ich habe eine Klippe ausgesucht, die jeder für unbesteigbar halten würde. Niemand rechnet damit, dass unsere Männer den Lorelei-Felsen ersteigen könnten.» General Weyland erklärte mir später, General Patton habe das fabelhafte Talent, den Gegner an seinem schwachen Punkt zu treffen.

Noch während er zu mir davon sprach, mussten unsere Männer den Felsvorsprung bereits erklettern, alles geschah nach seinem Plan. Kein Deutscher hätte gedacht, dass Infanteristen den Lorelei-Felsen ersteigen könnten. Allerdings erfuhren wir erst später, dass in den ersten, kritischen Augenblicken ein unseliges Maschinengewehrfeuer – wie man es an der Front immer wieder stottern hört – die ersten drei Boote getroffen und versenkt hatte. Alle Männer ertranken, die Lorelei hatte Tribut bekommen, wie es die Überlieferung wollte.

«Sie können doch noch nicht nach Hause gehn», rief General Patton, als ich anfing, meine Ausrüstung zur Türe zu tragen. «Ich kann sowieso noch nicht schlafen gehn. Alles geht gut, und ich kann nicht schlafen, wenn alles glatt geht.»

Er schleppte meine Kameras wieder zurück und verlangte von mir, ich solle ihm Unterricht im Photographieren geben – ausgerechnet. Er wollte wissen, weshalb ich bei der Arbeit ständig die Objektive auswechselte. Ich montierte also meine kleine Linhof auf ein Stativ, setzte ein Objektiv mit kurzer Brennweite ein, schob den Kopf des Generals unter das Kamera-Tuch und zeigte ihm, wie ein Weitwinkel zwar viel Bildfläche fasst, aber den Raum unübersichtlich erscheinen lässt. Dann führte ich ihm die verschiedenen Brennweiten vor, bis zum Teleobjektiv, und erklärte ihm, dass dieses Objektiv nicht nur entfernte Gegenstände vergrößert, sondern sich auch für Porträts eignet, da es auch die Gesichtszüge des Porträtierten steigert. «Es macht sie edler», betonte ich und setzte in theatralischem Flüstern hinzu: «Trotz Bauch.»

«Sie dürfen nicht gehen», protestierte der General. «Es macht mir solchen Spass.» Er holte ein Flasche Whisky und goss uns dreien ein.

«Wenn ich mal keinen Bourbon und keine Zigarren mehr hätte», meinte er, «wäre ich bestimmt ein gesünderer Mensch.»

«Was werden Sie nach dem Krieg machen?» fragte ich.

«Dann gehe ich zurück auf meine Jacht. Sie ist ein wunderschönes Boot.» Sie hiess ‚When and If‘ (‚Wenn und aber‘), erfuhr ich.

Als General Weyland und ich endlich entschlossen zum Gehen aufstanden, bat General Patton General Weyland, ihn am nächsten Tag einen Einsatz über der Front fliegen zu lassen. Er wollte Huckepack in einer P 47 mitfliegen, also als zusätzlicher Passagier in einer Ein-Mann-Maschine.

«Sie können keinen Einsatz fliegen, General», sagte General Weyland energisch. «Das gehört zu den Sachen, die wir Ihnen nicht erlauben können.»

Dagegen erfuhr ich auf dem Heimweg zu meiner grossen Freude, dass ich fliegen konnte. «Wenn es aufklart, geben wir Ihnen eine L 5», sagte General Weyland, «und dann müssten Sie ein paar gute Bilder schiessen können.»

Um zehn Uhr morgens klarte es wirklich auf und die L 5 stand bereit. Wir hatten nur spärliche Berichte über den Lorelei-Übergang, aber der vorhergehende Brückenschlag genau stromab bei Oppenheim lief erstaunlich gut. Über die Brücke strömte bereits eine schmale Zunge von Panzern und Infanterie vierzig Meilen weit in Richtung Frankfurt. An der ganzen Rheinfront fanden an diesem Tag sensationelle Vormärsche statt. General Patton hatte das richtige Gefühl gehabt, als er zu erregt war, um schlafen zu können. Die Soldaten waren wie elektrisiert, das konnte ich sogar auf dem Flugplatz spüren, als sie die Maschine auftankten und mich in den Beobachtersitz der kleinen L 5 schnallten.

«Wegen der Flak der Jerrys braucht ihr euch keine besonderen Sorgen zu machen», sagten die Boys.

«Aber unsere eigene Luftabwehr macht mir Sorgen», sagte mein Pilot. «Wenn die Boys bei all dem Nebel irgendeinen Flugzeugmotor hören, wird ihnen der Finger am Abzug leicht locker.»

Wir flogen über die von Weinbergen bedeckten Hügel, die das gewundene Moseltal begleiten. Diesen Weg hatte erst kurz zuvor die Infanterie der 3. Armee genommen, als sie dem Mosellauf nordwärts gefolgt waren, um sich dann nach Süden zu wenden und am linken Rheinufer entlang den Durchbruch bei Worms und Ludwigshafen vorzubereiten. Unter uns sahen wir gestaffelte weisse Linien auf den dunklen Hügeln, Reihen von Drachenzähnen aus Beton – die Panzerfallen der Siegfried-Linie, die Pattons Tanks nicht hatten aufhalten können. Wir flogen über den

bomben-getüpfelten Eisenbahn-Knotenpunkt bei Bad Münster am Stein, wo unsere mittelschweren Bomber den Winter über auf die Schlüsselstellung zur Eisenbahn-Verbindung mit dem Saarland eingehämmert hatten. Dann sahen wir unter uns die zierlichen Umrisse von drei Piper Cubs, kleine Kisten am Rand eines gepflügten Ackers.

«Das ist die Piste für die Cubs des 8. Korps», sagte mein Pilot. «Sollen wir nicht runtergehn und den letzten Furz hören, ehe wir den Kopf hinhalten?»

Wir rollten aus und der Sergeant, der die Piste unter sich hatte, kam angelaufen. «Wir möchten wissen, wie man sich da weiter vorn gegen freundliche L 5 benimmt», sagte mein Pilot.

«Sie haben heute Morgen ein paar von unseren eigenen 47 erwischt», sagte der Sergeant. «Die Piloten sind abgesprungen und haben ihre Fallschirme nicht gezogen.» Er deutete auf zwei Gebiete auf unserer Karte, wo unsere eigene Artillerie eingezeichnet war, und meinte: «Diese zwei Stellen sind heisser als Feuerwerks-Raketen.»

Mein Pilot zeichnete rote Kreise um das Gelände, das wir vermeiden mussten. «Irgendwelche feindliche Luftwaffe?»

«Acht Jerrys heute früh. Haben dabei einen unserer Piloten verloren. Oppenheim ist gestern Nacht von 174 Maschinen angegriffen worden.»

«Und was ist mit Abwehr vom Boden?»

«Sie wird stärker, Sir», sagte der Sergeant – und wir starteten wieder.

Unterwegs sahen wir eine lange, fedrige Wolke, die locker zwischen den Hügeln hing. Ich begriff nicht gleich, dass das der Rauchvorhang über dem Rhein war, der historische Nebelvorhang, der so viele Tonnen von Chemikalien verschlungen hatte. Direkt vor uns stieg der Rauch ganz dicht auf, er hüpfte in die Höhe wie lauter Baumwoll-Bündel. «Das ist der neue Übergang», rief mein Pilot mir über die Schulter zu und drehte für mich direkt darüber ein paar Runden.

Was immer da unten vorging, durch den Nebel blieb es ein Rätsel für uns, es gab nur wenig Wind. Die Lorelei wahrte ihr Geheimnis. Nur einen kurzen Augenblick lüftete eine Brise den Saum des Schleiers und wir erhaschten für einen Blick eine Burg auf einem Felsen, genau so, wie Burgen am Rhein auszusehen haben, und dann war die Tiefe unseren Blicken wieder verschlossen.

«Vielleicht haben wir bei Oppenheim mehr Glück», meinte mein Pilot und wir wandten uns nach Süden, dem früheren Übergang entgegen.

Unser Weg führte über weite, flache Felder, die als riesige Fahrbereitschaften dienten. Rechts und links einer breiten Hauptstrasse konnte man alle Bestandteile einer Division erkennen: Nachschub-Züge und bewegliche Geschütze, Sanitäts-Jeeps und kleinere Flugzeuge bildeten ein gleichmässig gepunktetes Muster, so weit das Auge reichte. Unter uns strömten die endlosen Marschkolonnen der 4. und 6. Panzer-Division dem Rhein entgegen.

Wir waren gerade kurz vor der Stadt Oppenheim – man hatte uns erzählt, dass die überraschten Einwohner ohne Rücksicht auf den Beschuss einfach in ihren Vorgärten gestanden hatten und auf das unglaubliche Schauspiel gestarrt hatten, wie der Feind ihren unüberwindlichen Rhein überschritt – als der Wind stärker wurde und den Rauch vom Wasser wegblies. Schön verteilt zwischen steilen Nebelsäulen sah man vier Brücken über dem Rhein. Am weitesten flussab lag die echte Brücke, die die Deutschen noch selbst zerstört hatten, dann kamen zwei Pontons, die Pioniere für den Eilmarsch der Infanterie zusammengeschlagen hatten, weiter flussauf die schwimmende Bailey und ganz oben, wie grosse Perlen im Wasser aufgezo-gen, das Minennetz, in dem sich in sicherer Entfernung alle Minen fangen und explodieren sollten, die etwa flussab auf die neuen Brücken zuschwammen. Von einem Ufer zum andern fuhren Motor-Barkassen und Amphibien-Fahrzeuge, jedes mit einer sich verbreiternden goldenen Schaumkrone hinter sich, in der sich die schwachen Sonnenstrahlen brachen, die durch den Nebel drangen. Auf der Rückfahrt transportierte dieser Fährdienst die immer wachsenden Scharen der Gefangenen. Wie wir später erfuhr, war eines der Amphibien-Fahrzeuge an diesem Morgen gekentert, als die deutschen Soldaten, die es transportierten, sich alle auf einmal auf eine Seite des Fahrzeugs drängten, um nicht von der Bugwelle einer vorbeifahrenden Barkasse durchnässt zu werden. Unsere Männer hatten Boote ausgeschickt, um sie aufzufischen, aber die meisten waren in ihrer Panik ertrunken.

Diese Bailey-Brücke von über 300 Meter Länge, über die mich mein Pilot in ein paar langsamen Schwüngen flog, damit ich sie zwischen den Rauchsäulen aufnehmen konnte, war eine bemerkenswerte Brücke. Ein Teil war am Ufer aufgebaut worden, sobald der erste Halt für einen Brückenkopf existierte. Bei Beginn des Vormarschs hatte die Marine gleichzeitig mit dem Übersetzen der Männer in den Sturmbooten begonnen, Panzer auf die Brückenteile zu ziehen, jeder Teil des Bailey trug einen Tank, der sofort ins feindliche Gebiet weiterrollen konnte. Die 178. Pioniere

schickten ihre Kompanie A vorwärts zu den Resten der bereits übergesetzten Infanterie und fingen sofort an, der Flussmitte entgegen zu bauen. Am Ufer gegenüber baute die Kompanie B und weiter flussauf setzte die Kompanie C den mittleren Teil zusammen, der nach seiner Fertigstellung mit der Strömung an seinen Platz geflösst wurde. So befand sich das ganze Bataillon niemals gemeinsam an einer Stelle, wo es bei einem einzigen Tieffliegerangriff hätte vernichtet werden können, und die längste Bailey der Welt konnte in zwei Nächten und einem Tag zusammengestellt werden.

Uns blieb noch Zeit für zwei volle Runden über dem Brückenschlag, eine in geringer und eine in grösserer Höhe, und ein paar kleine Schleifen dazwischen, ehe der Wind den Nebel auf den Fluss drückte und die Brücken mit ihrem Panzerverkehr ausgelöscht waren.

«Wir sind seit Tagen nur noch unterwegs», sagte mir später nach der Landung ein Corporal des 178. Pionier-Feldbataillons. «Sobald wir mit einem Job fertig sind und zu unserer Befehlsstelle zurückkehren, sagen die uns ‚Los, noch eine Brücke‘. Unsere Boys fallen schon um vor Erschöpfung.

Die Idee ist dabei, so viele Übergänge zu schaffen, dass der Feind sie nicht alle abwehren kann. Die Infanterie muss nur einmal rüber, aber wir haben das schon zweimal erlebt, und nicht zum letzten Mal – und die meisten von unserem Bataillon sind erwachsene Männer mit Kindern. Sie schicken uns überall dahin, wo es brennt: Wir sind eine mobile Einheit. Patton ist unser direkter Vorgesetzter und wir glauben, dass wir sein liebstes Pionier-Bataillon sind. Wir sind rasend stolz, weil man von uns sagt, dass wir immer auf Draht sind.»

Von diesem Pionier-Feldwebel konnte ich auch ein paar fehlende Einzelheiten über den Lorelei-Übergang erfahren. «Solche Massen von Flugzeugen, wie sie gestern herüberkamen, hab ich noch nie gesehen,» sagte der Feldwebel. «Sie schienen den ganzen Himmel zu füllen. Lauter Riesenapparate, lauter C 47 mit Nachschub. Es war eine tolle Koordination. Für diese Piloten war es wirklich hart, den ganzen Tag einen Einsatz nach dem andern. Jeder von den Pionieren hat gesagt, wie froh er war, gestern nicht in der Luftwaffe gewesen zu sein.»

«Und dann stürzte ein Flugzeug ab: Erst eine grosse Flamme und eine Explosion, und dann kamen drei Männer herunter. Sie fielen in die Nähe unserer Kantine. Es war sechs Uhr und wir sassen gerade alle beim Abendbrot. Natürlich hatte keiner mehr Appetit. Bis dahin war alles eine Art Traum gewesen. Und dann diese drei – es war schrecklich. In der Maschine waren sechs Männer gewesen – nur drei kamen

lebend herunter. Ich ging und holte sie. Ich bat sie, herüberzukommen und etwas zu essen. Wir hatten ein bisschen Wein für sie, und wir fragten sie nach der Gegenwehr. ‚Ziemlich schwer‘, sagten sie. Uns wurde klar, dass uns noch einiges bevorstand».

Als ich später am Nachmittag in einer Schlange vor einer mobilen Feldküche stand, erfuhr ich ein paar Einzelheiten über General Patton in der Kölner Bucht. Ich wusste bereits, dass er während des vergangenen Winters in freien Minuten Caesars ‚Kommentare‘ gelesen hatte im Gedanken daran, dass er sich durch dasselbe Gebiet zu kämpfen haben würde, wo auch Caesar Krieg geführt hatte, aber die Geschichte mit der Weihnachtskarte war mir neu. Sie wurde an alle Soldaten verschickt, als die Lage am schlimmsten war und das Wetter so schlecht, dass an Versorgung aus der Luft nicht zu denken war.

«Es ist sinnlos, Ihnen Frohe Weihnachten zu wünschen», begann die Botschaft auf der Karte. «Ich kann nur hoffen, dass 1945 besser für Sie wird.»

«Das kam natürlich bei allen genau richtig an», erklärte mir einer der Soldaten. «Da sassen wir, am Weihnachtsabend. Unsere Päckchen waren nicht durchgekommen, und dann kam diese kleine Karte. Sie wurde von der Postverteilung geschickt, für jeden eine, es war wie ein Tagesbefehl und bat uns, um Sonne zu beten. Jeder hatte einen Kloss in der Kehle, als er das Ding bekam. Das Gebet um Sonne war auf eine kleine Karte gedruckt, die man in die Briefftasche stecken konnte.

Es war so neblig, dass sogar die Vögel zu Fuss gingen. Sie können sich das nicht vorstellen: Diese zynischen Kerle haben gebetet, wie sie noch nie gebetet hatten. Und dann kamen sechs schöne Tage, und natürlich kamen die Flugzeuge jeden Tag in Schwärmen herüber.

Man muss dabei gewesen sein, um es zu spüren. Man kann eigentlich nicht darüber sprechen.»

Ich fragte diese Boys auch nach der berühmten Geschichte mit der Ohrfeige im Lazarett. ‚Als wir ihn im Lazarett sahen, war von sowas keine Rede‘, sagten sie, und einer von ihnen erzählte mir dann, wie General Patton während des Vormarschs auf Metz eine Gruppe von ihnen im 12. Evakuierungs-Lazarett besucht hatte.

‚Wir hatten eine Strassensperre errichtet und Minenketten gelegt, einer liess eine Mine fallen und ein paar von uns wurden verwundet. Der alte Haudegen kommt ins Lazarett und will von jedem wissen was los war. Einer hatte etwas von einer Handgranate abbekommen. «Na», sagt der General, «wenn einer so nahe rangeht, dass er

von einer Handgranate getroffen wird, das ist schon was.» Ein anderer war von einem Heckenschützen verwundet worden, und der General schimpft ihn und sagt, er wäre selber schuld, wenn er nicht rechtzeitig in Deckung gegangen wäre. Dann geht er in die Mitte vom Lazarett und steht daganz aufrecht, so wie immer-und sagt «Ich möchte euch alle lebend nach Hause bringen», und die Männer haben alle Tränen in den Augen. Und alle waren stolz, stolz wie die Schneekönige, weil er mit jedem einzeln gesprochen hatte.

„Als er wegging, nahm er seinen glänzenden Helm ab und sagte: «Ich ziehe meinen Hut vor der Nation, die Männer wie diese hervorgebracht hat.» Das war natürlich ein schöner Abgang, wie auf der Bühne, ehe der Vorhang über dem zweiten Akt fällt. Ob er wirklich aufrichtig ist oder in Publicity macht, wissen wir nicht. Aber ich habe noch nie einen getroffen, der unter ihm gedient und nicht auf ihn geschworen hätte. Er könnte mich halb zusammenschlagen und ich würde ihn immer noch für einen feinen Kerl haltens

Der Tag des historischen Vormarschs, der für mich gleich so dramatisch mit General Pattons eigener Schilderung seines Lorelei-Plans angefangen hatte, endete ähnlich, wie er begonnen hatte: Mit einer zweiten Begegnung mit dem General. Nach meinem Flug über den Rhein traf ich meine Gruppe in einem Jeep und fuhr mit ihnen über die Autobahn, auf der inzwischen mobile Kolonnen der 3. Armee rasch vordrangen, in Richtung Darmstadt. An diesem grossen Tag waren wir insgesamt etwa sechzig Kilometer vorwärtsgekommen. Wir waren durch viele Gebiete durchmarschiert, ohne sie in so kurzer Zeit ordentlich besetzen zu können. Die Deutschen kehrten in einige zurück und versuchten, Versorgungseinrichtungen zu schaffen. Niemand schien genau zu wissen, wo die Front war, es empfahl sich deshalb, sich von Zeit zu Zeit zu vergewissern. An einem dieser Kontrollpunkte ging ich in die Befehlsstelle des 8. Korps (seit mein Pilot am selben Morgen auf ihrer kleinen Piste gelandet war, hatte sie sich viele Kilometer vorwärts bewegt). Diese Befehlsstelle, im militärischen Telefon-Chinesisch als ICEBERG bekannt, war provisorisch in einem jener vollgestopften kleinen, zur Strasse gelegenen deutschen Wohnzimmer eingerichtet, die immer in ‚Kriegs-Zimmer‘ verwandelt wurden, mit Karten über den starren und steifen teutonischen Bildern und Feldtelefonen, die über die Kanten massiger Schreibtische und Sessel baumelten.

Ich zog gerade im Flur meine Erkundigungen ein, als mich jemand von drinnen beim Namen rief. Ich ging in das kleine Wohnzimmer, und da stand General Patton,

sehr korrekt und gepflegt in Stiefeln und Breeches, mit dem Helm und dem Kampfanzug, wie ich ihn photographiert hatte.

«Bis hierher gehört uns die Welt», sagte er stolz und zeigte mir die Front auf der Karte. Dann drehte er sich zu dem Offizier um, mit dem er konferiert hatte, und als ich hinausschlüpfte, hörte ich ihn sagen: «Sagt den Boys, sie sollen einfach immer weiter vormarschieren. Ich glaube, dieser Krieg ist jetzt zuende. Ich möchte, dass meine Männer vorn sind und der Ruhm mit auf sie fällt.»

4. Kapitel

EIN REPORTER HAT KEIN LEICHTES LEBEN

«Nehmt ein Camp, das das letzte aller Press Camps ist», sagte Colonel Boyd. «Nehmt ein Camp, das den Untergang aller Kriegskorrespondenten bedeutet. Denkt an die Regel: Auf jeden Fall zwischen ein paar Artillerie-Stellungen und höchstens 600 Meter von den wichtigsten feindlichen Zielen entfernt.»

Diese Anweisungen waren als sarkastische Schilderung dessen gedacht, was Sergeant Asch und ich nicht tun sollten. Aber erst als der Colonel wegen anderer Kriegsberichterstätter zurückgefliegen war, begriffen wir, wie nahe wir uns an sie gehalten hatten.

Als wir vom Frankfurter Flughafen in unser Camp zurückkamen, fanden wir unsere Veranda und den Rasen zur Strasse mit Putz bedeckt, der durch Erschütterung von den Mauern gefallen war, und entdeckten eine einzelne Panzerkette in unserem Vorgarten, das einzig erkennbare Überbleibsel von dem Tank, der dort gestanden hatte. Wir zogen unseren Stadtplan heraus und suchten die genaue Stelle, wo wir waren. Wir hatten Colonel Boyds Anweisung bis auf den Buchstaben befolgt: 600 Meter von unserer Küchenveranda befand sich die neue Brücke über den Main, von der aus unsere Infanterie tagelang gekämpft hatte, um den kleinen Brückenkopf zu halten, der am gegenüberliegenden Ufer gebildet worden war. Dreimal war das Mittelstück der Bailey vom Feind in den Fluss geblasen und um den Preis vieler Menschenleben wieder aufgebaut worden. Unser Press Camp war so fabelhaft auf den Brückenkopf ausgerichtet, dass die Granaten der deutschen 8,8, die die Brücke verfehlten, genau auf unser Grundstück fielen.

Als wir das endlich begriffen hatten, rauschte die Luft bereits von 8,8ern und wir rannten ins Haus, wo wir gerade noch sahen, wie die Schatten von drei GIs aus unse-

rer Küchentür entfliehen wollten. Sie schleppten Säcke und Putzeimer voller Weinflaschen mit sich, uns war sofort klar, dass sie die ganze Strasse ausräumten.

«Halt, das ist unser Haus», schrien wir. «Wir haben es requiriert. Wir haben ein Schild von der Militärregierung an der Haustür.»

«Im Nachbarhaus sind wir noch nicht gewesen», sagten die Boys. «Ihr könnt haben, was bei denen im Keller ist.»

«Aber das haben die Panzer für eine Bataillons-Befehlsstelle genommen», protestierten wir. «Wir können doch einem Panzerbataillon nicht den Wein wegnehmen!»

Den Boys fiel ein, dass sie den Keller ‚unseres‘ Hauses völlig ausgeräumt hatten, sie stellten ein paar Flaschen auf den Küchentisch und zogen sich verlegen zurück.

Sergeant Asch hatte rasch das Nächstnotwendige erkannt und raste mit dem Jeep los, um den nächsten Strassenabschnitt zu überprüfen, ehe dieses GI-Team dort ankam. In einer knappen Viertelstunde war er zurück, mit genug Wein, um das Press Camp in Schwung zu bringen und mit dem Jeep voll Kohlen.

Wo immer wir hinkamen, staunten wir über die üppigen Lebensmittel-Vorräte, die wir in den deutschen Kellern fanden und die hervorragende Garderobe, die in den Schränken der requirierten Häuser hing. In diesen wohlversorgten Häusern fanden sich auch stets zahllose Hinweise, dass der Besitzer in der Nazi-Partei gewesen war. Nachdem wir Köln besetzt und gesehen hatten, wie Frauen in Pelzmänteln und Seidenstrümpfen aus den Schutthaufen krochen, war uns klar geworden, dass es Wunschdenken unsererseits gewesen war, wenn wir geglaubt hatten, wir könnten Deutschland durch Mangel an Essen und Kleidung aushungern und niederzwingen. Die zusammengehamsterte Beute aus den besetzten Ländern hatte für ihre Bequemlichkeit gesorgt. [Erst nach der Niederlage sollten sie Hunger und Kälte leiden](#), wie sie sie über andere Länder gebracht hatten. Die Beutekleidung war hübsch und strapazierfähig, und noch Monate freuten sich unsere Soldaten, rasch vergesslich, an ‚Fräuleins‘, die so gut angezogen waren, dass sie an die Mädchen zu Hause erinnerten.

Der Keller von Heinrich Baehr, einem Unternehmer, und unwissenderweise unser Gastgeber, war noch besser ausgestattet, als die meisten anderen. Die Nachbarn berichteten, die Baehrs seien über den Fluss geflohen, als die Stadt beschossen wurde.

Dass Herr Baehr ein begeisterter Parteigenosse gewesen war, wussten wir von den gerahmten Ehrenurkunden, die wir im Keller gefunden hatten. Dass seine Frau von den Bau-Aufträgen profitiert hatte, die ihr loyaler Ehemann bekommen hatte, ging aus ihrer Garderobe hervor. Sie besass alles doppelt: Zwei Pelzmäntel, zwei wattierte Bettjäckchen, zwei Paar Reitstiefel, zwei Brokat-Abendkleider. Sie hatte so viele eingestickte Betttücher und Damast-Tischtücher, dass dies alles auch als Geldanlage gedacht sein musste – ein einzelner Haushalt hätte gar nicht so viel verwenden können. Die leeren Etais für Ringe, die auf dem Kellerboden herumlagen, bewiesen uns, dass sie auch in Schmuck investiert haben musste.

Kaum hatten wir uns im Hause Baehr in der Waidmannstrasse 17 niedergelassen, begannen die Deutschen mit einem gründlichen Artillerie-Beschuss unseres Blocks. Es gab ein Gerücht, die Bevölkerung habe sich ergeben wollen und der Bürgermeister von Frankfurt sei dazu bereit gewesen, aber die SS-Offiziere hätten es nicht zugelassen. Wie wir schon so oft gehört hatten, besetzten Gruppen fanatischer Hitlerjugend die Flakgeschütze vom Kaliber 8,8 – gefährliche Waffen, wenn sie horizontal gegen die Invasoren abgefeuert wurden. Inzwischen drängten sich in unserem Block die Panzer und im Hof jedes dieser feinen alten Häuser stand hinter dem schönen Zaun aus Schmiedeeisen ein Tank oder Schützenpanzer. Unsere Panzereinheiten schlugen vom anderen Ufer auf Frankfurt und Umgebung los, und die Hitlerjugend hielt sich an unsere Tanks in der Waidmannstrasse. Solange dieser Austausch von Metall dauerte, verbrachten Sergeant Asch und ich eine Menge Zeit im Keller.

Eines Tages grub ich eine Schachtel mit militärischen Orden aus, die Sergeant Asch als grossartigen Fund begrüsst: Alle amerikanischen Soldaten sammelten deutsche Orden. Fünf Minuten später entdeckte er eine Münzsammlung, jedes Stück sorgfältig verpackt und beschriftet. Dann fand ich noch eine Schachtel mit Medaillen, diesmal für Zivilisten und in unglaublicher Vielfalt: Arbeitsfront, Ehrenzeichen der Organisation Todt, Volksoffer, 1. Mai, Mutterkreuze, Verdienstorden, Orden für die Hitlerjugend und Abzeichen für den Bund Deutscher Mädchen. Wenn die Führung sie in solcher Überfülle produzieren liess, muss der Bedarf an solchem Ansporn gross gewesen sein. Die zivilen Auszeichnungen waren aus schlechterem Metall als die militärischen, als wir ihre Daten studierten, stellte sich heraus, dass sie von Jahr zu Jahr dünner und schäbiger geworden waren.

Wenn der Beschluss nachliess, war Sergeant Asch ein vielbeschäftigter Mann, er hatte das Press Camp für die Rückkehr von Oberst Boyd mit den anderen Korrespondenten vorzubereiten. Ausserdem mussten wir eine Gruppe von Einsatzberatern im Offiziersrang unterbringen, Luftwaffen-Spezialisten aus London, die geholfen hatten, Bombenziele auszuwählen und das Gewicht und den Typ der Bombenlasten festzulegen, die jeweils abgeworfen werden sollten. Diese Männer waren gespannt, die Ergebnisse ihrer Berechnungen mit eigenen Augen zu sehen und wurden von Oberst Boyd zusammengeholt, um die Korrespondenten durch das Frankfurter Industriegebiet zu führen, sobald die Fabriken besetzt waren.

Als Vorbereitung dieses Zustroms requirierte Sergeant Asch zusätzliche Betten in der Waidmannstrasse, interviewte die wenigen zurückgebliebenen Frauen in unserem Block, suchte zwei aus, die ihm als Hauspersonal geeignet erschienen und schaffte sie rasch zum CIC Hauptquartier. Sobald der CIC sie überprüft hatte, und klargestellt war, dass sie politisch sauber genug waren, um für uns zu arbeiten, stellten wir sie zum von der Militärregierung festgesetzten Lohn ein. Eine der Frauen, die wir engagiert hatten, machte sich selbständig im Baehrschen Keller ans ‚Organisieren‘ und schleppte ein Fahrrad die Treppe hinauf. Sie fragte den Sergeant, ob er etwas dagegen hätte, wenn sie das Fahrrad mit nach Haus nähme, nachdem die Baehrs doch weggelaufen seien. Er hatte keine Einwände, nur stellten wir uns ausführlich und mit Vergnügen vor, wie herzlich sich die nachbarliche Atmosphäre in der Waidmannstrasse entwickeln würde, wenn die Baehrs zurückkämen und entdeckten, wer sich ihr Rad angeeignet hatte.

Dieser Keller schien unerschöpflich wie die Büchse der Pandora. Auch nach der Ankunft der übrigen Korrespondenten und des Stabs der Bomben-Experten, als dauernd Zeitungleute durch das Haus strömten, hatte eigentlich jeder Journalist und jeder Experte Glück, wenn er in den Keller stieg: Man konnte dort fast alles finden und ‚befreien‘, was man brauchte. Das ging von grösseren Gegenständen wie Schwertern, Pickelhauben mit dem kaiserlichen Adler und ähnlichen Trophäen aus dem Ersten Weltkrieg, die als Souvenirs gefragt waren, bis zu kleineren Artikeln wie Reissverschlüssen, Stopfgarn, Kleiderbürsten oder Eau de Cologne.

Sergeant Asch war damit beschäftigt, die beiden Hausmädchen für die ungeduldig erwartete erste Ankunft von Major Vessels und Don Jordan einzuweisen. Major Jay

Vessels, ein Zeitungsmann aus Minneapolis und ehemals bei Associated Press, ein König unter den Managern von Press Camp, hatte bereits viel früher einzigartige Beliebtheit errungen, als er in Neapel ein Erholungslager für Flieger auf Urlaub leitete. Er war ein Genie im Lösen all der unberechenbaren Haushaltsprobleme, die ein Press Camp im Krieg mit sich brachte, ob es darum ging, unerwartete Horden von Journalisten unterzubringen, schadhafte Leitungen zu reparieren oder die Zugluft auszusperren, wenn unter Beschuss alle Scheiben kaputtgegangen waren.

Seine Helfer waren Staff Sergeant Harry Cowe, früher Photograph für Associated Press, Sergeant Claude Farmer, der als Infanterist bei Anzio gekämpft hatte und offenbar alles konnte, was es zu tun gab, ausserdem der befreite Don Jordan, dem Beruf nach ein guter Schriftsteller und Bühnenautor und der Neigung nach ein ausgezeichnete Koch. Don konnte Armee-Rationen in erstaunlich wohlschmeckende Gerichte verwandeln, der übliche Feigenriegel in den Frühstücksrationen lieferte den Grundstoff für einen traumhaften Pudding und was eigentlich in den hauchdünnen, knisternden Pfannkuchen mit dem köstlichen Syrup, die wir heiss auf unsere Frühstücksteller bekamen, wirklich drin war, haben wir dankbare Korrespondenten nie erfahren.

In Vorbereitung auf die Ankunft von Don begann Sergeant Asch auch, sich mit den Köchen und Quartiermeistern aller nahegelegenen Infanterie- und Panzer-Einheiten anzufreunden. Sie gaben uns von ihrem Überfluss ganze Kisten voll ‚ten-in-one‘ und anderen Armee-Rationen für die Versorgung unseres Press Camps. Als der Sergeant einen Quartiermeister aufgesucht hatte, um ihn um ein paar Büchsen Erbsen zu bitten, kam er schwankend unter der Last eines viertel Ochsen zurück, der einen Zentner gewogen haben muss.

Solange wir auf Don warteten, leitete Sergeant Asch die deutschen Frauen bei der Zubereitung der Mahlzeiten für ihn und mich an. Eines Morgens sagte er zu einer von ihnen: «Wir möchten Kirschen zum Frühstück. Bringen Sie ein Glas von diesen grossen aus dem Keller.»

«Die Deutschen haben sowas wie Kirschen nicht gehabt», entgegnete die Frau. «Wir hatten nur gewöhnliches Schwarzbrot zu essen.»

Sergeant Asch reckte seine breiten Schultern und sah sie aus seinen tiefliegenden Augen aufmerksam an: «Dafür haben Sie Ihrem Führer zu danken», sagte er.

Inmitten unserer Bemühungen, uns einzurichten, gab es zwei schreckliche Tage,

als die zurückweichenden Deutschen alles, was sie noch hatten, auf unsere Seite des Flusses warfen. Um den Brückenkopf zu befestigen, kämpften sich die 5. Infanterie- und die 6. Panzerdivision Häuserblock um Häuserblock in Frankfurt vor, während die 90. Infanterie-Division die Fluchtwege abschnitt und die 4. Panzerdivision die Stadt umging und den Vormarsch fortsetzte. Standhafte SS-Verbände, Hitlers Elite, versuchten verzweifelt, an ihrem schrumpfenden Teil der Stadt festzuhalten. In der letzten furchtbaren Nacht ihrer Gegenwehr wurde der Befehlsstand des Panzer-Bataillons neben uns achtmal direkt getroffen und als wir morgens aus dem Keller kamen, lag das ganze Grundstück voller Baumwipfel, die wie von einer grossen Säge genau über unserem Dachfirst abgeschnitten waren. Wir liefen hinüber, um nach den Panzersoldaten zu sehen. «Wie geht es eurem Haus?» fragten wir.

«Es ist sozusagen auseinandergebrochen», sagten sie. Aber ein rechtzeitiger Abstieg in den Kohlenkeller zu Beginn des Angriffs hatte die Besatzung gerettet.

«Als es losging, sind wir gesprungen wie Kaninchen über die Hecke», erzählte einer. «Ich für meine Person werde jedenfalls nie mehr auf die Kaninchenjagd gehn. Ich weiss jetzt, was ein Kaninchen fühlt, wenn man hinter ihm her ist. Wir dachten, sie hätten letzte Nacht alle Flak-Batterien in der Stadt auf uns konzentriert.»

Sie konnten uns aber auch die gute Nachricht verkünden, dass Gross-Frankfurt endlich gefallen war und dass wir über den Fluss gehn konnten. Später erfuhr ich, dass der grosse, gutaussehende Feldwebel, den der liebenswürdige Oberst Black, Kommandeur des 11. Regiments, 5. Infanterie-Division uns als Führer durch die eroberte Stadt geschickt hatte, sein bester Gewehrschütze war und besonders eingeteilt, um mich vor Heckenschützen zu bewahren und vor der Berührung mit allem, was vermint sein konnte. «Lassen Sie diese Frau nie aus den Augen», hatte man dem Feldwebel befohlen.

Als wir den Main überquerten, konnten wir kaum glauben, dass wir endlich über diese Bailey-Brücke fuhren, die in unserem Leben der letzten paar Tage eine so einschneidende und doch unsichtbare Rolle gespielt hatte. «Unsere Männer haben sich an dieser Brücke oft die Nase blutig gestossen», sagte der Feldwebel.

Als wir in die zerfetzten Ruinen von Frankfurt kamen, mussten wir vorsichtig fahren, um den verkrampften Körpern der jüngst Gefallenen auszuweichen. Vor al-

lem aber fielen mir die Lebenden in den verwüsteten Strassen auf. Die meisten waren Frauen und sie liefen wie betäubt herum, die Arme voller Blütensträusse. Zwischen den Skeletten der Häuser standen Magnolien und Flieder und füllten die Ruinen mit einer grotesken Frühlingsahnung. Es schien, als hätten sich diese Frauen beim ersten Schimmer von Tageslicht unwiderstehlich zu den Blüten hingezogen gefühlt, als sie aus der Dunkelheit herauf kletterten, wo sie Tag und Nacht vor den entsetzlichen Angriffen Schutz gesucht hatten. Ein Gefühl der Rückkehr ins Leben hatte sie dazu gebracht, ihre Arme mit soviel rosa und lila Blütenzweigen zu füllen, als sie tragen konnten.

Unter dem berühmten alten Restaurant Humpelmayer im Zentrum der Stadt gab es eine Lebensmittel-Schlacht, die Menge war in die Zuckervorräte eingebrochen. Detonierende Granaten hatten aus den städtischen Kühlhäusern Mengen von gefrorenem Fleisch auf die Strasse geschleudert. – Nachdem das Schiessen aufgehört hatte, stürzten sich die Bürger von Frankfurt wie Maden auf das Fleisch. Ein Vortrupp der Militärregierung sollte Lebensmittelläden vor Plünderung schützen, und als die Jeeps der Militärpolizei um die Ecke brausten, liessen etwa hundert Deutsche ganze Rinderviertel fallen, ehe sie im Schutt untertauchten.

Wir kamen an einem zerlumpten alten Mann vorbei, der uns anhielt und uns erklärte, das Pferd, das er führte, gehöre dem Militär und fragte, wo er es hinbringen solle. Er war viel zu verwirrt, um zu begreifen, dass es in Frankfurt keine deutsche Armee mehr gab, die Anspruch auf das Pferd erhoben hätte.

Eine aufgeregte Frau brachte an der Tür einer Buchhandlung gerade ein Schild an, auf dem stand, das Geschäft sei von der Amerikanischen Militärregierung geprüft und genehmigt worden. Das stimmte in Wirklichkeit gar nicht, die Zeit war für Vorgänge dieser Art bisher viel zu kurz gewesen, aber sie war die Besitzerin, und deutsche Eigentümer fürchteten sich schrecklich vor der Plünderung durch amerikanische Soldaten. Daneben war ein Photoladen, wo ein paar Infanteristen bereits hölzerne Verpackungen zertrümmerten und zu ihrem Ärger nur Entwicklerschalen oder Chemikalien, oder grosse Mengen von optischen Spiegeln für den Einbau in Kameras fanden. Im ganzen Laden war nicht eine einzige Kamera aufgetaucht, der Besitzer hatte seine Bestände entweder woanders versteckt oder auf der Flucht mitgenommen.

Wir erfuhren, dass die Nazis in der Nacht zuvor einen umfassenden Evakuierungsbefehl erlassen hatten. Der Rundfunk sagte den Menschen, ihr Leben sei derzeit

zwar hart, aber unter den Amerikanern würden sie überhaupt nichts mehr zum Leben haben. Amerikanische Soldaten würden ihre Töchter vergewaltigen. Amerikanische Soldaten würden ihnen das Blut aussagen wie Vampire. Ausserdem versprach Hitler, er werde einen ‚tödlichen Gegen-Nebel‘ loslassen, einen Gegenangriff in letzter Minute. Die Gestapo sagte, sie werde zurückkommen und jeden bestrafen, der mit dem Feind kollaboriere. Der Werwolf werde mit Feuer und Schwert zurückkehren. Jeder der sich nicht evakuieren lasse, wurde öffentlich erklärt, sei ein Verräter.

Das riskierten Tausende von Einwohnern und blieben. Einige, die ihre Familien versprengt fanden, begingen Selbstmord, weil sie sich dem Alleinsein und der Unsicherheit der Zukunft nicht gewachsen sahen. Aber Tausende von andern gehorchten, wie es die Deutschen von jeher getan hatten, und strömten aus der Stadt. Das war eine der Absichten, die hinter dem Befehl zur Evakuierung stand: Die Strassen mit Menschen zu verstopfen und den Vormarsch unserer Panzer zu behindern. Wir konnten beobachten, dass die einfache Bevölkerung zu Fuss losmarschierte, während die Partei-Funktionäre in ihren Privatautos wegfuhrten, vollgestopft mit allem, was hineinging.

Kurz vor ihrem Aufbruch hatte die Nazis noch eine sadistische Zerstörungslust erfasst. Sie hatten Lebensmittelläden in Brand gesteckt, Handgranaten gegen Schreibmaschinen geworfen und Lager mit Tausenden von Zigaretten verbrannt, anstatt sie wenigstens ihren eigenen Leuten zu gönnen. In aller Hast hatten sie auch noch das Verlagsarchiv der ‚Frankfurter Zeitung‘ heimgesucht, das Unterlagen barg, die die Herausgeber wegen der antifaschistischen Tendenz der Zeitung versteckt hatten. Als letzten Akt verbrannten sie auch diese Papiere.

Sergeant Asch steuerte unseren Jeep durch die fast unkenntlichen Strassen zum Grossen Opernhaus. Tief unter seinen monumentalen Ruinen, in einem Labyrinth gepflasterter Gänge, fanden wir ein paar Felskammern, in denen Ordenschwestern sich aufhielten. Diese lutheranischen Schwestern hatten dort während der ganzen Zeit der Bombenangriffe die Kranken und Verwundeten gepflegt.

«Das könnte die grosse Chance der Kirchen sein», meinte der Sergeant. «Die religiösen Gruppen, Katholiken wie Protestanten, sind anscheinend die einzigen, noch verbliebenen Einrichtungen, an die sich jeder in dieser Periode der Auflösung wenden kann. Später, wenn der Hunger beginnt, werden sie sich vielleicht wieder gegen

die Kirche wenden, vor allem, wenn die Situation chaotisch wird. Vielleicht werden die Leute dann zweifeln, ob die Kirche ihre Probleme lösen kann. Es wird interessant sein, das zu verfolgen. Aber die Tatsache bleibt, dass die religiösen Gruppen die einzigen zu sein scheinen, denen es gelungen ist, während des Aufstiegs des Faschismus und den Krieg hindurch eine gewisse Integrität und Organisation aufrecht zu erhalten.»

Wir kletterten aus den Höhlen im Untergrund hinauf in das ungeheure Gewirr gekrümmter Balken und Sitzreihen, wo das grosse Theater gewesen war. Es war schwierig, hinaufzukommen, denn eine Bombe war genau in die Mitte gefallen und hatte das Parkett gesprengt, aber schliesslich standen wir atemlos auf den Resten der riesigen Bühne. Sergeant Asch stand ein paar Augenblicke ganz still auf den eingesackten Brettern, dann sagte er: «Heute kommt mir das ganz unwahrscheinlich vor, aber das erste Stück, das ich geschrieben habe, ist im Staatstheater uraufgeführt worden. Aus irgendeinem Grund waren meine Sachen in Europa immer beliebter als in Amerika. Und jetzt stehe ich hier, als Jude. Ein seltsames Gefühl, nach meiner Premiere vor fünfzehn Jahren wieder hierher zu kommen. Damals haben in Frankfurt Tausende von Juden gelebt. Wenn die Schätzungen einigermassen stimmen, die ich gehört habe, sind in dieser Stadt höchstens zweihundert Juden noch am Leben.»

Panzer-Feldwebel Nathan Asch, aus Polen eingewandert, hatte seiner deutschen Wahlheimat im Ersten Weltkrieg bei der Marine aus tiefem und dankbarem Patriotismus gedient. Im Zweiten Weltkrieg hatte er sich mit über vierzig Jahren freiwillig gemeldet und war als Bordschütze stolz mit B-7-Besatzungen geflogen, die halb so alt waren. Wie sein Vater, Sholem Asch, Autor von ‚Der Nazarener‘, ist er ein feinfühligster und scharfsichtiger Schriftsteller. Er hatte ein gütiges, hässliches Gesicht mit kleinen, gelblichen Säcken unter seinen tiefgründigen, nachdenklichen Augen. Er war der begabteste Jeep-Fahrer, den sich ein Photograph nur wünschen konnte und war leidenschaftlich an allem interessiert, was mit den Soldaten passierte.

Ich verdankte das Glück, dass der begabte Sergeant Asch mir vorübergehend als Jeep-Fahrer zugeteilt wurde, dem Umstand, dass wir beide Verbindung mit USSTAF hatten. Sergeant Asch hatte eine Reihe von Bombenangriffen mitgeflogen und gehörte dann zur Propaganda-Abteilung der United States Strategie and Tactical Air Forces, und bei USSTAF, der Zentrale einer grossen Bomber-Beobachtungsgruppe, war auch ich direkt akkreditiert: [LIFE](#) hat mich beauftragt, eine umfangreiche Bil-

derserie von den Bombenschäden, die unsere Air Force deutschen Grossstädten und der Industrie zugefügt hatte, zu liefern.

Unser gemeinsamer, jugendlicher Chef war der schüchterne Oberst Max Boyd, ein weisser Rabe unter den Propaganda-Leuten. Vor allem unterschied er sich sehr von der eher entmutigenden Szene der übrigen Public Relations Division. Der Oberst, der später zu Associated Press zurückging, ‚organisierte‘ Jeeps, Flugzeuge und Spezial-Instrukteure, er improvisierte Kurierdienste und sogar gutes Essen für die Kriegskorrespondenten, die oft ein schweres Dasein hatten. Die Männer der aktuellen Nachrichtendienste hatten die grössten Probleme. Ihre Arbeit litt darunter, dass die Front sich so rasch bewegte und die PR-Abteilungen oft ziemlich lethargisch reagierten. Jeden Tag waren diese Journalisten gezwungen, viele Kilometer nach vorn zu fahren, um mit eigenen Augen festzustellen, was passierte, weil die Routineauskünfte ihnen unzureichend erschienen. Dann mussten sie den ganzen, mühseligen Weg zurück und nach einer Verbindungs-Station suchen, um ihre Stories zu übermitteln. Selbst nach Kriegsende, als die Armee ihr Hauptquartier in Frankfurt aufschlug, von wo alle Nachrichten kamen, brachte man die Kriegskorrespondenten in einem Rattenloch von Hotel in Wiesbaden unter und zwang sie damit, täglich zwei Stunden auf dem Weg hin und her zwischen Wiesbaden und Frankfurt zu verlieren, wenn sie etwas zu melden hatten. Der Postraum, den jeder Korrespondent braucht, um Telegramme von seiner Redaktion zu empfangen, schloss um sechs und öffnete erst am nächsten Morgen wieder – vorausgesetzt, dass einer der Unteroffiziere den Schlüssel finden konnte. Natürlich gibt es in allen Organisationen ein paar hilfsbereite und tüchtige Leute, und so hatten auch wir ein paar hart arbeitende Feldwebel (ohne die wir einfach untergegangen wären), einen weiblichen Hauptmann des amerikanischen WAC (Womens Auxiliary Corps) und einen weiblichen Leutnant der britischen Luftwaffe, denen wir für immer ein rühmendes Andenken bewahren werden.

5. Kapitel

TOD SCHIEN DER EINZIGE AUSWEG

Die Presse-Mitteilungen waren ungenau, die davon sprachen, die Infanteristen der 80. Division, die am 4. April 1945 Kassel besetzten, hätten die Stadt im Kampf von Haus zu Haus erobert. Es gab gar keine Häuser in diesem Sinn mehr, um die man hätte kämpfen können. Von Ruine zu Ruine brachten sie die Tanks in ihren Gräben zum Schweigen, säuberten die Strassen von Heckenschützen und nahmen die Stadt schliesslich am Spätnachmittag des 5. April ein.

Unsere kleine Gruppe von Spezialisten für Bombenschäden zog in der ersten Stunde der Niederlage ein. Die Luft über der Stadt war noch mit Wolken von gelbem Bombenstaub von unserem letzten Zermürbungs-Angriff erfüllt und die geborstenen Umrisse der Gebäude dick überzogen mit gelbem Ocker, als hätte ein Sandsturm über der Stadt gewütet. Die Menschen hatten rotgeränderte, tränende Augen und auch uns zog der Staub die Kehle zusammen. Die ganze Luft roch penetrant nach heissem Sand, wie man es sonst nur nach plötzlichen Regengüssen in der Wüste kennt.

Das bräunliche Licht verzerrte alles, nichts erschien unwahrscheinlich: Weder der Trupp GIs an einer Strassenecke, angetan mit eben befreiten Zylindern, deutsche Schwerter schwingend und die unvermeidlichen Weinflaschen unter dem anderen Arm, noch die beiden Frauen auf der anderen Strassenseite, die elegant gekleidet in Federhüten und Pelzmänteln aus einem Loch im Boden kletterten. In diesen ersten Minuten des Friedens stürzten sich die Frauen mit lautem Geschrei über eine Leiche auf dem Trottoir, und sogar dieses schreckliche, erste Zusammentreffen mit einem ihrer eigenen Toten schien absolut dazuzugehören.

Am Ostrand der Stadt fielen immer noch vereinzelte Schüsse, als unsere Bomben-Studiengruppe schliesslich die Ruinen der Kasseler Panzer-Fabrik fand, die ein Hauptziel der 8. Luftwaffen-Division gewesen war. In dem schwachen, gedämpften Tageslicht bot das verlassene Werk ein unvergessliches Bild der Zerstörung. Die letzten Regengüsse hatten den Boden der Halle in einen See verwandelt, über dem sich nur noch Andeutungen dessen wölbten, was einmal ein Dach gewesen war. Die Maschinen standen auf kleinen erhabenen Plattformen, und jede Presse oder Drehbank hatte ein schwaches, behelfsmässiges Schutzdach. Wie zäh die Deutschen waren, sagten uns diese Maschinen auf ihren improvisierten Inseln.

In ein paar fast begrabenen Aktenordnern fanden wir eine bemerkenswerte Aufnahme, während eines unserer Angriffe gemacht, ein wirklich furchtbares Dokument über die Bombardierung der Fabrik. Erst später in Berlin fand ich heraus, dass es einen Stab von zwölf Photographen gegeben hatte, die den Sonderauftrag hatten, während Bombenangriffen zu photographieren. Man hatte dieses Dutzend aus Kameraleuten ausgewählt, die politisch missliebiger waren und sie vor die Wahl zwischen diesem Job, der den ziemlich sicheren Tod bedeutete, und dem Konzentrationslager gelassen. Elf waren bei diesem Dienst umgekommen.

In dieser Zeit der rasch vorrückenden Frontlinien stiess auch unser Luftwaffen-Press Camp durch die Orte durch, sobald sie gefallen waren. Schliesslich kam es uns vor, als hätten die Menschen von jeher zwischen den Spalten und Furchen eines Landes gelebt, das wie die Oberfläche des Mondes aussah. Schweinfurt, das eine Woche nach Kassel fiel, war am schlimmsten. Während der gewaltigen Angriffe auf seine Kugellager-Fabriken war die Stadt fast völlig vernichtet worden und ganze Häuserblöcke hatten keinen festeren Umriss mehr als die Flecken auf einem Tintenlöscher. Wir wussten inzwischen, dass wir wie stets in den besseren Wohnvierteln mehr bewohnbar gebliebene Häuser finden würden, als in anderen Vierteln, und fuhren deshalb in die vornehmste Gegend, um nach einer Unterkunft für unser Press-Camp für eine Nacht zu suchen. Von allen Häusern hing hier die ‚National-Flagge‘ Deutschlands, wie wir sagten: Kesspitulations-Fahnen, aus Kissenbezügen und Tischdecken gemacht. Das hübscheste Haus war auffallend modern, entworfen von einem Architekten, der es auch bewohnt hatte. Es hatte schöne, einfache Linien und eine Sonnenterrasse, die sich reizvoll auf einen geschlossenen Garten mit einem rechteckigen Seerosenteich öffnete.

Sergeant Asch, der wie immer beim Requirieren den Majordomo spielte, erklärte, er werde das Haus nicht nehmen, obwohl es so geeignet war. Es sei voller Frauen und Kinder, die sonst nirgendwo bleiben könnten. Also klapperten der Feldwebel, Oberst Boyd und ich die Strasse weiter ab und klopfen an einem Haus an, das uns für unsere grosse Journalisten-Gruppe passend erschien. Eine bestürzte Frau erschien auf der Schwelle, sie fügte sich – was blieb ihr auch übrig – darein, dass wir das Haus requirieren wollten und sagte dann, drinnen habe es eben ein paar Tote gegeben.

«Woran sind sie gestorben?» fragte der Sergeant in Sorge vor irgendeiner ansteckenden Krankheit.

«Sie haben Selbstmord begangen», antwortete sie.

Das war natürlich Grund genug, um auf das Haus als Press Camp zu verzichten, und der Feldwebel ging eine Strasse weiter. Während der Oberst draussen auf mich wartete, zwang ich mich, hineinzugehn und nach der Ursache der Tragödie zu forschen. Ich erfuhr, dass die Selbstmorde das direkte Ergebnis der derzeitigen deutschen Rundfunkpropaganda waren. Während des Rückzugs hatte die deutsche Propaganda mit ihren Geschichten von amerikanischen Soldaten, die das Blut kleiner Kinder aussaugten und alle Frauen vergewaltigten, auf die sie stiessen, eine derart tiefe Wirkung auf die Menschen, dass viele Familien dasassen mit Gewehren neben sich, bereit, sich selbst zu vernichten, wenn die Amerikaner kämen. Die junge Hausfrau hier hatte erfahren, dass ihr Mann am Stadtrand von Schweinfurt am Tag zuvor gefallen war. Sie gab ihren beiden kleinen Kindern Gift, bahrte ihre kleinen Leichen vorn in dem düsteren Wohnzimmer auf und war dann in den Keller gegangen, um sich zu erschiessen.

Es war eine meiner schwersten Aufgaben, mich dazu zu bringen, diese zarten, rührenden Leichen zu photographieren, die Opfer von Mächten, die in das Leben eines Kindes niemals hätten eindringen dürfen. Noch herzerreissender war der Anblick im Keller. Die Haushälterin führte mich schweigend in die absolute Dunkelheit hinunter. Ich hatte meine Kamera auf eine annähernde Blende eingestellt und liess mir Zeit, ehe ich ein einziges Blitzlicht auslöste. Dieses kurze Aufleuchten genügte, um das Bild unauslöschlich in mein Bewusstsein zu prägen. Auf einer Matratze zwischen dem Heizungssofen und dem Kohlenhaufen lag die Mutter. Sie hatte sich ganz

in Schwarz gekleidet, wahrscheinlich mit dem Gedanken an Trauer, hatte aber anscheinend keine grosse Auswahl in schwarzen Kleidungsstücken gehabt. Sie trug schwarze Unterwäsche, dazu lange schwarze Strümpfe. Der Anblick war so bizarr und so schrecklich, dass es mir kaum möglich war, schnell genug die Kellertreppen hinauf und an die frische Luft zu kommen.

Draussen auf der Strasse türmten GIs alle Radios der Nachbarschaft auf dem Gehsteig auf, die Militärregierung hatte verfügt, dass die Zivilbevölkerung vorübergehend ihre Rundfunkgeräte abzugeben hatte. Zu dieser Sammlung gehörten auch ein paar überraschend elegante Modelle, mit Truhen, die die Namen und Stationen aller wichtigen Städte Europas in Einlegearbeit trugen. Jeeps voller Plünderer fuhren so oft vorbei, dass der Haufen ebenso rasch dahinschmolz, wie er zunahm.

Inzwischen hatte Feldwebel Asch unsere Gruppe in einem geräumigen, allerdings unheimlich dunklen Haus untergebracht. Als der Oberst und ich kamen, stand er gerade im Wohnzimmer und hielt eine seiner kleinen Ansprachen. Er hatte immer etwas von einem Patriarchen an sich und versuchte, j edem neuen Press Camp eine bestimmte Atmosphäre zu geben. Ich glaube, dass es ihn zutiefst befriedigte, wenn er seine Manager-Fähigkeiten so bewundernswert einsetzen konnte.

«Alle mal herhören», sagte er. «Finger weg von diesem Haus. Die Frau, der es gehört, ist eine Dame. Es war unangenehm für sie, dass sie es hergeben musste, aber sie hat eingesehen, dass das im Krieg so ist und hat sich vernünftig verhalten. Ich habe ihr deshalb versprochen, dass alles so bleiben soll, wie es jetzt ist.»

«Und das gilt auch für die kleinen goldenen Kaffeetassen mit Hakenkreuzen in dem Glasschrank in der Halle», setzte er streng hinzu.

Helen Kirkpatrick, die grossartige Auslands-Korrespondentin der ‚Chicago Daily News‘ hatte es übernommen, aus unseren K-Rationen etwas Warmes und Schmackhaftes zuzubereiten und warf ab und zu aus der Küche eine Bemerkung ein. Das Abendbrot war fast fertig, und nachdem das Haus für unsere grosse Zahl nicht ausreichend gerüstet war, zogen wir los, um weitere Teller, Messer, Gabeln und Gläser zu organisieren. Beladen mit geliehenem Geschirr kamen wir gerade von dieser Expedition zurück, als ein Sanitäts-Jeep zu uns heranfuhr und die beiden Ärzte auf dem Rücksitz fragten, ob wir schon die neueste Nachricht gehört hätten.

«Was für eine Nachricht denn?» fragten wir.

Die Antwort war so unerwartet, so überwältigend, dass die eben erlebten Tragödien von Schweinfurt gänzlich dahinter verschwanden. Diese Nachricht vor dem Hintergrund des zerfallenden Deutschland zu bekommen, schien wie ein böses Omen für die Zukunft: Präsident Roosevelt war gestorben.

Wir konnten nicht feststellen, ob es wahr oder nur ein weiteres Stück Feindpropaganda war, wie wir tiefinnerlich hofften. Aber es war von Gehirnblutung die Rede, und dieses Detail klang nach Wahrheit. In unserem düsteren, besetzten Haus, die aufgewärmten K-Rations vor uns, versuchten wir wie alle Menschen damals auf der Welt, uns vorzustellen, was dieser Tod für unser aller Zukunft bedeutete. Der Krieg ging schnell seinem Ende entgegen, die Kämpfe waren fast vorbei. Mehr denn je würden wir Männer von historischer Statur brauchen, die uns durch die Verwirrung, die der Frieden mit sich bringen musste, führen konnten und gerade jetzt, am Vorabend des Sieges, standen die Sieger vor einer neuen Ungewissheit. Da sassen wir nun in der düsteren, fernep Stadt Schweinfurt, die uns an die Fragwürdigkeit von Sieg und Niederlage gemahnte, und wussten, dass etwas Lichtes, Starkes aus der Welt gegangen war.

«Das Schlimmste ist», sagte ein Reporter, «dass wir nicht wissen, was das bedeuten wird. Wir haben keine Ahnung, was für ein Präsident Truman sein wird.»

Wir fragten uns alle, wann der Krieg zuende gehen würde. An und für sich war er bereits vorbei, die Deutschen hatten wirklich keinen Grund mehr, weiterzukämpfen. Zehntausende von Gefangenen wurden gemacht. Jeden Tag überholten wir beim Vormarsch ganze Ochsenkarren voll mit deutschen Verwundeten, ohne Matratzen, Stroh oder Lebensmittel. Nur ein Irrsinniger konnte noch von einem Endsieg des ‚Reichs‘ träumen. Vielleicht hatte er für die Naziführer immer noch etwas von einer traumhaften Realität, denn sogar auf ihrer Flucht in die ‚Alpenfestung‘ gelang es ihnen anscheinend immer noch, Trupps von fanatischer SS und noch fanatischerer Hitlerjugend dazu zu bringen, dass sie ihre hoffnungslosen Verteidigungslinien verteidigten und starben.

Die Frontlinie wurde immer unberechenbarer, es gab lange, fingerförmige Vorstöße und unbesetzte Gebiete dazwischen. Jedesmal, wenn unser kleiner Konvoi von Presse-Jeeps eine seiner Kundschafter-Fahrten zu einem eben gefallenen Abschnitt unternahm, mussten wir um grosse Kessel herumfahren, die noch in der Hand der

Deutschen waren und deren Grenzen so vage waren, dass sie kaum auszumachen waren. Ich erinnere mich noch, wie Feldwebel Asch bei Gotha einen Tankwagen anhielt und um Benzin bat, und wie die Fahrer uns eine ernste Warnung mitgaben. «Passt gut auf – die nächsten fünfzig Kilometer. Behaltet immer euer Tempo bei, auch auf der Autobahn und vor allem im Wald. Vierzig Mann von diesen verrückten SS-Truppen haben uns vergangene Nacht überfallen und wir haben unseren besten Hauptmann verloren. Wir verstehen einfach nicht, warum die Krauts weiterkämpfen, wenn sie wissen, dass das Spiel aus ist.»

An einer derart wandernden Front musste man einen guten Lotsen haben, wenn man um diese Kessel herumkommen wollte. Wenn es darum ging, Karten zu lesen, benahmen sich der Feldwebel und der Oberst, bei all ihren anderen, guten Eigenschaften, wie Kinder beim Schach, deshalb las Helen Kirkpatrick meist die Karte, legte die Route fest und fuhr an der Spitze. Allerdings fuhr sie dann gern so schnell, dass der Oberst stets in Aufregung war. Er wusste, dass ihr munterer kleiner Jeep bis zum Abend in der Ferne verschwinden und den Rest unseres Konvois weit hinter sich lassen würde. Helen hatte mit vierzehn Jahren Autofahren gelernt. Damals gestattete ihr Vater ihr einen klapprigen alten Wagen nach der Theorie, je mehr Pannen sie hätte, desto mehr würde sie über den Motor lernen. Als Ergebnis kannte sie alle Tricks und Eigenschaften eines Jeeps besser als wir alle – die Extragänge, die man für fast senkrechte Steigungen brauchte, und so weiter. Manchmal dachte ich mir auch, dass die Gewohnheit, ins Innere von Sachen zu schauen, zu der ihr Vater sie erzogen hatte, zum Teil auch zu ihrer hervorragenden Fähigkeit beigetragen haben könnte, Nachrichten zu analysieren.

Jedenfalls waren die GIs immer erstaunt und begeistert, wenn sie so tüchtig und vergnügt mit ihrem Jeep herumfuhr. Als wir einmal anhielten, brüllte ein Soldat: «Hallo, Schätzchen. Bist du wirklich ein amerikanisches Girl? Dann sprich!»

«Sprechen?» fragte Helen zurück. «Über was?»

«Über drei Minuten», sagte der Soldat.

«Wir sehn uns dann nach dem Sieg, wenn's recht ist», sagte Helen.

Bald glaubten wir alle, wir würden allmählich ein paar der Top-Nazis fangen, die das ganze Frühjahr über so stetig und erfolgreich vor uns geflohen waren.

Als Leipzig fiel, holten wir einen solchen ersten Schub ein. Allerdings hatten sie gut vorgesorgt, damit der Tod sie schneller einholen sollte, als wir.

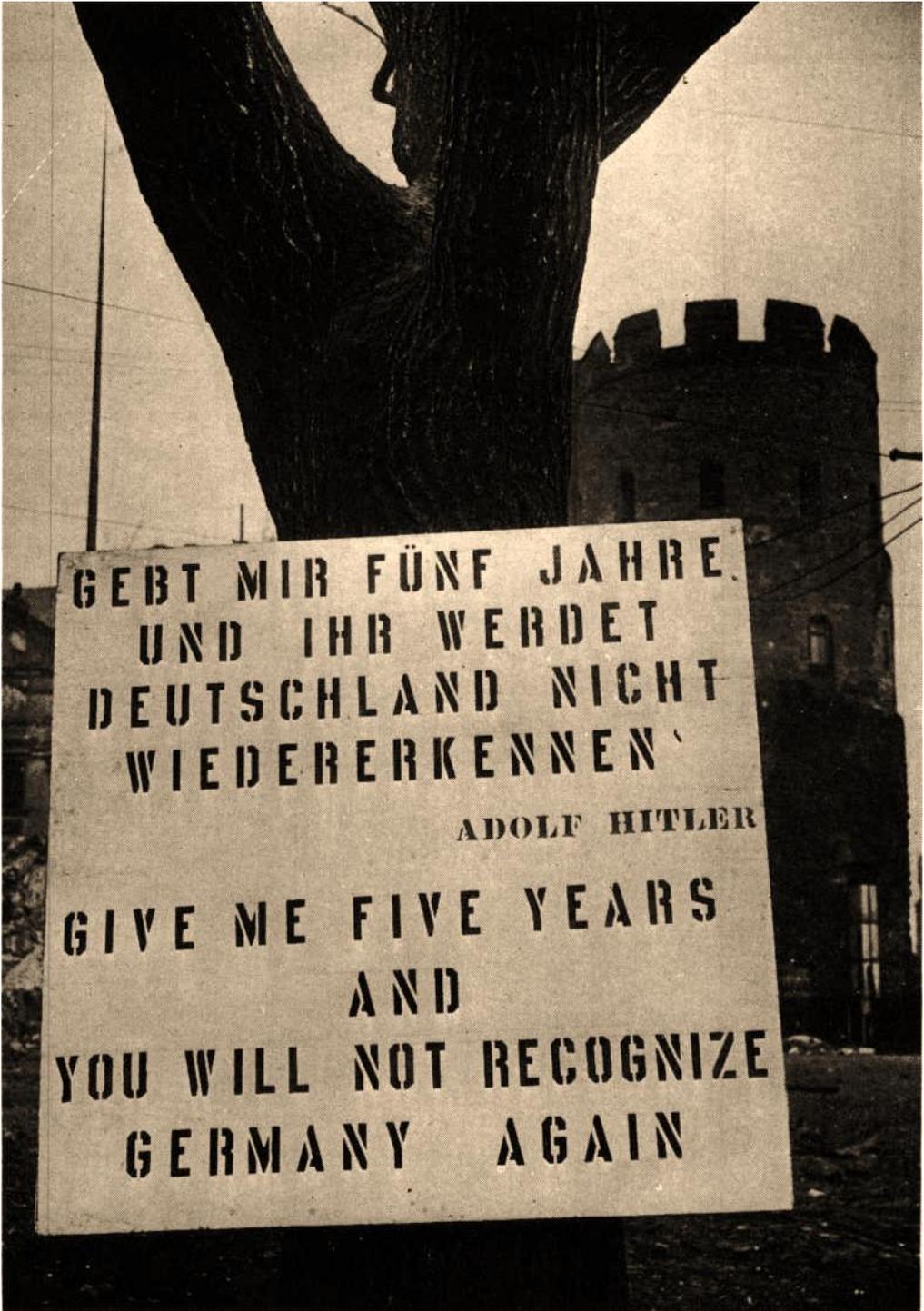
Am frühen Morgen des 20. April, eines Freitags, stürzte mein LIFE-Kollege Bill Walton zu mir herein, die Haare standen ihm vor Aufregung wie kleine, feuerrote Wirbel vom Kopf.

«Fahren Sie schnell zum Rathaus, ehe sie es aufräumen», sagte er. «Da drin sieht es überall aus, wie in Madame Tussauds Wachskabinett!»

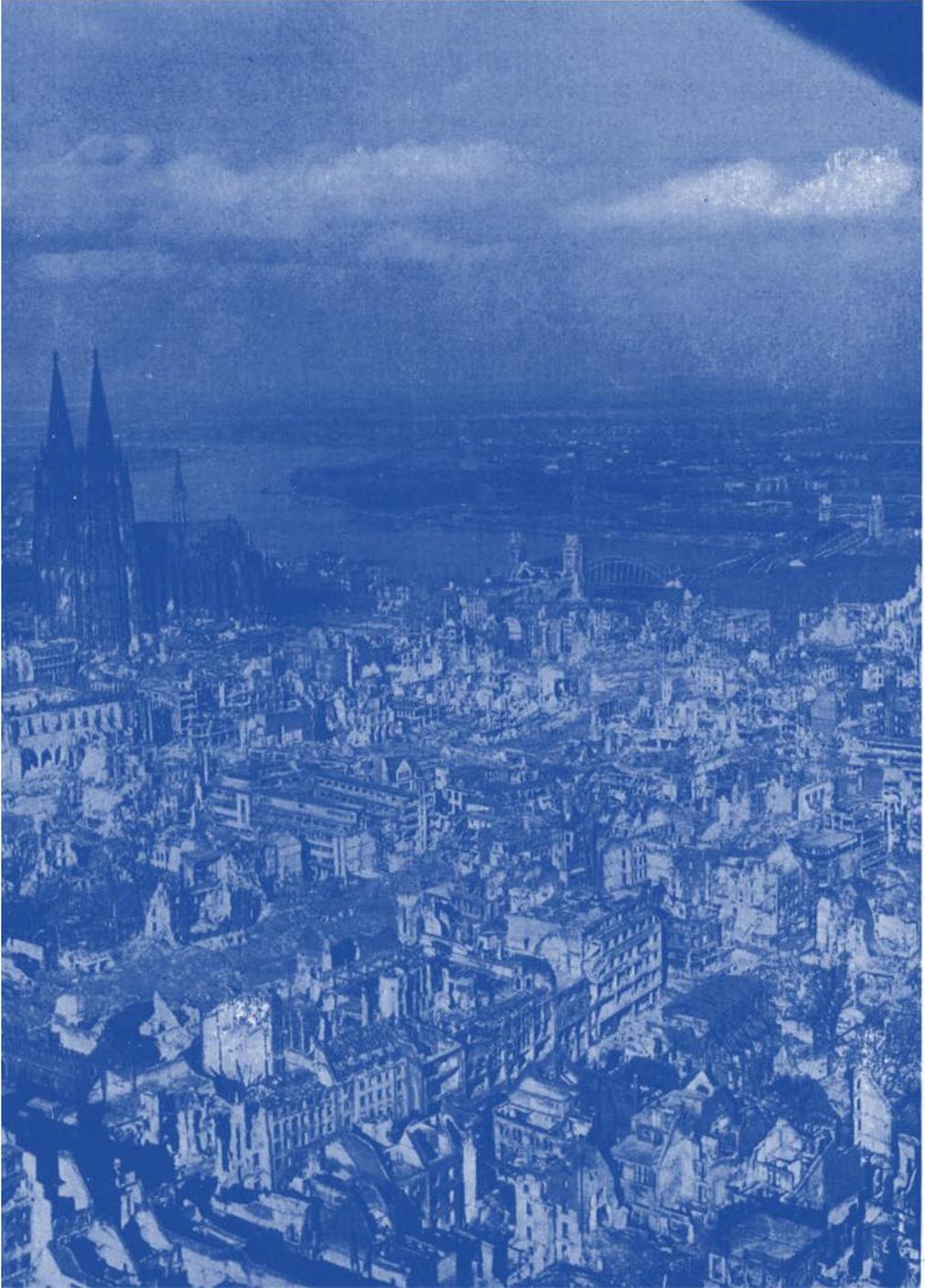
Wir rasten im Jeep über die Zeppelin-Brücke und an Trambahnwagen vorbei, die mit Schutt gefüllt waren. Man hatte sie tags zuvor noch als Barrikaden gegen die 2. Infanterie-Division benützt, die in östlicher Richtung in die Stadt eindrang, um sich mit der 69. zu vereinigen, die sich mit Panzern von Süden vorkämpften. Wir fuhren vor dem Leipziger Rathaus vor. Tiefe Löcher vom Artilleriebeschuss hatten die Silhouette des ehemals schönen, alten Rathauses zerrissen.

Bill und ich rannten drei Stockwerke über Steintreppen hinauf, kletterten über abgestürzte Büsten Friedrichs des Grossen und anderer, zu Fall gekommener Preussen, und stürzten durch eine gegen Lärm abgedichtete, zweiflüglige Polstertür. Wir standen in einem überladen eingerichteten Büro, mit sentimental Landschaftsbildern an den Wänden und schweren Möbeln, wie sie die Deutschen im neunzehnten Jahrhundert für luxuriös hielten. Auf den massiven Ledermöbeln lehnte eine Familiengruppe, die so intim und so lebendig wirkte, dass man kaum glauben konnte, dass diese Menschen nicht mehr am Leben waren. Am Schreibtisch sass Dr. Kurt Lisso, den Kopf in die Hände gelegt, als ob er ausruhen wollte. Auf dem Sofa lag seine Tochter und in dem dick gepolsterten Armsessel sass seine Frau. Die Ausweise und Dokumente der ganzen Familie waren ordentlich auf dem Schreibtisch ausgebreitet, daneben stand die Flasche Pyrimal, mit dem sie sich offenbar umgebracht hatten. Dr. Lisso war Stadtkämmerer und Schatzmeister der Stadt Leipzig gewesen, Parteifunktionär mit einer jener niedrigen Mitgliedsnummern, die besagte, dass er zu den Getreuen der ersten Stunde gehört hatte.

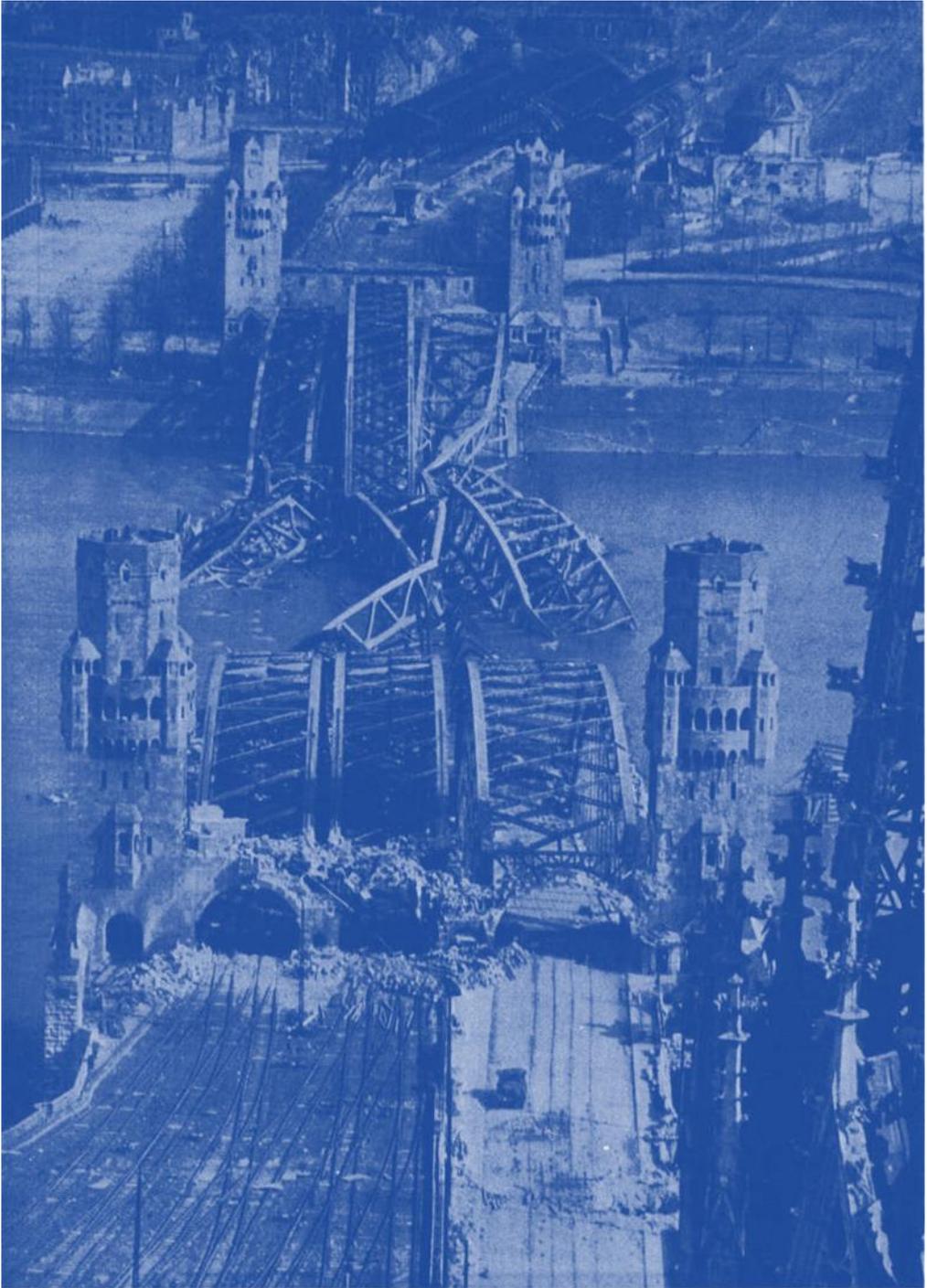
In einem Nachbarzimmer sassen ebenso lebensecht Alfred Freiberg, der Oberbürgermeister, mit seiner Frau und seiner hübschen Tochter Magdalena im Kreis. Auch andere Zimmer in der Nähe bargen solch totenstille und schweigsame Gestalten. Am



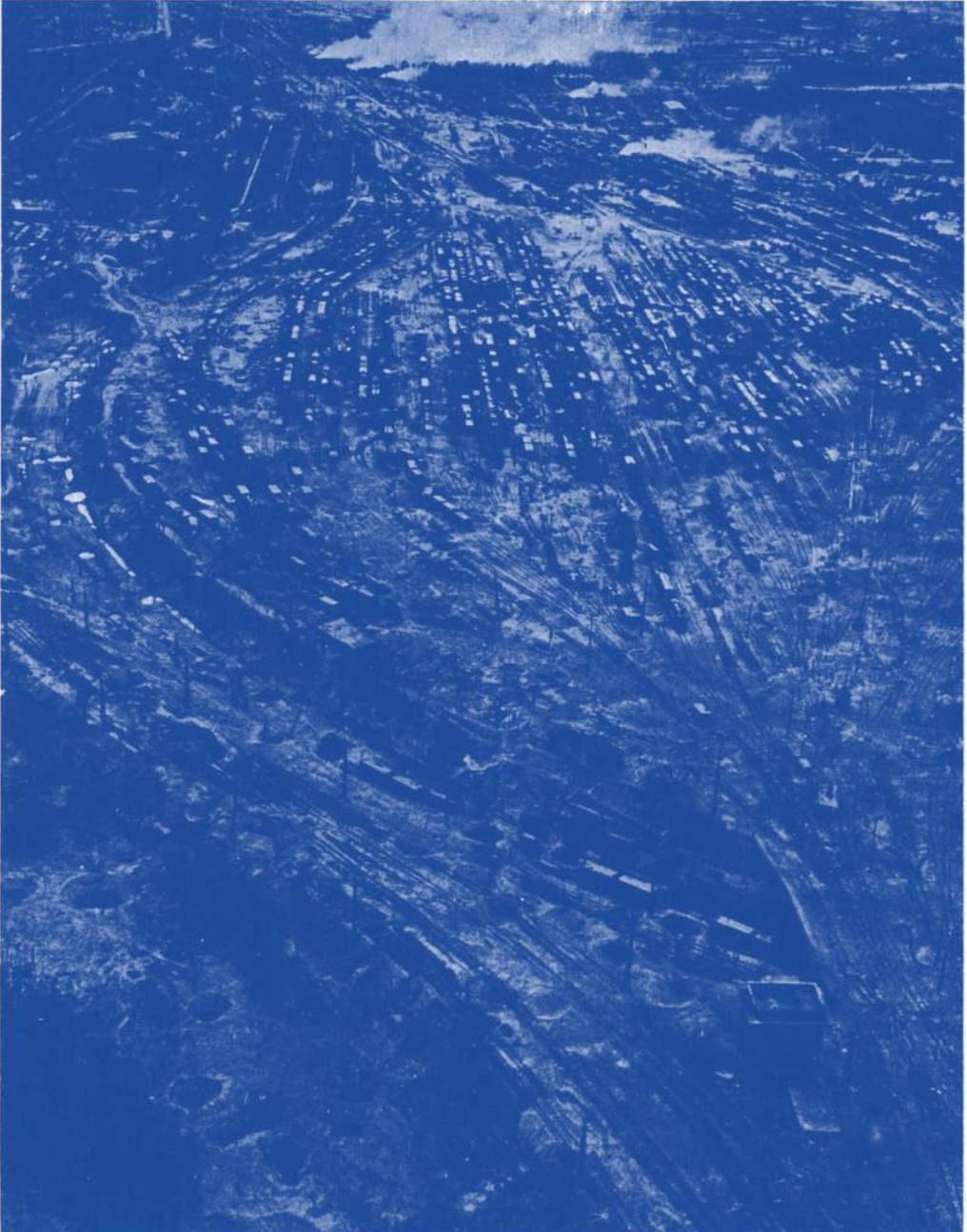
21 An einem mittelalterlichen Stadttor von Köln. Wenige fanden das komisch.



22 Köln war die erste grosse Ruinenstadt, die ich sah. Sie entsprach dem Ausmass der Katastrophe, die über die Nazis gekommen war.



23 Die Hohenzollernbrücke in Köln. Die Deutschen hielten das andere Ende.



24 Bombardierte Güterbahnhöfe bei Nürnberg. Der Nachschub der deutschen Armee kam nicht mehr durch.



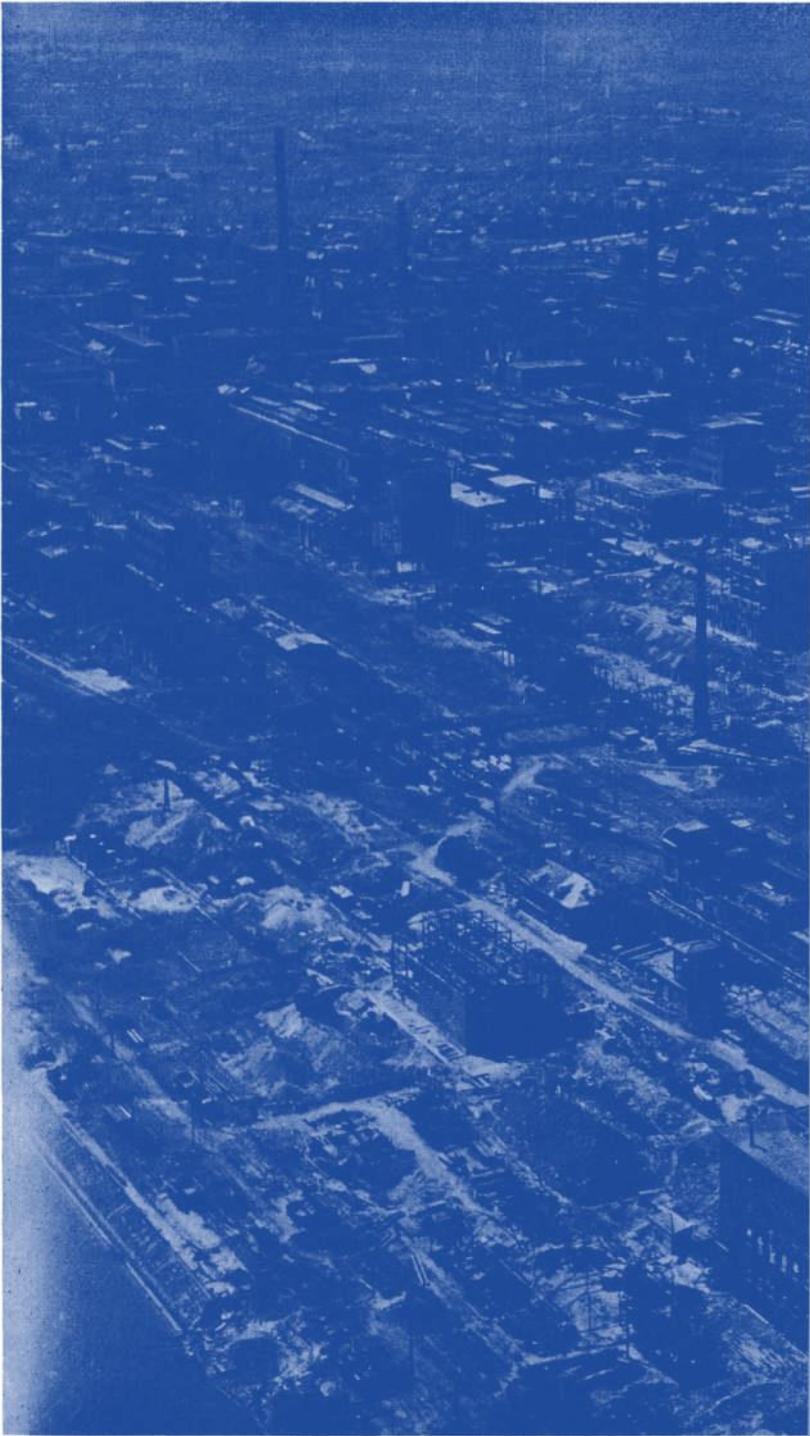
Von Hamburg blieb nicht einmal genug übrig, um eine eindrucksvolle Ruine abzugeben.



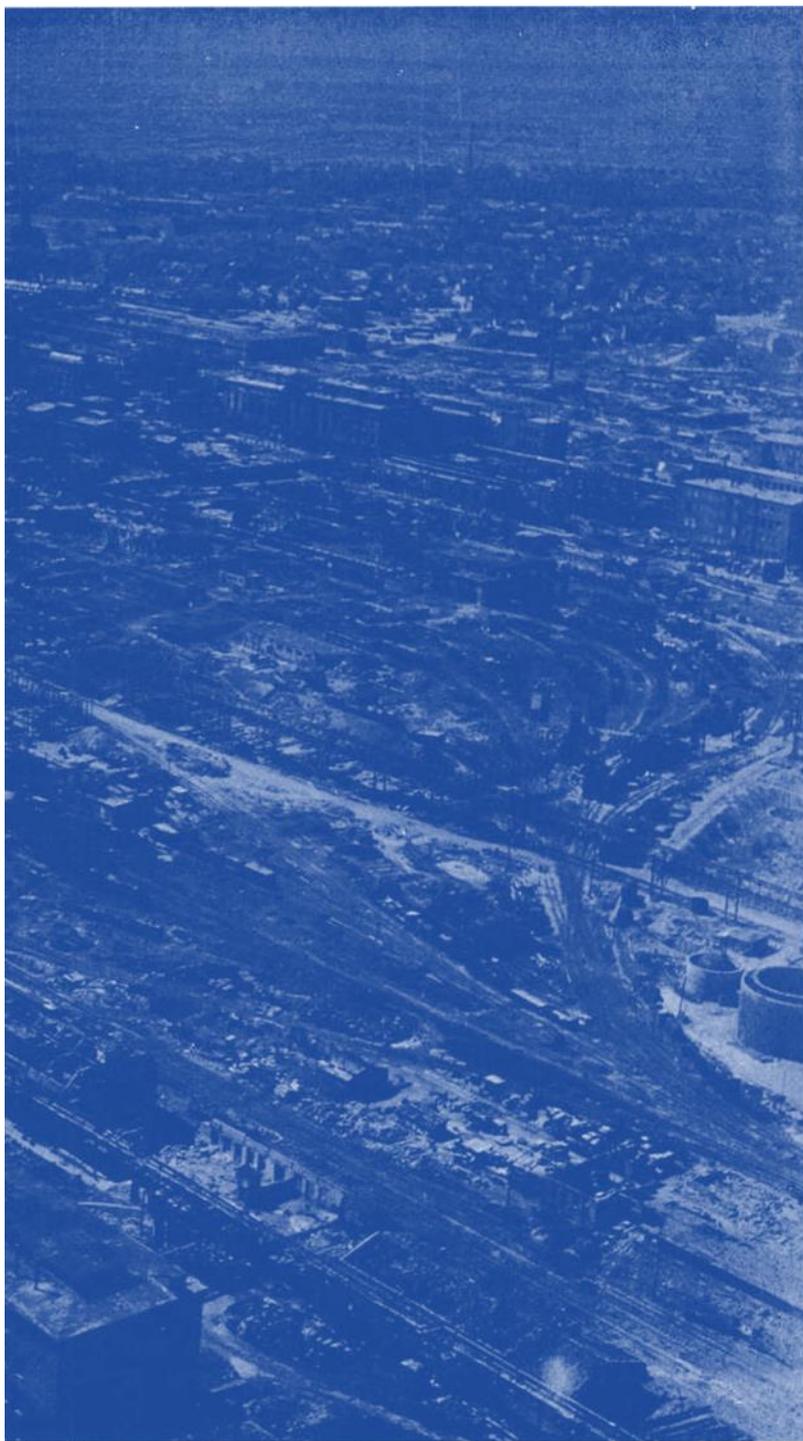
26 Fabrik-Leichnam bei Leuna. Zerknautschte Kompressions-Rohre der I.G. Farben-Fabrik.



27 Ein Weg durch die Wüstenei von Hamburg.



28 In Ludwigshafen breiteten sich die Ruinenfelder bis zum Horizont aus. Im Vorder- und Mittelgrund: Überreste der grossen I.G. Farben-Werke für synthetisches Benzin, Gummi und Chemikalien.



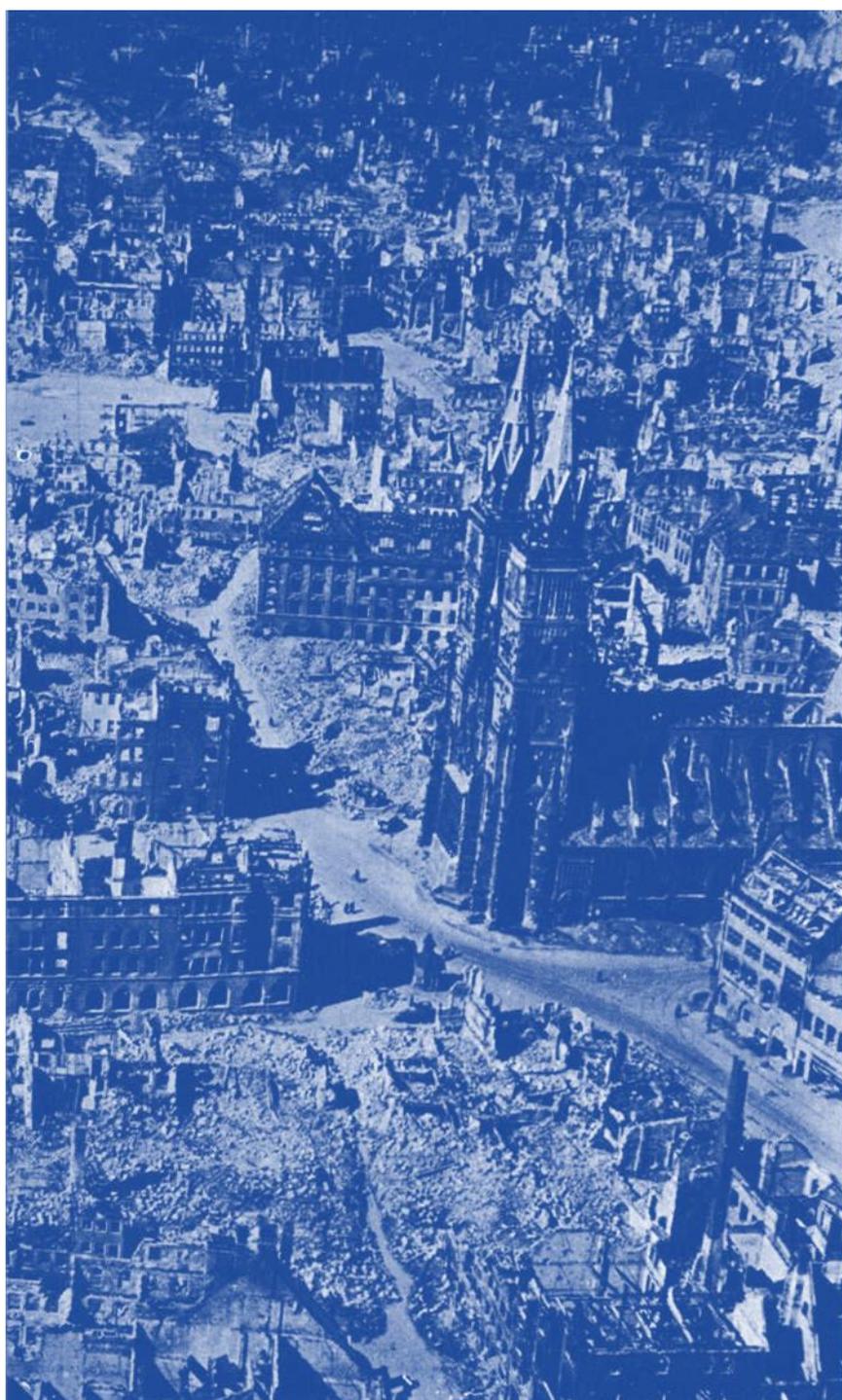


29 Bremen war eine Wüste. Nur ein paar Wahrzeichen erinnern daran dass hier einmal eine Stadt war. Links die Kirche von St. Stephani.





30 Nürnberg: Bulldozer schoben ein paar Strassen für den Truppenverkehr frei. Sonst gab es nur Trampelpfade, die sich durch die Trümmer wanden.





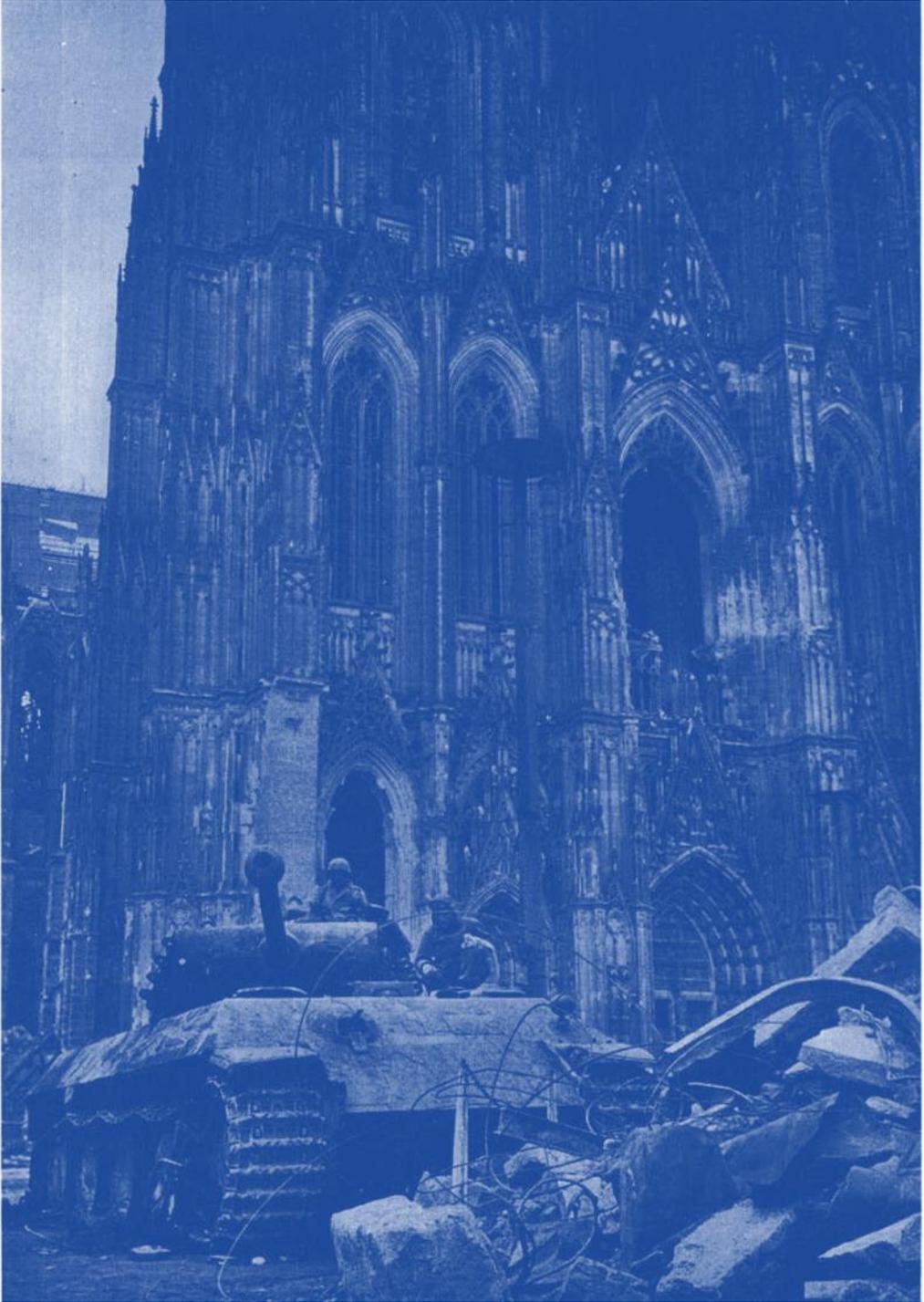
31 Die Nazis liessen nicht zu, dass sich die Bürger von Würzburg nach einem britischen Ultimatum ergaben, und machten Würzburg zur Festung. Darauf erfolgte ein wütender Brandbombenangriff, der einen Sauerstoff-Orkan hervorrief und die Luft in den Schutzräumen aufzehrte. Als die Menschen ins Freie rannten, kochte der Asphalt in den Strassen.



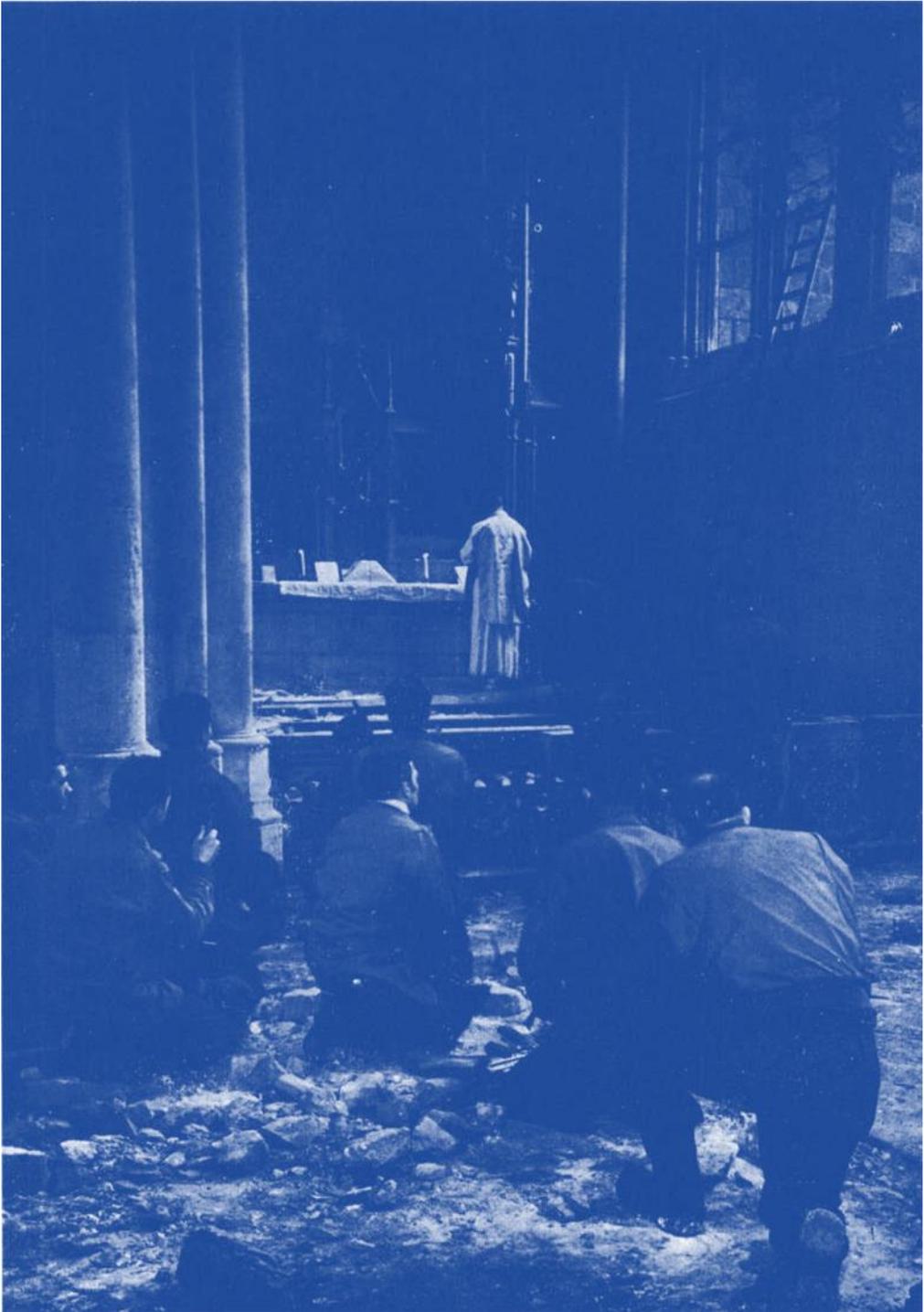


33 Einkaufszentrum von Köln. Die Einwohner suchten in den Ruinen nach Brennholz und Nägeln.

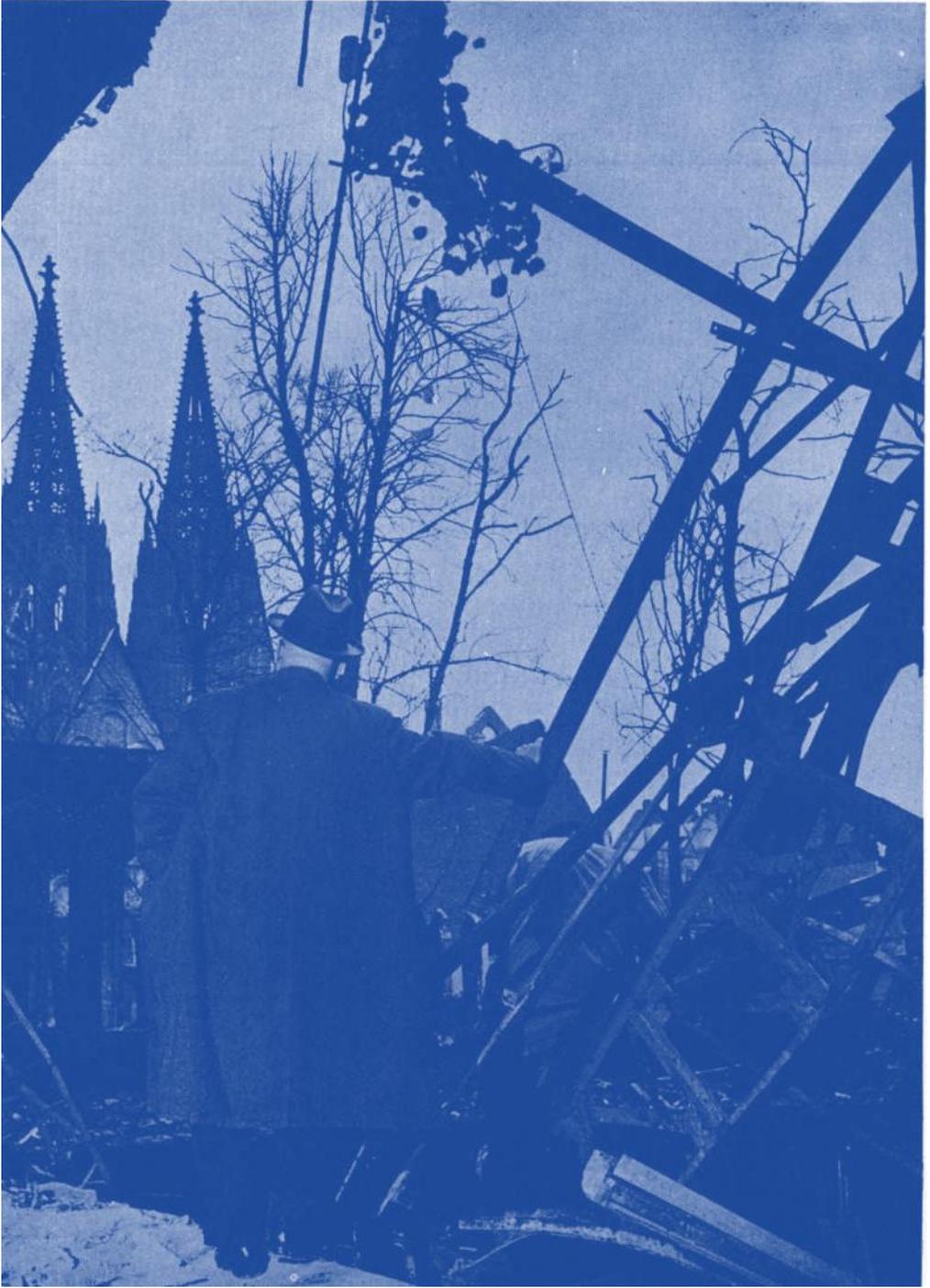




34 Jenseits des Kölner Doms gingen die Kämpfe noch weiter.



35 Captain C.W. Spiegelhoff, Pfarrer aus Milwaukee, liest im südlichen Querschiff des Kölner Doms für GIs die Messe.



36 Ein Nazi-Bankier taxierte die Konkursmasse in Köln.

auffallendsten war der Befehlshaber des Volkssturms in seiner schönen Uniform und mit einem Hitlerbild neben sich.

Es war aufschlussreich, dass wir in Gegenwart dieser Selbstmörder nichts von dem erschrockenen Mitgefühl empfanden, das die rührenden Tragödien von Schweinfurt in uns ausgelöst hatten. Die kleinen Kinder und ihre unselige Mutter waren Opfer gewesen. Aber diese Leute hier waren die Makler des Faschismus, die eine ruhige Kugel zu schieben versuchten und sich von einem Parteiposten in den nächsthöheren geschoben hatten. Sie repräsentierten die Männer und Frauen, die für viele Sünden des Faschismus verantwortlich waren. Als der Berg ihrer steigenden Brutalitäten auf sie niederzustürzen begann, auf dieser letzten, schwindelnden Talfahrt, waren sie immer noch wohlgenährt, gut angezogen und wohnten in bequemen, luxuriösen Häusern.

Ihr letzter Blick auf die Welt muss dramatisch gewesen sein: Volkssturm und Wehrmacht bereiteten unter ihren Fenstern eine letzte Verteidigung vor, die Fenster lagen im vierten Stock und damit hoch genug für eine ungehinderte Aussicht auf die amerikanischen Panzer und Infanteristen, die ihre Zuflucht bestürmten. Wie sie ihre letzte Minute bestimmt haben, werden wir nie erfahren. GI-Patrouillen, die vorsichtig das Rathaus durchkämmten, wo in jedem Raum ein Widerstandsnest vermutet wurde, hatten stattdessen diese stillen Familiengruppen gefunden, endlich besiegt.

Die persönlichen Gegenstände, die die Lissos für ihre letzte Wochenend-Verabredung mit dem Leben mitgebracht hatten, waren die gleichen, wie man sie zu einem ähnlich kurzen Besuch bei Freunden mitnimmt. Die Frauen hatten wie üblich kleine Sachen bei sich, Nagelscheren, Kosmetika oder Nähzeug. Der Stadtkämmerer hatte offenbar an einer schweren Erkältung gelitten, neben ihm lag ein ordentlicher Stoss Taschentücher. Auch LIFEs Kriegskorrespondent hatte einen schlimmen Schnupfen, und so wanderten die Lisso'schen Taschentücher in die Walton'sche Tasche.

Bill und ich verliessen den Familienkreis nachdem ich Bilder gemacht hatte und stiegen die Steintreppen zu unserem Jeep hinunter. Als wir die Kameras im Wagen verstaute, trat eine seltsame Prozession aus dem Gebäude, die uns anzeigte, dass wir die damals herrschende Kaste von Leipzig gerade noch zur Zeit im Bild festgehalten hatten. Mit den gefassten, feierlichen Mienen, die zu ihrem Beruf gehören, marschierten die Leipziger Leichenbestatter mit den Grössen von einst auf der Bahre an uns vorbei. Wir hörten, wie einer von den zwei Männern, die die sterblichen Über-

reste der Lissos an uns vorbeitrugen, zum anderen sagte: «Die Kämpfe werden erst aufhören, wenn man Hitlergenauso hinaus schafft.»

6. Kapitel

ES WIRD NICHT MEHR GEKÄMPFT

Plötzlich war der Krieg zu Ende und niemand wusste, was er damit anfangen sollte. Die Journalisten wussten nicht, was sie schreiben sollten. Die Photographen fürchteten, im Augenblick des Endes am falschen Platz zu sein: Ein Kameramann hat immer dort zu sein, wo das Entscheidende passiert. Es stellte sich heraus, dass ich mich am richtigen Platz befand, weniger aus Umsicht als aus Zufall und die Umstände, unter denen ich das Heraufdämmern des Friedens aufzuzeichnen hatte, waren ganz besonders mühselig.

«Am V-E Day (Victory in Europe) war ich wie gelähmt», gestand mir Bill Walton, als alles vorbei war. «Ich wusste nicht, was ich tun sollte. Ich konnte mich nicht einmal aufraffen, mir einen Drink zu nehmen.»

Ed Murrow hatte die Welt seit Monaten, ja seit Jahren gewarnt, wir besäßen keine konstruktiven Pläne für den Frieden. Er sagte: «Als der Krieg zu Ende war, hatte ich das Gefühl, jemand hätte mir ein Brett unter den Füßen weggezogen.»

Er traute der Dauerhaftigkeit des Friedens nicht und äusserte prophetisch (und zwar vor der Atombombe): «Vielleicht müssen wir noch erleben, wie die Menschheit sich selbst vernichtet.» Er war immer pessimistisch gewesen, ob wir einen weisen Gebrauch von unserem Sieg machen würden, und setzte hinzu: «Dies ist die Dämmerung der Demokratie in Europa.»

Das einleuchtendste Programm für seine eigene, persönliche Zukunft hatte wahrscheinlich ein kleiner, spinnöser deutscher Wissenschaftler, den eine amerikanisch-britische Militärstreife auf dem Gipfel eines Berges bei Wallgau in der Nähe von Garmisch entdeckte. Dieser kleine Mann hatte jahrelang kosmische Strahlen aufgezeichnet, und zwar alle fünf Minuten eine photographische Aufzeichnung rund um

die Uhr. Als die alliierte Kontrollstreife auftauchte, sah er kurz von seinen laufenden kosmischen Tabellen auf, fixierte seine Eroberer durch dicke, beschlagene Brillengläser, die wie milchige Kreise in seinem dreieckigen Gesicht sassen und beklagte sich, er habe nur noch für zwei Tage Photopapier. In den vergangenen Jahren hatte ihn ein Reichs-Forschungsamt mit diesem Spezialpapier versorgt, aber aus irgendeinem Grund waren die Lieferungen zuletzt ausgeblieben, jammerte er. Er hatte vor, seine kosmischen Aufzeichnungen ohne Unterbrechung fortzusetzen, und unsere para-militärische Kontrollgruppe, die an einer streng geheimen Untersuchung mitarbeitete, von der nur die Bezeichnung GOLDCUP bekannt war, fand Mittel und Wege, das Spezialpapier auf den Berg zu befördern. Dieser sanfte kleine Wissenschaftler blieb also vertieft in die Erforschung von Kräften weit jenseits der Sphäre stürzender Diktaturen und irdischer Kriegführung. Er konnte die Hürde zwischen Krieg und Frieden nehmen, ohne sein hingebungsvolles Studium der Strahlen aus dem Kosmos unterbrechen zu müssen.

Um den 1. Mai sahen sich sogar die Nazi-Propagandisten gezwungen, in einer Rundfunksendung an das deutsche Volk zuzugeben: «Der Krieg geht mit Riesenschritten seinem Ende entgegen.»

Am 2. Mai begrüßten die Einwohner von Hitlers Geburtsort, des ländlichen Braunau, die Tanks unserer 13. Panzer-Division mit Blumen. Am gleichen Tag erfuhren sie aus dem Nazi-Rundfunk, dass ihr erster Bürger gefallen war «im Kampf gegen die bolschewistische Sturmflut für die Sache der ganzen, zivilisierten Welt.»

Die ‚Hessische Post‘, eine Zeitung, die Psychological Warfare für die befreiten Deutschen im Gebiet der 1. Armee erscheinen liess, brachte Schlagzeilen, die man für billige Phantasie gehalten hätte, wären sie von irgendjemand ein Jahr zuvor erfunden worden. Die Schlagzeilen der Titelseite fassten zusammen, was die Leserschaft mit der grössten je in der Geschichte des Journalismus erzeugten Wucht traf: ‚ADOLF HITLER IST TOT – MUSSOLINI WURDE ERHÄNGT – GÖRING TRITT ZURÜCK – GOEBBELS SOLL SICH UMGEBRACHT HABEN.‘

Ohne einen himmlischen Auftrag wie den, der Tage und Nächte des zufriedenen Kameramanns auf dem Garmischer Berggipfel ausfüllte – wie sollte ein schlichter Photograph bei Nachrichten dieser Tragweite hoffen, mit den Anforderungen der

laufenden Ereignisse Schritt zu halten. Zweifellos fühlten sich unsere schwer-arbeitenden Redakteure ebenso überfordert bei der Aufgabe, den Lauf der Geschichte auf bedrucktem Papier wiederzugeben, wie wir hier an der Front. Als sie angingen, telegraphisch ein Sieges-Titelblatt anzufordern, das alles in einem blendenden Schuss zum Ausdruck bringen sollte, war der glückliche Bob Capa der Einzige, der sich nicht völlig demoralisieren liess. Die Telegramme forderten alle **LIFE**-Photographen auf, nach einem Titelbild zu suchen, das den Sieg über politische Tyrannei symbolisieren, die allgemeine Erschöpfung des einfachen Soldaten, dabei aber auch seinen Stolz auf seine Leistung zeigen sollte. Und ausserdem sollte es einen Hinweis auf den Faschismus, den unsere Truppen besiegt hatten und eine Andeutung der Hoffnung auf bessere Zeiten nach dem Frieden enthalten. Was tat Bob Capa: Er liess alles liegen und stehen und fing an, private Schnappschüsse zu machen.

Sein Fahrer hatte schon lange um ein Bild gejammt, um es seiner Mutter nach Hause zu schicken. Ich weiss nicht, warum es einem Profi immer so lästig ist, wenn er so eine private Aufnahme machen soll. Die selbe Prozedur, die wir im Lauf unserer Arbeit so oft und eifrig ausführen, macht uns ärgerlich, wenn wir uns zu familiären Schnappschüssen überreden lassen, um die unsere Bekannten uns manchmal bitten. Wir sind wie der Bus-Schaffner, der sich in seiner Freizeit den Bus selber aussuchen will.

Typisch Capa, dass er keinen besseren Zeitpunkt finden konnte, als diesen weltbewegenden Moment, mit dem kein sterblicher Photograph zu Rande kam, um einem Freund einen Gefallen zu tun. Er fuhr am Nürnberger Parteitagsgelände entlang, wo die Nazis gigantische Schauspiele ausgeführt hatten, um die angebliche Überlegenheit der arischen Jugend vorzuführen. Sein Fahrer jagte den Jeep zu dem zerschossenen Podium hinauf, von wo aus der grösste Redner aller Zeiten seinen bösen Zauber auf die Massen ausgeübt hatte, und dort sagte Bob zu ihm: «Spring raus und stell dich unter das Hakenkreuz.»

Der Fahrer fand es natürlich witzig, seinen Arm zu einem ‚Heil Hitler‘ zu erheben, und Capa machte ein paar Bilder vor dem Hintergrund des riesigen, zerschossenen Hakenkreuzes. Die Negative wurden in einem Extra-Umschlag mit der Aufschrift ‚Privatphotos‘ nach New York geschickt und sollten von da an die Mutter des Feldwebels gehen. Ich weiss nicht, ob sie jemals eigene Abzüge vom Bild ihres Sohns bekommen hat, aber sie brauchte auch keine, denn nach dem V-E Day prangte er an jedem Zeitungsstand.

Dieses Photo brachte alles zum Ausdruck: Das riesige Stadion, das einst allem geweiht war, wogegen wir gekämpft hatten, seine Nazi-Symbole, von unseren Bomben und Geschossen entstellt, den müden, siegreichen Soldaten, und sogar die Andeutung eines Scherzes in diesem nachgeahmten ‚Heil‘ – Ulk eines GI im Augenblick des Sieges. Alle guten Bilder durchflutet eine undefinierbare Stimmung, dieses hatte alles, was zu einem Sieges-Titelbild gehört.

Während der letzten Tage, ehe der Sieg offiziell verkündet wurde, flog ich nach Norden über die zerstörten Städte von Schleswig-Holstein in Richtung der baltischen Häfen, ich arbeitete an einer Serie über das zerbombte Gesicht Deutschlands, die bald danach in [LIFE](#) erscheinen sollte. Die endlose Kette von zernarbten, ausgebrannten Städten, in vernichtender Folge aus der Luft gesehen, war ein schrecklicher Kommentar zu der Strafe, die ein böses Volk auf sich gezogen hatte. Kaum eine Gemeinde, die nicht in Schutt getrommelt war. Beim Flug über diese endlose Prozession von Städte-Leichen fragte ich mich, welche Beziehung die Deutschen zwischen der Kriegstreiberei ihres Vaterlands und dem Schicksal, das über sie gekommen war, herstellen würden. Als ich später mehr Zeit auf dem Boden zubrachte und mit einzelnen Deutschen sprechen konnte, ergab sich, dass nur wenige überhaupt einen Zusammenhang sahen.

Nachdem man nun einmal unmöglich aus der Luft arbeiten und gleichzeitig am Boden sein kann, muss ein Photograph das Beste daraus machen, sagte ich mir immer wieder. So aufregend es war, diese grössten, deutschen Städte wie den Mond zu betrachten, machte es mich doch oft ungeduldig, dass ich mich über der Erde anstatt dort unten befand. Im Gedränge dieser Ruinen spielten sich Dinge ab, die ein Photograph nie wieder zu sehen bekommen würde. Fetzen und Bruchstücke der sich auflösenden deutschen Armeen versuchten vergeblich, in die verschiedensten Richtungen zu fliehen. Massen von ungezählten deutschen Kriegsgefangenen trotteten in die grossen Lager. Es sah aus wie eine Wiese von blühendem Buchweizen, wenn mein Pilot und ich über diese Sammelpunkte für Kriegsgefangene flogen, so dicht bevölkerten unsere geschlagenen Feinde die Äcker.

Jeder Hafen wimmelte von Booten, überfüllt von Deutschen, die vor den Engländern und Amerikanern nach Dänemark zu fliehen versuchten oder vor den Russen zu den Engländern und Amerikanern. Als der Frieden kam und wir diese Boote leichtern konnten, fanden wir sie vollgestopft mit Toten und Sterbenden und mit militäri-

schen Flüchtlingen, die tagelang so zusammengepfertcht gestanden hatten, dass ein Mann, der sich nicht mehr aufrecht halten konnte, zu Boden und manchmal zu Tode getrampelt wurde.

Jedesmal, wenn wir mit dem Flugzeug auf eine Piste herunterschossen, um Benzin, Lebensmittel oder eine Unterkunft für die Nacht zu bekommen, hörten wir Schilderungen von zurückgekehrten Kampffliegern über das Meer weit im Norden. Dort loderten brennende Schiffe und überall ruderten deutsche Soldaten in Rettungsbooten zur Küste oder versuchten sogar, sie schwimmend zu erreichen. Überall, auf jedem Flugplatz, wurde der Friede gefeiert, der kommen musste, niemand wusste wann, aber bald. Als wir bei kanadischen Jagdfliegern nördlich von Hamburg landeten, waren sie immer noch etwas verkatert von ihrer fabelhaften Feier in der vergangenen Nacht: Sie hatten jede Leuchtpistole, jede Rakete und jedes Notsignal auf ihrem Platz abgefeuert. Das wäre genau die Art von photogenem Fest gewesen, die ich suchte. Beide Seiten waren gleich enttäuscht – ich, weil ich vierundzwanzig Stunden zu spät gekommen war, und die Kanadier, die nur zu gern dieselbe Schau noch einmal veranstaltet hätten, um ihre Bilder in [LIFE](#) zu kriegen, was aber nicht ging, weil keine einzige Leuchtkugel oder Rakete übriggeblieben war.

Überall wurden Wetten auf das Datum des V-E Day abgeschlossen. Ich verlor meine um sechzig Sekunden, als der Frieden offiziell am 7. Mai-den Tag hatte ich richtig – eine Minute nach Mitternacht begann.

Der 7. Mai wurde allerdings ein ereignisreicher Tag. Ich startete frühmorgens mit meinem Piloten, Oberleutnant Eddie Lyster nach Kiel. Eddie war ein ausgeglichener, heiterer junger Bursche, den mir die Air Force zusammen mit einem Piper-Cub für meine Luft-Aufnahmearbeiten geliehen hatte. Wir wusste n vor dem Start, dass Kiel wahrscheinlich gefallen war, aber es war nicht sicher, ob wir so weit im Norden einen Flugplatz vorfinden würden. Die britische Luftwaffe (RAF) plante, den Flughafen von Kiel zu besetzen, der von der Stadt etwas entfernt lag, aber wir schlossen aus den dürftigen Informationen, die wir bekommen konnten, dass es noch nicht so weit war.

Ohne unsere Absicht war unser Cub dann die erste amerikanische Maschine, die in Kiel landete. Beim Kreisen über dem unbeschreiblich verstopften Kieler Hafen hatten wir viel Treibstoff verbraucht. Unter uns lagen zerstörte Schnellboote und Mengen von U-Booten, die seitlich auf Grund lagen. Unter ihnen befanden sich der ausgebombte Hamburg-Amerika-Dampfer ‚New York‘, die versenkte ‚Admiral

Scheer' und der schwere Kreuzer ‚Hipper‘, der zur Tarnung wie ein rotes Haus bemalt war, mit realistisch wirkenden Fenstern.

Als wir am Rand des Hafens entlangflogen, hatten wir nur noch so wenig Benzin, dass Eddie beschloss, eine Landung zu versuchen, nachdem er den Flughafen ein paar Kilometer nördlich der Stadt ausgemacht hatte. Auf dem Feld standen viele deutsche Maschinen, manche zerstört und andere anscheinend intakt. Wir sahen nur ein einziges Flugzeug mit den RAF-Markierungen. Wir wussten nicht, ob es sich dabei um ein gekapertes Flugzeug handelte oder ob das hiess, dass die Engländer gelandet waren. Unten angekommen liess Eddie deshalb den Motor laufen und wies mich an, ihn etwas zu drosseln, falls die Maschine sich mit mir selbständig machen sollte. Beim Hinausspringen sagte er: «Aber versuchen Sie, den Motor laufen zu lassen, falls wir uns hier schnell wieder verdrücken müssen. Schalten Sie ihn nur aus, falls die Karre mit Ihnen losziehen will.» Dann verschwand er mit seiner Pistole in der Hand in Richtung Hangar.

Die kleine Maschine war sehr leicht, der Wind vom Meer war sehr stark und Eddie blieb lange Zeit verschwunden. Ich spürte, wie das Flugzeug die Piste entlangschleifte und mir war unbehaglich. Trotz meines langsamen Drosselns beschleunigte sie sich eigensinnig. Ich schaute immer wieder zum Hangar zurück und als Eddie immer noch nicht erschien und die Maschine regelrecht dahinzuschliessen begann, fand ich, es sei besser, in Gefangenschaft zu geraten, als ohne meinen Piloten zu starten. Ich stellte den Motor ab.

Schliesslich kam Eddie zurück, zusammen mit einem Offizier in britischer Uniform. Die RAF hatte den Platz tatsächlich besetzt, ohne auf Widerstand zu stossen. Im Gegenteil, die Luftwaffe war ihnen in einem Zustand halber Bewusstlosigkeit begegnet. Die Deutschen wussten, dass zumindest für sie der Krieg zu Ende war und hatten die vergangene Nacht durchgefeiert. Das ganze Luft- und Boden-Personal hatte sich über die umfangreichen Alkohol-Vorräte in ihren Unterkünften hergemacht und als die RAF kam, mussten die Briten feststellen, dass die Luftwaffe unliebenswürdigerweise ihren Bezwingern keinen Tropfen übriggelassen hatte.

Als wir in der Dämmerung Lübeck erreichten, erfuhren wir, dass die Alliierten das formale Kriegsende verkündet hatten. Neunundfünfzig Minuten vor eins am nächsten Morgen sollte der Friede offiziell beginnen. In ganz Lübeck wurde gefeiert. Die Engländer verschenkten Arme voll Orden und Zierdegen an jeden, der deutsche

Souvenirs wollte. Auf den Strassen fuhren überall phantastisch luxuriöse Autos herum, die Wehrmachtsoffiziere am Rand der Landstrassen hatten stehenlassen, mit ausgelassenen Engländern am Steuer – rot gepolsterte Mercedes, Hispanos, Renaults und andere hochfeine Limousinen aus verschiedenen Teilen Europas, die sich die Deutschen angeeignet hatten, solange der Krieg nach ihrem Wunsch ging.

Der Tag des Friedens dämmerte über den schönen alten Türmen und Brücken von Lübeck mit der Zartheit einer Blüte. Wir flogen über die Marsch zu den Ruinen von Bremen und folgten dann der Weser in Richtung Nordsee. Nachdem nun offiziell Frieden auf der Welt herrschte, dachten wir überhaupt nicht mehr darüber nach, ob diese lebenswichtige Information, dass der Krieg zu Ende war, die Bevölkerung des Gebiets, dem wir uns näherten, wohl erreicht hatte. Wir nahmen an, dass jeder es wissen musste. Als die riesigen U-Boot-Betonbunker von Farge hinter uns lagen, ahnten wir nicht, dass die alliierten Armeen sich genau bis dorthin vorgekämpft hatten und dass wir nun die Besatzungsarmee immer noch fünfzig Kilometer und einen Fuss breit hinter uns liessen. Unbekümmert flogen wir über Piers, Docks und Kriegsschiffe hin und her und nahmen gründlich jeden Teil des Hafens photographisch auf. Wir kreisten gerade über einem grossen Schiff (auf den Negativen erwies es sich später als die ‚Europa‘), als Eddie eine unliebsame Überraschung zuteil wurde. Ich war zu sehr vertieft, um die Bedeutung zu begreifen, aber plötzlich wurden wir von irgendeiner Flakstellung nahe der See am anderen Stadtrand beschossen.

Als das erste Leuchtpurgeschoss aufblitzte, liess Eddie die Maschine derart steil vornüber tauchen, dass ich zuerst dachte, er wolle sie in eine bessere Position zum Photographieren bringen. «Das ist gut», sagte ich mir, und dann wurde nichts aus der Aufnahme. «Nein, so krieg’ ich es nicht», rief ich Eddie zu. Er war viel zu sehr mit seinen Ausweichmanövern beschäftigt, um auf mich zu achten. Inzwischen hatte uns sein rasender Sturzflug aus weithin sichtbarer Höhe am einen Ende der Stadt tief über die Dächer am anderen Ende getragen. Als wir dann mit ständig wechselndem Kurs um das Rathaus flogen, drängten sich Scharen von Menschen auf den Platz und winkten mit weissen Laken und Taschentüchern.

Obwohl ich praktisch auf dem Kopf stand, dämmerte mir plötzlich, was vorging. Die Bevölkerung ergab sich uns. Wir waren das erste Flugzeug im Frieden, das über

Bremerhaven erschien, und die Bevölkerung übergab uns die Stadt. Ich weiss nicht, wie man von einer Piper-Cub aus die Übergabe einer Stadt geziemend entgegennimmt, und Eddie hat dieses Problem bestimmt nicht beschäftigt. Schliesslich konnte man nicht wissen, wie viele dieser grässlichen Hitlerjungen oder anderer Unentwegter noch darauf warteten, aus ihren Flak-Stellungen ausgehoben zu werden, deshalb kurvte Eddie umsichtig und schnell nach Norden und wir slipten aus dem Stadtgebiet.

Auf halbem Weg nach Bremen begegneten wir einer C 47, die ziemlich hoch flog und eine Schleppe weisser Flocken hinter sich zog. Da wurde uns klar, dass wir die Ersten gewesen waren, die die gute Nachricht nach Bremerhaven gebracht hatten – die Schneeflocken waren Flugblätter, die den Deutschen da unten mitteilten, dass der Zweite Weltkrieg zu Ende war.

7. Kapitel

ALLE FÄDEN HABEN SICH GELOCKERT

Ich weiss nicht, wie ich die Atmosphäre anschwellender Gewalt schildern soll, die uns begegnete, je tiefer wir nach Deutschland hineinfuhren: Die Selbstmordwellen, die Frauen, die sich zu ihren geliebten Toten in die frischen Gräber warfen, die heftigen Denunziationen von Freunden und Nachbarn, die allgemeine Zügellosigkeit. An jeder Strassenecke spielten sich offene Tragödien ab, das Leben jedes Einzelnen schien von einem besonderen Terror durchwirkt. Und über allem hing das lähmende Begreifen, dass dieser neu eroberten Welt eine entsagungsvolle Zukunft bevorstand.

Im normalen Leben finden heftige Gefühle selten offenen Ausdruck, Ausbrüche von Wut und Verzweiflung, wie wir sie sahen, lösen sich sonst hinter verschlossenen Türen. Während wir in diesem unglaublichen Frühling durch Deutschland fuhren, schien das Leben wie eine Seite aus einem melodramatischen Roman. Waren diese hysterischen Leute mit uns Amerikanern überhaupt noch irgendwie verwandt, fragten wir uns. Wie waren die Deutschen wirklich? Was war das für ein Volk, dessen passive oder auch kriminelle Fügsamkeit solche bösen Mächte hatte heranwachsen lassen? Wie tief hatte sich der Gärstoff in den geheimen Tiefen von Hitlers Land in die Seele des Durchschnitts-Deutschen gefressen? Wenn wir unter die Oberfläche des Besiegtseins blicken könnten, was für ein Wesen würden wir entdecken? Nach aussen hin liessen sich die Leitmotive der Besiegten auf drei ganz einfache Nenner bringen. Wie werde ich satt? Wo kann ich unterkommen? Wann finde ich meine Familie wieder? Aber hinter diesen handgreiflichen Problemen der Selbsterhaltung lauerten noch viele andere.

Mitten im Chaos versuchte ich, ein paar Bilder zu machen, die vielleicht eine Ant-

wort auf einige dieser Fragen enthalten könnten. Ich arbeitete an einer Serie, der die Redakteure von **LIFE** aus der luftigen Höhe des Time-and-Life Buildings den Arbeitstitel ‚Faceless Fritz‘ (etwa: ‚Fritz hat sein Gesicht verloren) gegeben hatten. Es kam mir vor, als hätte ich Fritz schon überall in Deutschland gesucht und ich hatte immer noch das Gefühl, den Richtigen nicht gefunden zu haben. Mein Fritz zeigte seine diversen Gesichter zwar in mehreren Heften von **LIFE**, aber ganz sah ich ihn darin nicht.

Die Ereignisse eilten so rasch voran, dass für die geplanten Essays, die **LIFE** sonst immer brachte, keine Zeit blieb. Weder wir am Ort des Geschehens noch die bedrängten Redakteure konnten mit dem rasenden Tempo der Nachrichten Schritt halten. Noch keiner von uns hatte einen solchen Frühling erlebt. Ich traf immer wieder unsere anderen **LIFE**-Photographen, die genauso gehetzt und geplagt und verwirrt waren wie ich. Acht von uns waren auf die Westfront verteilt, was hiess, dass wir bei Weitem die umfassendste Besetzung von allen hatten – die Zahl unserer Photographen entsprach fast der Gesamtzahl aller anderen Photo- und Nachrichtenagenturen zusammen. Jeder, ob Photograph oder Reporter, war sich dabei peinlich bewusst, dass mit einem solchen Strom von Nachrichten nicht fertig zu werden war. Wir wussten einfach nicht, wie wir das verwirrende menschliche Kaleidoskop interpretieren sollten, das sich uns bot.

Sergeant Asch brachte das zum Ausdruck, wenn er immer wieder sagte: «Ich kriege keinen Faden aus diesem Gewirr zu fassen. Es ist noch zu verworren. Das Bild ist verschwommen.»

Kurz nach der Besetzung von Frankfurt füllten sich ein paar grobe Umriss dieses undeutlichen Bildes für uns, als wir im Gefängnis von Frankfurt-Höchst eine Auswahl von Hitlers kleinen Anhängern hinter Gittern fanden. Sobald die grossen Nazi-Bonzen geflohen waren, hatte eine bemerkenswerte Organisation, die sich ‚Antifaschistisches Verteidigungs-Komitee‘ nannte, in diesem Arbeiter-Vorort die kleineren ins Gefängnis geworfen. Diese Untergrund-Gruppe setzte sich zu ziemlich gleichen Teilen aus Sozialdemokraten, Kommunisten und Leuten des katholischen Zentrums zusammen und hatte sich zwei Wochen vor der Besetzung durch die Alliierten heimlich zusammengetan. Die Ankunft der Amerikaner am Stadtrand war ein Signal, alle Parteifunktionäre, die sie finden konnten, festzunehmen und einzusperren. Damit hatten sie die alliierte Militärgerichtsbarkeit vorweggenommen, waren aber so

legal wie möglich vorgegangen, indem sie formal Anklage erhoben, die niedergeschrieben und in ihr bestes Englisch übersetzt wurde, um später der Militärregierung vorgelegt zu werden.

Wenn man betrachtet, welche Richtung unsere Verwaltung Deutschlands einschlug, wunderte man sich nicht, dass eine derartige Zusammenarbeit mit uns keine lange Blütezeit hatte. Bei der Militärregierung war man zuerst erstaunt und eine Zeitlang auch ganz erfreut darüber. Aber bald setzte das übliche Misstrauen gegen jede Bewegung mit der leisesten politischen Färbung – selbst gegen eine solche, wie die des Antifaschistischen Komitees, das sich bemühte, derart verschiedenartige Richtungen zu repräsentieren – der Arbeit dieser Gruppe und ähnlicher Vereinigungen in mehreren anderen Städten ein Ende. Der Verdacht lässt sich nicht ausschliessen, dass an diesem Misstrauen eine starke Tendenz gegen einen Kommunismus jeglicher Schattierung beteiligt war. Als Begründung wurde allerdings meist angegeben, diese antifaschistischen Gruppen wimmelten von politischen Geschäftemachern und setzten sich zum Teil aus Opportunisten zusammen, die hofften, die Anhängerschaft ihrer eigenen, politischen Parteien zu vergrössern. Wahrscheinlich hat es solche opportunistischen ‚Geschäftemacher‘ wirklich gegeben, aber ebenso gab es ein paar mutige Einzelpersönlichkeiten, die den Kern der neuen und demokratischen Ära hätten bilden können, die wir im Nachkriegsdeutschland einmal heraufzuführen hofften.

Der grösste Fang des Höchster Antifaschistischen Verteidigungs-Komitees war Prinz August Wilhelm, der vierte Sohn des Kaisers und ein hohes Parteimitglied – Obergruppenführer – in der Funktion des Gau-Schatzmeisters. Prinz ‚Auwi‘ wurde rasch aus seiner ungemütlichen Zelle herausgelassen und in das Jagdhaus seines nahegelegenen Besitzes in Kronberg zurückgebracht, wo er, umgeben von den alten Bediensteten der Familie und einem Schwarm ergebenen, fürstlicher Verwandter unter Hausarrest gehalten wurde. Ein Hohenzollern im Kittchen, das hatte es schliesslich noch nie gegeben. Ich habe nie erfahren, was später aus ihm wurde, aber ich habe den Prinzen zusammen mit LIFE-Autor Percy Knauth aufgesucht, solange er in Kronberg war. Er wand sich vor der Kamera, schlug die Hände vors Gesicht und klagte: «Muss ich das über mich ergehen lassen?» – ein Bild entrüsteten Aristokratentums.

Als Sergeant Asch und ich das Gefängnis in Höchst besuchten, hatte es seinen königlichen Gefangenen zwar schon eingebüsst, bot aber immer noch eine interes-

sante und widerliche Auswahl an Typen. Diese Leute warteten darauf, dass unser CIC (Spionage-Abwehr) und die Einheiten der Militärjustiz sich durch die normalen Kanäle der Armee mit ihnen befassen würden. Einer der Häftlinge, ein kleiner Parteifunktionär namens Emil Rothengatten, sah so brutal aus, dass er wie das lebendige Ebenbild eines Nazi-Scheusals wirkte. Er stand da, stumpf wie ein Fettklumpen, die eine, riesige Faust geballt auf dem Tisch, das milchige Licht des einfach vergitterten Fensters betonte seine ungeheuren Schultern, seine Schweinsäuglein blieben auf seine riesigen Stiefel geheftet.

«Er war der Sündenbock», flüsterte Asch, der Emils Unterlagen durchgesehen hatte. «Er hat den Bonzen bei der Flucht geholfen, und dann brauchten sie ihn nicht mehr. Sie haben nicht einmal daran gedacht, ihn mitzunehmen.»

In der nächsten Zelle war ein junger Mann mit einer hohen, intellektuellen Stirn, schönen Augen und einem zarten Gesicht: Jugendführer Robert Martin, oberster Hitlerjugend-Führer von Höchst.

«Manchmal haben sie die Gesichter von Poeten und die Gemüter von Mördern», sagte Asch.

Führer Martin war eher in seiner Gemütslage als Mörder von den selbsternannten Häschern von Höchst eingesperrt worden. Zusammen mit seiner Geliebten, von der er jetzt durch drei Zellen getrennt war, hatte er etwas Entsetzliches begangen. Elsa Wartz hatte beim ‚Bund Deutscher Mädchen, den Hitler-Mädchen, eine ebenso hohe Funktion gehabt wie er. Das saubere Paar hatte vierhundert Kinder aus der Stadt geführt und sie dann einfach irgendwo im Stich gelassen, verloren und jetzt, in den doppelten Wirren von Krieg und Flucht vor dem Krieg, wussten die Eltern nicht, wie sie ihre Kinder wiederfinden sollten.

«Jeden Tag kommen mehr Eltern», sagte einer der Wärter, «und fragen: Wo ist mein Kind? Und niemand weiss es.»

«Und die Kinder haben gesungen, als sie losmarschierten, denk ich mir», sagte Sergeant Asch.

Die Wache, die uns die Dokumente des Häftlings vorgelegt hatte, war ein ehemaliger Polizist, der gerade überprüft und in das Personal unseres CIC-Corps aufgenommen worden war. Die CIC-Leute wussten, woran man einen guten Antifaschisten erkennt und hatten diesen Mann als Sicherheitsposten eingestellt.

«Die BDM-Führerin trägt nicht nur die schreckliche Mitverantwortung für das

Verschwinden des Jungvolks», sagte er, «sie hat auch andere Verbrechen gegen unsere Familien begangen. Und ihr Vater genauso.»

Dieser Vater, Wilhelm Wartz, war in der nächsten Zelle, er war Naziführer eines benachbarten Arbeiter-Vororts gewesen und war verhaftet worden, weil er viele Arbeiter denunziert und derart belastet hatte, dass sie in Konzentrationslager kamen. Wartz sass wie benommen auf seiner Pritsche, er sah nicht einmal auf, als wir vorbeingingen.

Da benahm sich seine Tochter ganz anders. Beim unerwarteten Anblick einer Frau in Uniform, von der sie sich wahrscheinlich Beistand erhoffte, schrie sie: «Bitte, bitte kommen Sie zu mir. Ich muss mit Ihnen sprechen. Sagen Sie ihnen, dass ich nichts Schlechtes getan habe.» Als die Wache die Tür aufsperrte und mich zu ihr hinführte, warf sie sich auf die Knie und fing an, den Mann anzuflehen. Sie trommelte hysterisch mit den Fäusten gegen seinen Körper und kreischte «Hören Sie, hören Sie mich», bis er plötzlich anfang, dagegen zu brüllen, sein Schmerz schien so frisch, dass er nicht mehr neutral bleiben konnte.

«Ich hör Ihnen nicht zu», schrie er. «Warum sollte ich? Sie haben meine Leute auch nicht angehört, als sie kamen.»

«Ich habe nichts Böses getan», heulte sie und krümmte sich schluchzend am Boden. «Hören Sie, bitte, bitte.»

«Ich habe überhaupt keinen Grund, Ihnen zuzuhören», sagte der Wachmann. «Sie kriegen schon noch Gelegenheit, alles zu erklären.»

«Ich bin nicht schuld», weinte sie und schlang ihre Arme um seine Knie.

«Und was ist mit meiner Frau passiert?» brüllte er, er war nun genauso ausser sich wie sie. «Sie haben meine Frau angezeigt.»

«Ich habe Ihrer Frau persönlich nie etwas getan. Ich bin nicht verantwortlich.»

«Das sagt Ihr alle. Einer von euch war verantwortlich. Und was habt Ihr mit den Juden gemacht?»

Der Mann versuchte jetzt, aus ihrer Umklammerung herauszutreten, aber die Frau hielt sich noch stärker an seinen Beinen fest und liess sich auf eine grässliche Weise durch die Zelle zerren.

«Ihr habt unschuldige Frauen ‚jüdische Huren‘ genannt», schrie der Wachmann. «Ihr habt euch an anständigen jungen Frauen vergriffen.»

Sie stand auf und klammerte sich an ihn, sie rangen gegeneinander und schwankten durch die Zelle, als gäbe es überhaupt keine Zuschauer. Ich musste mich in die

Ecken quetschen, damit mir die Kamera nicht aus den Händen geschlagen wurde.

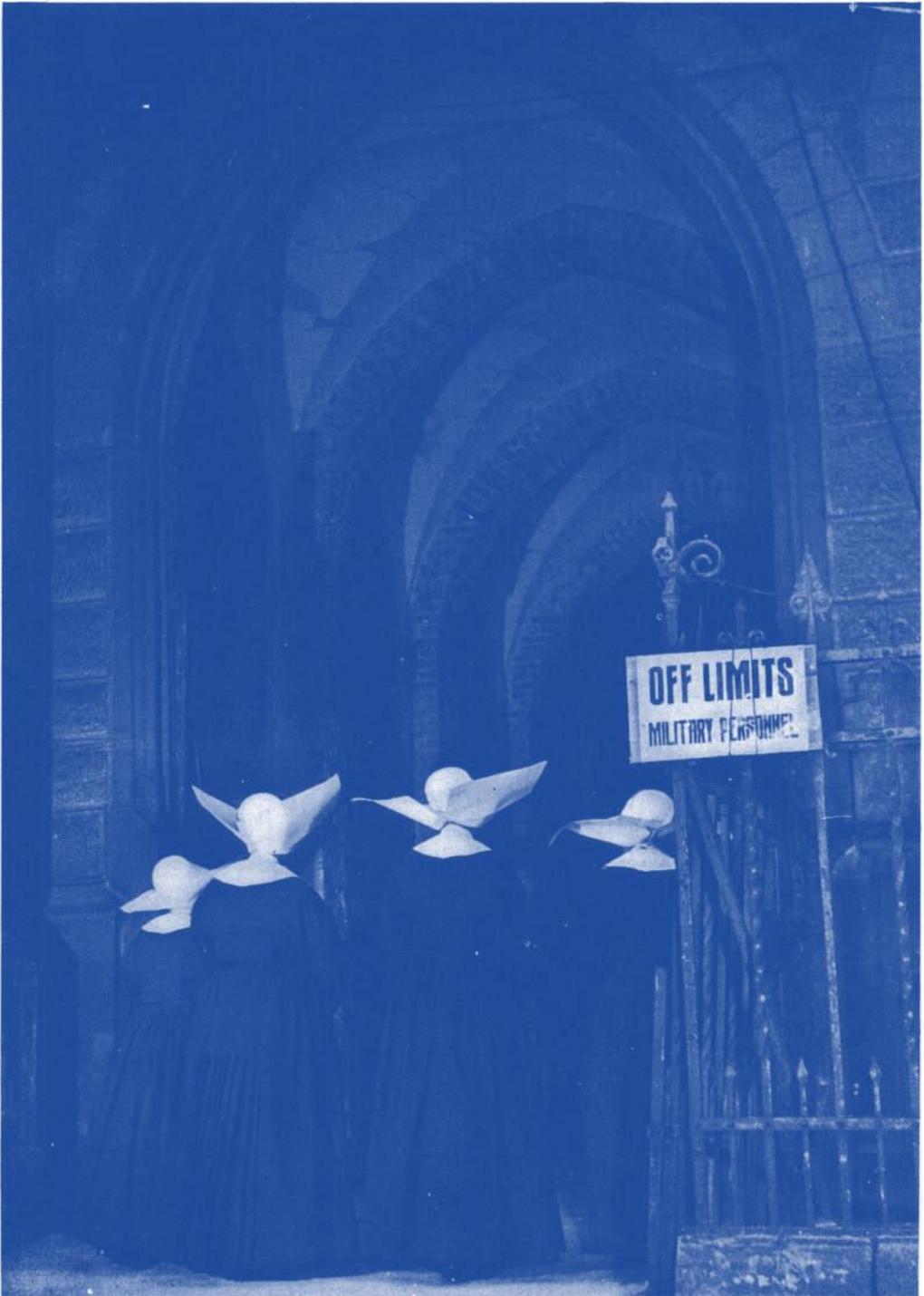
Sie würgte ihre Worte nur noch wie in einem eintönigen Rhythmus heraus: «Ich hab's nicht getan. Ich wars nicht. Es waren andere.»

Und er wiederholte immer wieder das Rezitativ seiner Anklage: «Sie und solche wie Sie. Sie und solche wie Sie.»

«Kommen Sie, Peggy, kommen Sie», rief mir Sergeant Asch von seinem Posten ausserhalb des Gitters zu. «Wir wollen gehn. Ich halte das nicht mehr aus.»

Erst auf den stillen Landstrassen, als wir durch die kühle Dämmerung von Höchst nach Frankfurt fahren, fanden wir die ersten Worte.

«Man müsste sie einfach umbringen», sagte Nathan Asch. «Warum sie erst quälen? Es ist alles so kompliziert», sagte er dann. «Eigentlich ist es kaum ihre Schuld. Da war ein Mädchen und der Vater war Nazi. Für sie war es der normale Weg – so war sie erzogen. Wenn ihre Eltern nach Amerika gegangen wären, wäre sie wahrscheinlich ein ganz anständiges, amerikanisches Girl geworden.»



37 Bomben kennen keinen Unterschied zwischen guten und schlechten Menschen. Viele Mitschwestern dieser Nonnen von St. Vincent von Paul kamen in Köln um.



38 In der Nähe von Köln: Hausfrauen holen Wasser. Die meisten Hauptleitungen waren zerstört.



39 Eine Gebietsführerin der BDM-Mädchen im Gefängnis. Sie hat 400 Kinder aufs Land geführt und sie verloren. Der deutsche Antifaschist findet ihre Erklärung nicht überzeugend.



40-41 «Ich bin nicht schuld! Es waren andere!»





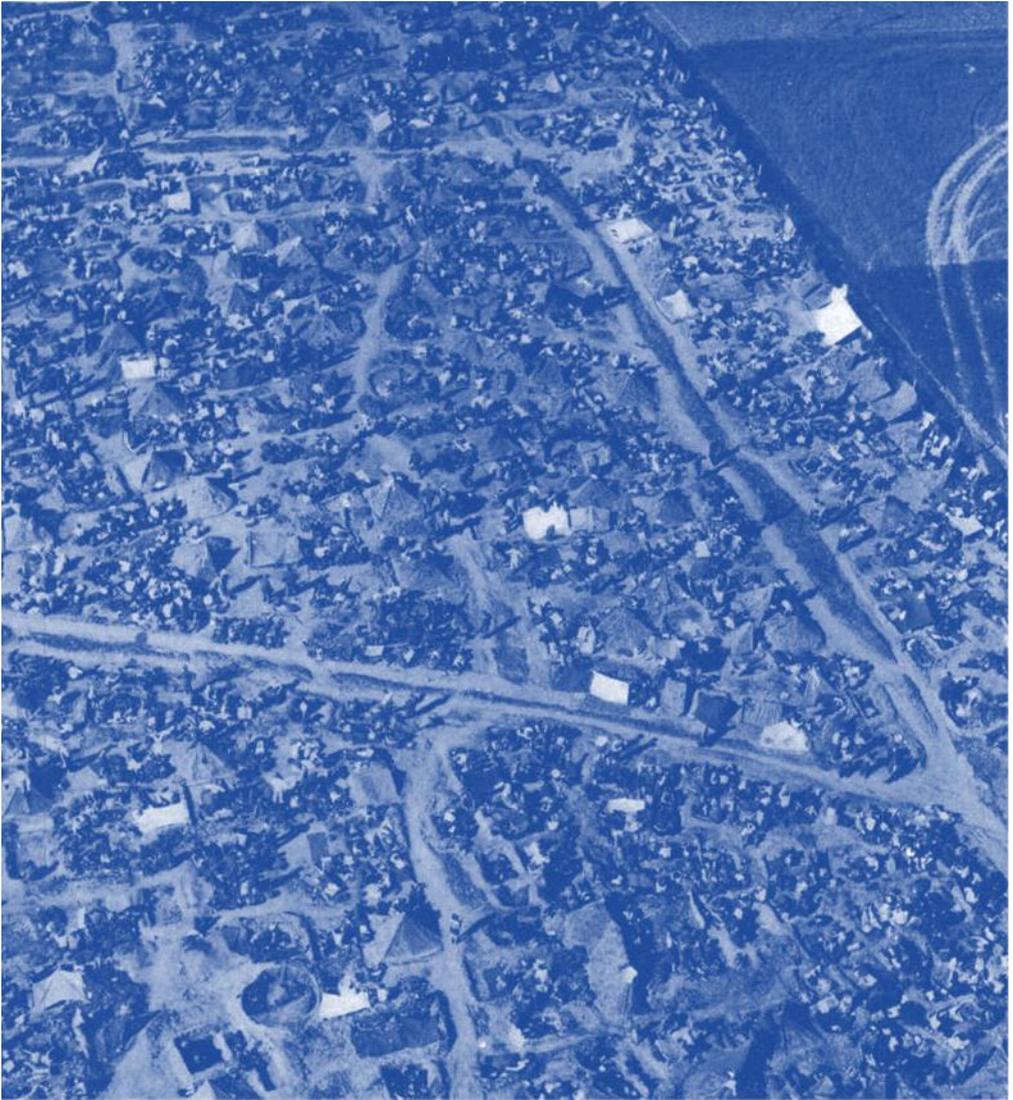
42 Vier von vierzig Prostituierten, die die Nazis im Frankfurter Gefängnis zurückliessen.



43 Des Kaisers vierter Sohn, Prinz August Wilhelm. Er war ein hoher Nazi, trat 1930 in die Partei ein und half ihr mit seinem Namen an die Macht. Er stand unter ziemlich schonungsvollem Hausarrest, der aus irgendwelchen Gründen streng geheimgehalten wurde. Trotzdem war seine Zukunft ungewisser als die der unseligen jungen Frauen gegenüber.



44 Hitlers Tausend Jahre waren für den Stadtkämmerer von Leipzig plötzlich zu Ende.
Als er amerikanische Panzer unter den Fenstern seines Büros sah, vergiftete er sich und seine Familie.



45 Als ganze Armeen sich zu ergeben begannen, gab es viele Gefangenenlager wie dieses bei München.



46 Zwei Generationen Kummer am Grab eines Selbstmörders in Frankfurt. «Grossmutter, wäre es nicht besser, er wäre nie auf die Welt gekommen?»



47 Deutscher Flieder duftet wie anderer Flieder. Mit dem Kranz sollen deutsche Soldaten des Ersten Weltkriegs geehrt werden . . .



48 Zivilisten plündern einen Zug zwischen Darmstadt und Frankfurt.



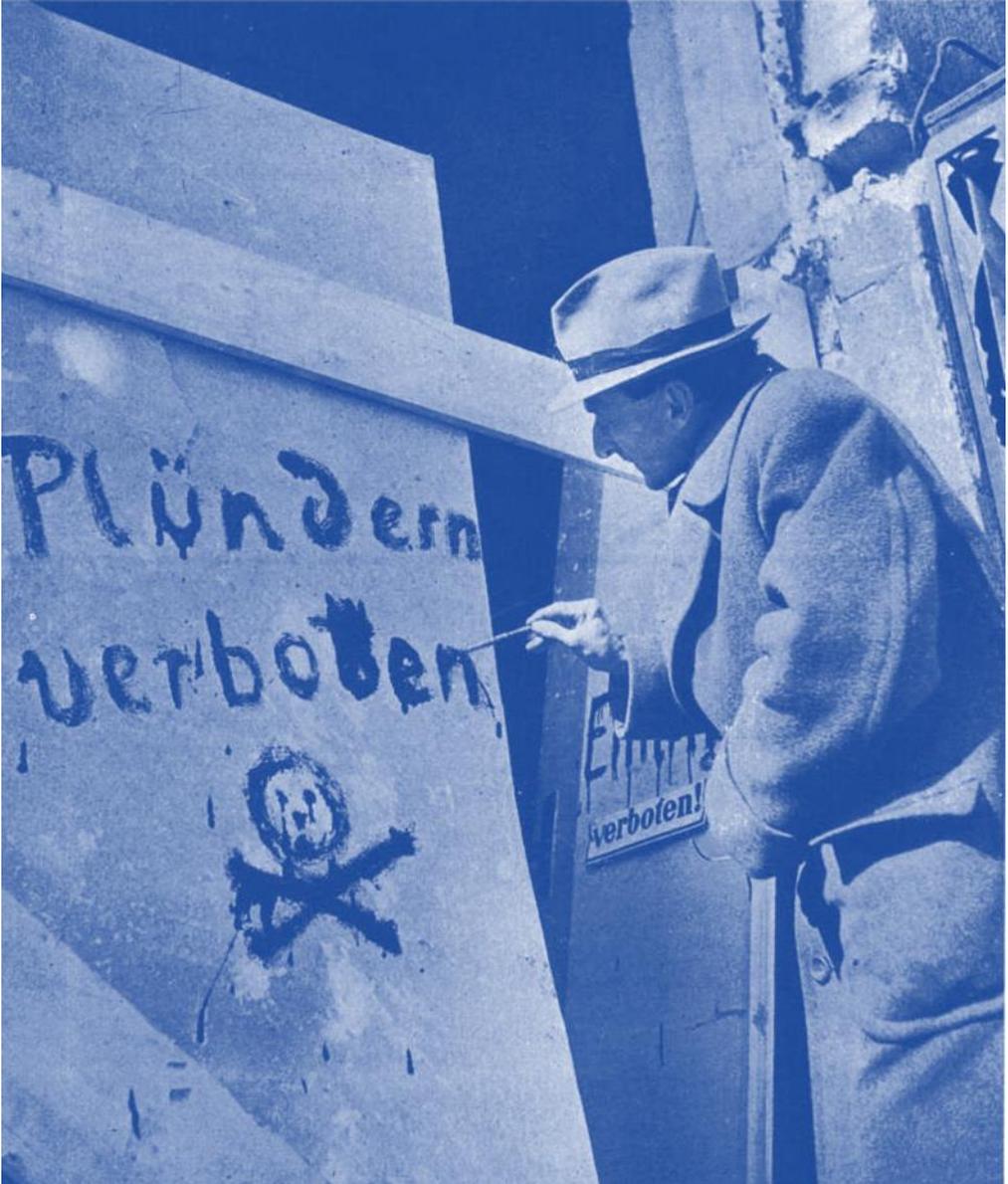
49 Hausfrauen kamen angerannt. Die Hütte sind geklaut, die Freude ist ihre eigene. Man sieht, dass sie im Krieg nicht an Unterernährung gelitten haben.



50 Berlin: Wie man fraternisiert. Eine Meinungsumfrage ergab, dass einer von fünf amerikanischen Soldaten fand, die Nazis hätten Recht gehabt, den Krieg anzufangen.



51 Die Fräuleins haben den Krieg mit gesunden Zähnen überstanden und so ein Körper ist schlank und adrett wie der einer Amerikanerin. Die Mädchen aus den von Deutschen besetzten Ländern sind nicht so gut weggekommen.



8. Kapitel

UNTERWEGS NACH FRANKFURT

Eine deutsche Hausfrau kam über die Eisenbahngleise auf uns zugelaufen. Ihre Arme waren voll mit Seidenhöschen und Unterhemden, dass sie eine rosa Spur hinter sich liess, sie lachte und weinte gleichzeitig.

«Deutschland ist kaputt! Da darf man doch plündern!» schrie sie.

Sergeant Asch und ich fuhrten auf der Strasse von Darmstadt nach Frankfurt, als uns ein unmenschliches Gedränge am Rand eines Roggenfeldes auffiel. Dort war während der Luftangriffe beim Vormarsch unserer Truppen ein deutscher Güterzug steckengeblieben. Es war noch früh am Morgen, aber schon waren Hunderte von deutschen Bürgern da, mit Säcken, Fahrrädern und Karren zum Plündern ausgerüstet. Was wir sahen, war Massen-Hysterie. Hunderte von Leuten hatten plötzlich begriffen, dass sie alles haben konnten, was ihnen unter die Finger kam, und noch dazu umsonst.

Die Zusammensetzung war international. Sergeant Asch sprach viele Sprachen und konnte so ein paar Sätze aufschnappen, die sich die Gruppen beim Vorbeirennen zuriefen. Eben befreite Belgier, Holländer, Russen, Franzosen und Polen waren auf ihrem eintönigen Treck nach Westen von dem Mob angezogen worden, hatten sich hineingedrängt und krochen nun zwischen den Beinen der plündernden Deutschen durch und kletterten über ihre Schultern. Es gab keine Kämpfe untereinander – nur ein leidenschaftliches Vorwärtskrallen auf die Güterwagen zu. Die Menschen waren direkt ausgelassen, alle Nationalitäten waren lachend und plündernd vereint.

Die Polen strahlten. Eine Polin raffte Arme voll Röcken und Kleiderstoffen zusammen, sah mich an und sagte: «Das haben die Deutschen sowieso alles gestohlen.» Ein paar polnische Männer schlugen auf Transportkisten ein und griffen ihre Worte

auf: «Die Deutschen haben alles gestohlen, alles haben die Deutschen gestohlen», kam es wie ein Refrain unter ihren geschwungenen Schnurrbärten im Chor. Daran war übrigens viel Wahres, viele Textilien aus diesem Zug trugen französische und belgische Etiketten.

Die Szene steigerte sich bis zur Raserei. Das Plündern machte die Leute verrückt. Ein Russe mit einem blauen Auge, als ob er noch vor kurzem verprügelt worden sei, drückte mit Gewalt nach vorn und schluchzte dabei laut, grosse Tränen rannen über sein verschwollenes Gesicht. Die einzige Tür an jedem Güterwagen war inzwischen zu schmal, um die Menge durchzulassen und Männer fingten an, mit Äxten Löcher in die Wände der Waggons zu schlagen. Kleine Grüppchen von Plünderern bildeten eine Art Kette, um die Sachen rascher aus dem Strudel von Menschen herauszubekommen. Familien mit Töchtern schickten die kleinen Mädchen auf die Puffer zwischen den Güterwagen, von dort schwärmten sie wie kleine Affen zu den eben aufgehackten Löchern und zwängten sich ins Innere.

Neben einem Waggon, der nur Damenhüte enthielt, stand einer mit lauter Herrenhüten. Vor dem ersten probierten kichernde deutsche Mädchen einen Hut nach dem anderen auf, sie waren grau mit breitem Rand und alle vollkommen gleich. Dann schnürten sie ihre durch und durch identische Auswahl an den Lenkern ihrer Fahrräder fest. Auch die Männer daneben machten sich ein ähnliches Fest mit Kopfbedeckungen, ein pausbackiger Deutscher zog mit einem Turm von acht Filzhüten auf seinem Kopf davon, alle noch mit Seidenpapier um die Krempe. Mitten in dem Hutrausch erschien ein amerikanischer Militär-Polizist. «Werden Sie es stoppen?» fragten wir ihn, denn wir hatten erst letzte Nacht in Darmstadt vom Militär-Gouverneur erfahren, dass gelagerte Vorräte beschlagnahmt und Plündern verboten werden sollte.

«Nein», sagte der MP. «Sie sollen ruhig ihren Spass haben.»

Die Menge hatte den Zug in zwei Stunden leer geplündert. Am Schluss blieb nur eine Gruppe ernst dreinblickender russischer Mädchen übrig. Sie sassen feierlich in einem kleinen Kreis um einen Haufen von blauem Baumwollstoff und probierten ansehnliche blaue Uniformen an, an denen noch die Preisschilder hingen. Sie nahmen nur die, die wirklich passten. Sie waren ganz auf die Kleidung konzentriert und redeten nicht viel, aber eine erzählte mir doch, dass sie in einer Zementfabrik gearbeitet hätten, dass die Deutschen sie oft geschlagen hätten und dass sie froh seien, endlich auf dem Weg in die Heimat zu sein.

Bald waren auch sie verschwunden, zurück blieb eine Wüstenei von Schienen, übersät mit aufgebrochenen Kisten und Packpapier und gepunktet mit breitrempigen Hüten, es waren so viele Hüte gewesen, dass nicht einmal diese Menschenmassen sie verdauen konnten. Ein brutaler Auftritt war zu Ende. «Das sollten wir uns merken», sagte Sergeant Asch, als wir von den verwüsteten Güterwagen auf einer Landstrasse mit blühenden Böschungen wegfuhr. «Die Deutschen haben alles gestohlen.»

Wir beeilten uns, nach Frankfurt zu kommen, liessen uns aber zuerst noch Zeit, die Ruinen einer chemischen Fabrik in Darmstadt zu besichtigen. Diese Anlage war durch einen einzigen Bomenangriff von fünfzig amerikanischen Flugzeugen lahmgelegt worden. Die leitenden Angestellten waren geflohen und hatten die Verantwortung für die Fabrik dem Auslands-Direktor überlassen. Dieser hochtrabende Titel schien zu besagen, dass er den Handel mit dem Ausland geleitet hatte, aber wir fanden bald heraus, dass er für die ausländischen Zwangsarbeiter zuständig gewesen war. Diese Sklaven – Holländer, Russen, Belgier und Polen – hatten die meiste Arbeit gemacht und in nahegelegenen Gefängnis-Baracken gehaust, bis unsere Truppen sie befreiten. Wir erfuhren auch, dass der Besitzer der Fabrik Parteimitglied gewesen war und im grössten Haus in der vornehmsten Gegend am Rand von Darmstadt gewohnt hatte.

«Warum besuchen wir ihn nicht», sagte Sergeant Asch, drehte um und fuhr durch die Schutthaufen wieder hinaus.

Auf dem Weg durch die bewaldeten Vororte fühlten wir uns ziemlich unsicher. Wegen der Heckenschützen hatte man uns davor gewarnt, durch Wald zu fahren. Der amerikanische Vormarsch war so rasch vonstatten gegangen, dass viele baumbestandene Enklaven wie diese hier links liegengeblieben waren und in manchen gab es immer noch Überbleibsel von fanatischer SS. Aber bald fingen wir an, Zivilisten zu überholen und fühlten uns sicherer. Jeder schien zu wissen, wo der Besitzer der Fabrik wohnte und wir fanden das Haus rasch, es war eine grosse Villa – besser gesagt, immer noch gross, obwohl ein Volltreffer das Hauptgebäude zerstört hatte und ausser dem Personalflügel kaum noch etwas stand.

«Ich bin froh, dass es manchmal auch die Häuser der Reichen erwischt», meinte der Sergeant. «Sonst sind es scheint's meist die Arbeiterviertel, die das Schlimmste abkriegen.»

Wir gingen durch ein Tor, das Einhörner aus Schmiedeeisen krönten, und klopfen

an die Tür des Dienstbotenflügels. Eine hochgewachsene Frau, die das Bild einer vornehmen alten Dame bot, öffnete uns. Auf ihrem eindrucksvollen Kopf türmten sich dichte Wellen von schneeweißem Haar und ihre Haut hatte den rosigen Schimmer gepflegter Reife. Sie stand ganz still, sprachlos und zitternd, und wartete darauf, dass wir Eroberer von unserem Recht Gebrauch machen würden, das Haus zu durchsuchen. Als wir nach dem Besitzer fragten, konnte sie vor lauter Zittern nicht gleich antworten. Dann sagte sie uns endlich in abgerissenen, leisen deutschen Worten, dass er am Morgen des gestrigen Tages gerade vom Volkssturm abgeholt worden war. Sie wisse nicht, wo er jetzt sei. Ja, sie sei seine Frau.

Wir wussten, dass der Volkssturm alle gesunden Männer gezwungen hatte, sich dem Rückzug anzuschließen, in der Hoffnung auf einen letzten, verzweifelten Widerstand gegen unsere Truppen. Sie mussten wirklich verzweifelt gewesen sein, wenn sie einen Mann im Alter des Mannes dieser Frau nahmen.

Sie trat zurück, eine Mischung aus Würde und Entsetzen, und wartete darauf, dass wir das Haus durchkämmen würden. Hinter ihr war eine riesige, stromlinienförmige Küche zu sehen, mit Stahl-Spülen und Herden und mehr elektrischen Geräten, als man in einem mittleren amerikanischen Hotel findet. Links war der Essraum für das Personal, dort sass eine Gruppe von Frauen, wahrscheinlich Verwandte, eine Mahlzeit war auf einem Tisch mit schimmerndem Silber und handgewebten Leinen aufgetragen. Rechts führten Türen zu Anrichten und Kellern, da unten gab es bestimmt genug Champagner.

Plötzlich sagte Sergeant Asch: «Das geht nicht.» Ich meinerseits hatte die letzte Spur von Neugier verloren.

«Natürlich wird die Infanterie bald den Weg hier herausfinden und sich des ganzen Alkohols annehmen, mindestens», sagte der Sergeant. «Aber ich kann einfach nicht hineingehn. Gehn wir.»

Schweigend fuhren wir die Landstrasse entlang durch die Wälder, die von den Stanniol-Streifen blitzten, die unsere Flugzeuge bei ihren Angriffen gegen das feindliche Radar abgeworfen hatten, um die Ortungsgeräte der Deutschen zu stören. Die Zinnfolie gab den Tannenästen einen solchen Glanz, dass wir durch Reihen lamettageschmückter Christbäume fuhren. Unter den dunklen Tannen wuchsen Büschel von Anemonen und über den Wipfeln jagte frischer Frühlingwind weisse Wolken über den strahlenden Himmel.

Von Zeit zu Zeit kamen wir an Trupps von Vertriebenen vorüber, die einer unge-

wissen Freiheit entgegen gingen und alles, was sie besaßen, in kleinen Wägelchen mitzogen. Eine belgische Familie war dabei, sie hatten bunte Stoffstücke zusammen genäht und eine kleine, belgische Fahne daraus gemacht, die eindrucksvoll an ihrem Kinderwagen flatterte. Das Baby wurde vom ältesten Kind getragen, denn der Wagen wurde für Kartoffeln und Lumpen gebraucht. Ein paar Kilometer weiter trafen wir auf eine französische Familie, die irgendwo eine riesige französische Fahne herbeikommen hatte. Mann und Frau waren wie Pferde zusammengespannt und zogen den zweirädrigen Karren, die Kinder trotteten hinterdrein und wie sie sich so dahinschleppten, wehte die riesige Trikolore prächtig über ihren Köpfen, als wollte sie diese Familie beschützen, die unter ihr ganz klein erschien.

Der Vergleich zwischen diesen Menschen und der Häuslichkeit, die wir eben besichtigt hatten, drängte sich auf. Die Krupps, die Stinnes, die Görings und andere ihrer Art hatten diese Familien aus ihren heimatlichen Wohnungen vertrieben und in eine voll integrierte, industrielle Kriegsmaschinerie hineingezwungen. Sie saßen an den Schalthebeln, sie hatten den Aufstieg der Faschisten möglich gemacht, sie hatten sich durch die Sklavenarbeit der andern bereichert und viele von ihnen lebten immer noch verhältnismässig bequem, während die, die ihr System heimatlos gemacht hatte, über die Landstrassen zogen.

9. Kapitel

APRIL IN DEUTSCHLAND

«Wir haben nichts gewusst! Wir haben nichts gewusst!»

Diese Worte hörte ich an einem sonnigen Nachmittag im April 1945 zum erstenmal. Sie sollten sich in den folgenden Wochen noch so oft wiederholen. Wir alle bekamen sie so häufig und monoton zu hören, dass sie uns wie eine deutsche National-Hymne vorkamen.

Dieser Apriltag in Weimar hatte etwas Unwirkliches, ich fühlte etwas, woran ich mich hartnäckig festklammerte. Ich sagte mir ständig vor, ich würde erst dann an das unbeschreiblich grässliche Bild in dem Hof vor mir glauben, wenn ich meine eigenen Photos zu sehen bekäme. Die Kamera zu bedienen, war fast eine Erleichterung, es entstand dann eine schwache Barriere zwischen mir und dem bleichen Entsetzen, das ich vor mir hatte.

Dieses bleiche Entsetzen empfand ich als zart und durchscheinend wie Schnee, und ich wünschte, es möchte unter der strahlenden Aprilsonne, die vom klaren, blauen Himmel schien, einfach wegschmelzen. Ich wollte, dass es verschwand, denn solange es da war, musste ich daran denken, dass dies wirklich Menschen getan hatten – Menschen mit Armen und Beinen und Augen und Herzen, die unseren nicht unähnlich waren. Und es machte, dass ich mich schämte, zur menschlichen Rasse zu gehören.

Die paar hundert anderen Zuschauer, die an jenem sonnigen Aprilnachmittag durch den Hof von Buchenwald zogen, sträubten sich ähnlich, zu den menschlichen Wesen zu gehören, die diese furchbaren Verbrechen verübt hatten. Allerdings hatte ihr Widerstreben eher eigennützige Motive, sie waren Bürger von Weimar und ganz darauf aus, ihre Ahnungslosigkeit den Greueln gegenüber zu vertreten.

Als Truppen der 3. Armee zwei Tage zuvor Buchenwald besetzt hatten, war der alte Haudegen General Patton so erregt von dem, was er sah, dass er seiner Polizei befahl, in Weimar (Buchenwald ist ein Vorort der Stadt) tausend Bürger aufzutreiben und sie zu zwingen, mit eigenen Augen zu sehn, was ihre Führer getan hatten. Die Militärpolizisten waren so empört, dass sie mit zweitausend zurückkamen.

Die eben befreiten Insassen des Lagers in ihren blauweiss-gestreiften Häftlingsanzügen kletterten auf die Zäune um den Hof. Dort warteten die Zwangsarbeiter und politischen Gefangenen darauf, mitanzusehn, wie die Deutschen gezwungen wurden, den Haufen ihrer toten Kameraden anzuschauen. Frauen fielen in Ohnmacht oder weinten. Männer bedeckten ihr Gesicht und drehten die Köpfe weg. Als die Zivilisten immer wieder riefen: «Wir haben nichts gewusst! Wir haben nichts gewusst!» gerieten die Ex-Häftlinge ausser sich vor Wut.

«Ihr habt es gewusst», schrien sie. «Wir haben neben euch in den Fabriken gearbeitet. Wir haben es euch gesagt und dabei unser Leben riskiert. Aber ihr habt nichts getan.»

Natürlich hatten sie es gewusst, wie fast alle Deutschen.

Selbst während der kurzen Zeit, die zweitausend Deutsche widerwillig auf dem Hof verbrachten, wuchs der weisse Leichenberg immer höher. Amerikanische Militärärzte begannen, die Insassen zu ernähren, sobald Buchenwald besetzt war, aber es gelang ihnen nicht, den Verheerungen langer Leiden und Misshandlungen Einhalt zu gebieten. Zwölfhundert waren im vergangenen Monat gestorben, und noch lange würden hier Menschen weiter sterben. Dass man den Haufen nackter Leichen so hatte anwachsen lassen, anstatt sie nach der üblichen Praxis der Konzentrationslager zu verbrennen, hatte seinen eigenen Grund: Der Krieg verschlang alles, und in Buchenwald hatte man nicht mehr genügend Kohlen.

Es gab viele vertraute Namen unter den Häftlingen – alle Korrespondenten fanden Menschen im Lager, die sie früher woanders gekannt hatten oder Verwandte von Bekannten – das brachte die Tragödie in unserem Bewusstsein der Wirklichkeit näher. Ich sprach mit Eddie Cantors Vetter, einem holländisch-deutschen Juden, der mehrere Konzentrationslager durchlaufen hatte, bis er schliesslich in Buchenwald gelandet war und hier ein Jahr in der Barracke Nr. 58 dahinvegetiert hatte. Er gehörte

zu denen, die Glück hatten, er besass noch genügend körperliche Widerstandskraft, um auf Nahrung und Pflege anzusprechen, er sollte überleben.

Buchenwald war beispielhaft für die Schlüsselrolle, die das KZ-System in Deutschlands industrieller Planung spielte. Ich glaube, dass wir während des Krieges die Bedeutung der Zwangsarbeit für Deutschlands militärischen Widerstand kolossal unterschätzt haben. Nahe Buchenwald war eine Anlage für die Herstellung von V-Bomben, in der viele Arbeiten von Zwangsarbeitern aus dem Konzentrationslager ausgeführt wurden. Die Luftaufklärung der Alliierten wusste, wo die Gefangenen-Baracken lagen, und zwar so nahe bei der Fabrik, dass unsere Piloten sorgfältig angewiesen wurden, sie nicht aufs Ziel zu nehmen. Während wiederholter Angriffe auf die V-Bomben-Produktion liess es sich zwar nicht vermeiden, dass ein paar Bomben in der Nähe fielen, aber Volltreffer blieben dem Lager fast ganz erspart. Luftaufnahmen zeigten zwar die genaue Lage von Buchenwald, verrieten aber nichts von dem Entsetzlichen, das sich erst bei der Boden-Invasion herausstellte.

Jahre vor dem Krieg gab es die Lager bereits, von den Deutschen ungemein passend als Umerziehungs-Einrichtung bezeichnet. Zu Anfang war ihr Zweck ein politischer, wie sie sagten: Andersdenkende sollten zum Schweigen gebracht, das ‚Rassenproblem‘ geregelt werden. Wahrscheinlich führte der steigende Rüstungsbedarf von Deutschlands Kriegswirtschaft dazu, dass man ihre volle Bedeutung für die Industrie erkannte, allerdings hatte der deutsche Generalstab schon vor den Nazis mit der Verwendung von Zwangsarbeitern gerechnet.

Heute wissen wir, dass die Lager von Männern verwaltet wurden, die in Spezialschulen für ihre Spezialaufgaben in Grausamkeit ausgebildet wurden, und dass sie nach einem furchtbaren Gesetz des ‚abnehmenden Ertrags‘ organisiert waren. Die Zwangsarbeiter bekamen so wenig Nahrung wie möglich, bis ihre Kräfte unter ein bestimmtes Mass sanken. Dann wandte man andere Mittel an – man liess die Schwachen beim immer längeren täglichen Appell nackt im Regen oder Schneetreiben stehn, das kostete ja nichts – und liess sie so rasch wie möglich sterben, um sie nicht mehr versorgen zu müssen.

Hätten wir nur ein Lager unter einem einzigen Verrückten gefunden, hätten wir es noch für einen Fall von Wahnsinn halten können. Aber nach einem bestimmten Stadium des Vormarschs unserer Truppen tauchten diese Lager allmählich überall auf. Alle LIFE-Photographen an der ganzen Westfront stiessen gleichzeitig darauf: Dave

Scherman versuchte, Bilder von Auschwitz zu machen, bis ihm übel wurde, Florea traf auf Nordhausen, Vandivert machte in Gardelegen ein paar unvergessliche Aufnahmen und George Rodger lieferte einen erschütternden Bericht über Belsen. Ein so weit verbreitetes System konnte nur verbrecherische Ziele haben.

Die ganze Tragik der KZs hat mir dann ein viel kleinerer und weniger bekannter Ort als die obengenannten zu Bewusstsein gebracht. Am Nachmittag desselben Tages, an dem Bill Walton und ich das Rathaus aufgesucht hatten, waren wir auf der Suche nach einer Fabrik für Flugzeug-Ersatzteile, die von der 8. Air Force Division bombardiert worden war, auch an den Rand von Leipzig gefahren. Leipzig-Mochau in einer Vorstadt namens Erla hatte zum Komplex der Leipziger Flugzeugindustrie gehört.

Die Flugzeugfabrik fanden wir an jenem Nachmittag nicht mehr. Eine Zeitlang befanden wir uns in einem kleinen Kessel, wo die Deutschen amerikanische Soldaten eingekreist hatten, die sich freizukämpfen versuchten – dabei war alles so verworren, dass wir den genauen Stand der Dinge in diesem Gebiet gar nicht feststellen konnten. Uns fielen nur die Geschosse auf, die in unbehaglicher Nähe niedergingen, und wir wussten nie genau, von wem sie kamen. Aber bald kümmerten wir uns kaum noch um den Beschuss, etwas anderes nahm unsere Aufmerksamkeit voll in Anspruch. Als wir auf der Suche nach der Fabrik eine schmale Landstrasse zwischen gepflügten Äckern entlangfuhren, drang ein merkwürdiger Geruch zu uns, ganz anders als alles in unserer bisherigen Erfahrung. Wir folgten dem Geruch und sahen schliesslich jenseits einer kleinen Wiese einen etwa drei Meter hohen Stacheldrahtzaun, der seltsamerweise um einen leeren Platz gezogen schien. Wir parkten den Jeep, liefen durch ein kleines Tor hinein und standen vor einem Leichenfeld.

Niemand war da, das heisst, kein lebendiger Mensch. Über dem Flecken mit all den Schädeln und verkohlten Rippenknochen wehte an einem hohen, dünnen Mast eine groteske, weisse Fahne. Es war nur zu deutlich, dass die Menschen, die es hier vor kurzem noch gegeben hatte, nicht freiwillig in den Tod gegangen waren. In der meterbreiten Einzäunung von eng geflochtenem Stacheldraht hingen geschwärzte menschliche Gestalten, ihre verzweifelte Haltung sprach noch von ihrer letzten Anstrengung, ins Freie durchzubrechen. Bei diesem Fluchtversuch hatten sie sich in den Stacheldraht-Rollen verfangen und waren als lebende Fackeln verbrannt.

Ausser dem unwirklichen Fahnenmast in einer Ecke stand nichts mehr in der Asche. Überall auf dem gespenstisch gefleckten Teppich, der die Fläche bedeckte, waren Dutzende gleichförmiger kleiner Näpfe und dazwischen immer wieder Löffel verstreut.

«Schaun Sie sich all die Nägel auf dem Boden an», sagte Bill. «Das Gebäude muss so schnell in Flammen aufgegangen sein, dass alle Nägel herausgeflogen sind.» Dann setzte er sich auf seinen Brotbeutel auf den Boden und verbarg sein Gesicht in den Händen.

Keiner von uns ahnte damals, wie schnell die Menschen zu Hause und selbst heimkehrende Soldaten anfangen würden, zu sagen, vielleicht seien die Berichte übertrieben und die Deutschen schliesslich gar nicht so schlimm. Aber obwohl ich nicht wissen konnte, wie rasch manche Leute zweifeln oder vergessen würden, war ich zutiefst überzeugt, dass eine so fürchterliche Untat wie diese dokumentiert werden musste. Ich zwang mich also, den Ort Stück für Stück aufzunehmen.

Wahrscheinlich hatten wir dort etwa eine Stunde schweigend zugebracht, als etwas Unerwartetes und Rührendes geschah. Überlebende kamen zurück. Bill und ich sahen die jämmerlichsten Szenen mit an, als die paar Wenigen, aus verschiedenen Richtungen kommend, sich gegenseitig erkannten und rannten, um einen überlebenden Kameraden zu begrüßen, bis zu den Knöcheln in Gebeinen stehend fielen sie sich in die Arme. Unter den ersten waren ein Russe in einem bäuerlichen Lammfellmantel, ein Tscheche, der den Buchstaben ‚T‘ für Tschechoslowakei auf seiner gestreiften Häftlingsjacke trug und ein Pole, der beim Anblick eines nicht verbrannten, aber von Handgranaten zerfetzten polnischen Kameraden, neben seinem toten Freund niedersank, vom Schmerz überwältigt.

Als schliesslich achtzehn zurückgekommen waren, erklärten die Überlebenden, dies seien alle, die von den dreihundert, die die Deutschen vernichten wollten, übriggeblieben seien. Ursprünglich, sagte man uns, seien sie achthundert gewesen, von den Nazis wegen abweichlerischer, politischer Gesinnung verhaftet und im Arbeitslager Nr. 3 von Erla als Zwangsarbeiter für die Leipzig-Mochauer Flugzeugfabrik zusammengesperrt. Als unsere Truppen so weit vorgedrungen waren, dass die Nazis mit dem baldigen Fall von Leipzig rechnen mussten, evakuierte die Gestapo fünfhundert, die noch kräftig genug waren, um zu Fuss zur Arbeit in einer anderen Fabrik, tiefer im noch von den Deutschen gehaltenen Gebiet, getrieben zu werden. Eigent-

lich hatten die Schwächsten zurückgelassen werden sollen. Aber die Gestapo wusste, dass politische Gefangene nach ihrer Befreiung durch die Amerikaner unseren Truppen jede brauchbare Information gaben und beschloss dann, die übrigen dreihundert zu vernichten.

Bill erfuhr das alles von dem Tschechen. Er war Friseur, und für mich und Bill wurde er zum Helden des Arbeitslagers Nr. 3 von Erla. Da sich die SS von ihm rasieren liess, hatte er etwas mehr Bewegungsfreiheit als die anderen und bekam Wind von dem geplanten Massaker. Das grösste Hindernis bei einem Fluchtversuch war der Stacheldrahtzaun, der mit 800 Volt geladen war, wie er wusste. Er schrieb eine Mitteilung auf einen Zettel, wickelte einen Stein hinein und warf ihn nachts in die innere Einzäunung. Darin warnte er seine Kameraden und schrieb, er werde den Zaun kurzschliessen. Sobald die Evakuierungen anfangen und auch der Lager-Elektriker zusammen mit anderen vom Lagerstab evakuiert worden war, stahl sich der Friseur nachts hinaus, schnitt die Drähte durch und sorgte für den Kurzschluss. Dann warf er einen zweiten Zettel, auf dem er die Häftlinge aufforderte, die erste Gelegenheit zur Flucht zu benutzen, versteckte sich in der Tiefe eines gepflasterten Lochs und kam nur noch heraus, um sich zu vergewissern, dass die Drähte nicht repariert worden waren.

Man glaubt nicht, wie viele Verstecke es sogar in einem Konzentrationslager geben kann. Ein paar Häftlingen gelang es, sich in Löchern unter den Baracken zu vergraben. Zu ihrem Unglück begriffen zu wenige in ihrem geschwächten Zustand, was der kurzgeschlossene Zaun für sie bedeutete, sonst wären mehr geflohen. Sie hatten diese Drähte allzu lang fürchten gelernt.

Am Morgen, als die Amerikaner den Rand von Leipzig erreichten, hatten die Wachen Kessel mit dampfender Suppe aufgestellt, um die hungrigen armen Teufel planmässig in den Essraum zu locken. Die Suppenschüsseln konnte man noch erkennen, als Bill und ich kamen.

Nachdem die Häftlinge drinnen waren, hing die SS Decken vor die Fenster, goss eimerweise entzündliches Azetat hinein, schoss mit Maschinengewehren herum und schleuderte Handgranaten in den Raum. Die Baracke muss in einer einzigen Stichflamme aufgegangen sein, aber selbst da erreichten viele Häftlinge noch die Tür. Wir wissen das, weil sich da, wo die Tür gewesen war, die meisten Schädel angesammelt hatten. Ziemlich viele durchbrachen sogar den Zaun, aber die Gestapo hatte vorher ein paar Panzer in Stellung gebracht, die mit Hitlerjugend bemannt waren, und diese

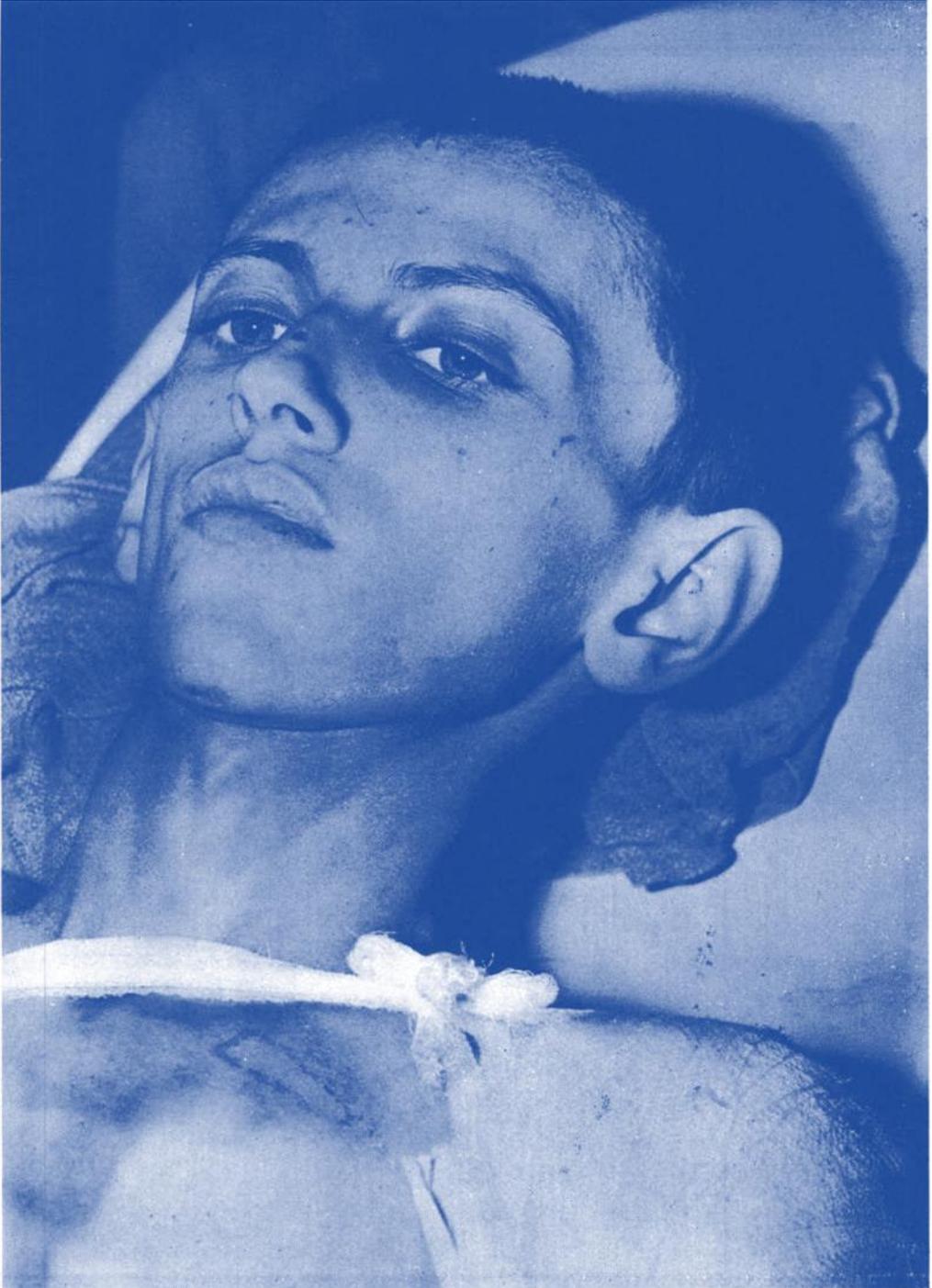
grausamen Burschen schossen die Überlebenden nieder, die über die Wiese rannten. Ihre Leichen lagen noch da, wo sie in die Ackerfurchen gestürzt waren.

Ein paar waren der Freiheit so nahegekommen, dass mir das Herz blutete, als ich sie sah. Ein polnischer Professor, von dem man uns sagte, er sei Flugzeugingenieur gewesen, hatte sich halb durch den äusseren Zaun gezwängt. Der geschrumpfte untere Teil seines Körpers lag zu Asche verbrannt innerhalb der Einzäunung, daneben seine verkohlte Krücke, aber der schöne, kahlgeschorene Kopf eines Intellektuellen lag draussen, er war nicht einmal verunstaltet, sogar die Brille sass noch. Sie müssen ihn sehr geliebt haben, die Überlebenden vergossen viele Tränen um ihn. Um den Hals einer anderen, halb erhaltenen Gestalt hing ein silbernes Kreuz, der Körper des Toten war von Brandblasen bedeckt. Der Tscheche kniete nieder, berührte zart den Kruzifix und sagte «Blut am Kreuz».

Der Fiseur machte sich durch alle Löcher und Verstecke auf die Suche, er hoffte wider alle Vernunft, noch Lebende zu finden. Plötzlich sprang er in einen Graben und schrie mit geballter Faust: «Mein Kamerad. Ein Tscheche.» Im Halblicht am Eingang des kleinen unterirdischen Tunnels konnte ich gerade das Gesicht seines Freundes erkennen, seine feinen Züge waren blutüberströmt. Die Gestapo hatte offenbar alle aufgestöbert, die sich in Löchern zu verbergen suchten, und sie mit dem Maschinengewehr erledigt.

Dann fing der Friseur an, nach einem Erinnerungsstück zu suchen, dass er der Familie seines Freundes bringen könnte. Die Auswahl war klein, und schliesslich entschied er sich für das Einzige, das er mitnehmen konnte. Was das war, wird vielleicht seltsam – oder grotesk – erscheinen, wenn ich es aus solchem Abstand berichte. Aber an Ort und Stelle hatte ich das Gefühl, bei einer jener seltenen Handlungen zugegen zu sein, die tiefer innerer Zuneigung entspringen. Der Mann nahm die falschen Zähne seines Freundes heraus, sah mich an und sagte schlicht: «Für die Frau meines Freundes.»

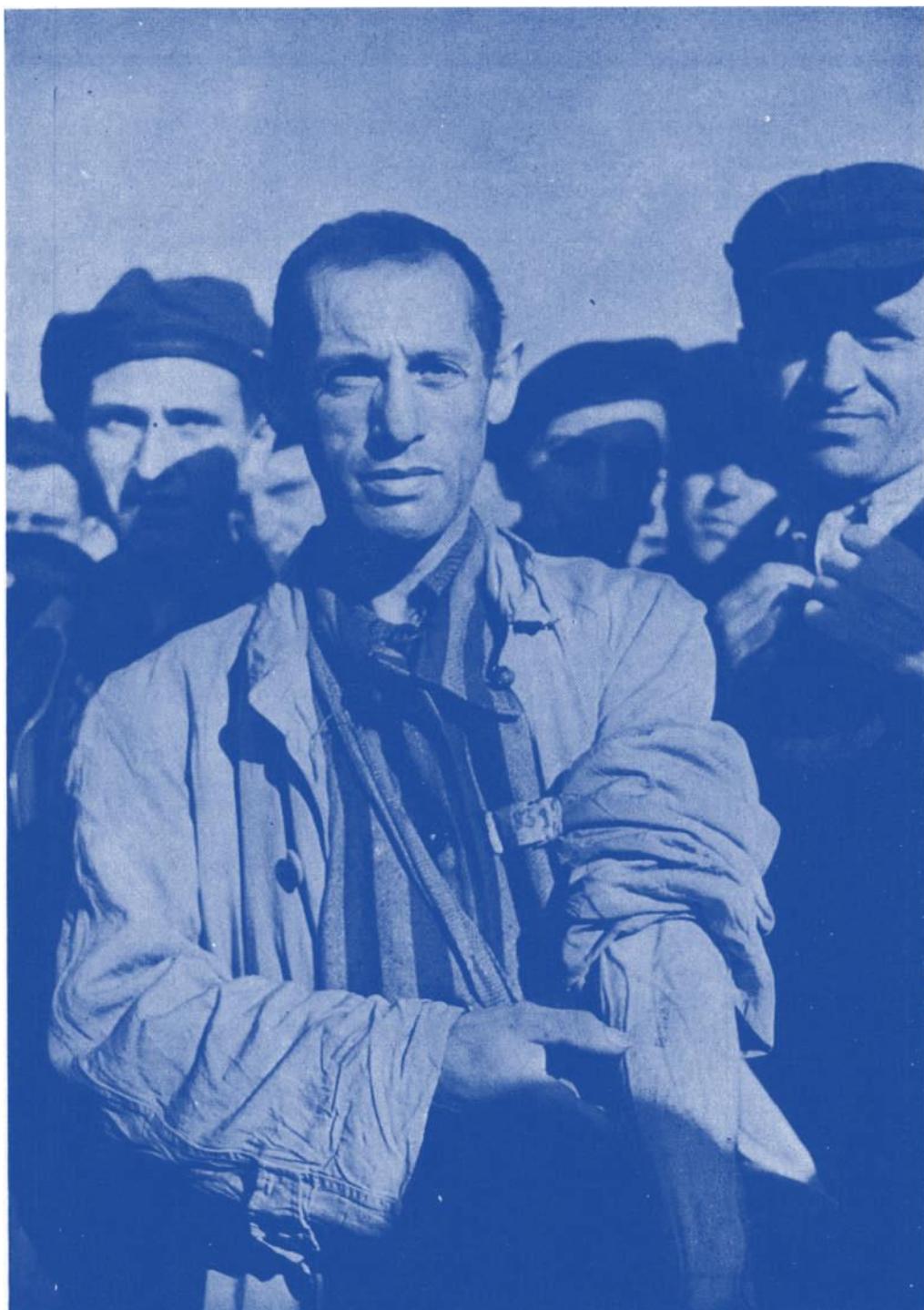
Mir war, als hätte ich nie etwas Rührenderes gehört.



53 Dieser Junge stirbt in der Mord-Maschinerie von Buchenwald.
Vgl. dazu auch das Bild auf S. 67



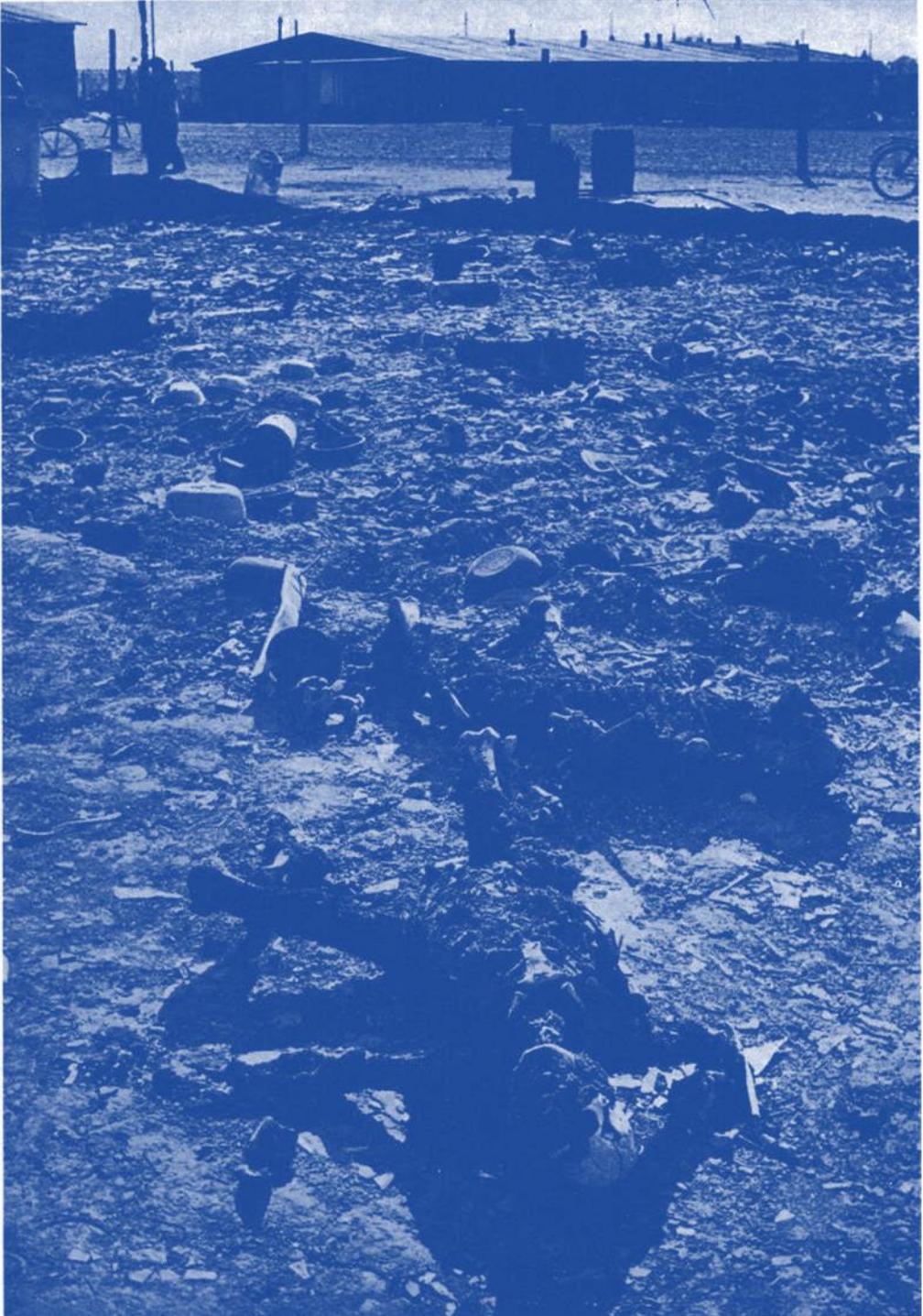
54 Alles, was von einem Menschen übrigblieb – nachdem die Nazis das Zwangsarbeitslager von Leipzig-Mochau in Brand gesteckt hatten.



55 Ein paar Männer überlebten Buchenwald und behielten menschliche Gesichtszüge. Dies ist Morris, der Vetter von Eddie Cantor.



56 Diese gelangten in Leipzig-Mochau bis zum Zaun.



57 Vernichtung: Nur die Essgeschirre aus Steingut haben überlebt.



58 Geschickte deutsche Techniker haben die gespenstischen Krematoriumsöfen von Buchenwald entworfen und installiert. Eine Denunziation durch ein Kind, ein boshaftes Getuschel der Nachbarn, der Glaube eines Mannes an seinen Gott oder an die Demokratie oder irgendjemand's Heimtücke konnten einen auf den Weg bringen, dessen fürchterliche Endstation hier war. Jeder Ofen konnte in fünfzehn Minuten drei Leichen in Asche verwandeln.



59 Rohmaterial. Manchmal durften Verwandte ein Pfund Asche kaufen, danach.
Die Montage mit einzelnen, auffallend gepflegten Gesichtern war ein kleines Missgeschick.



60 Nachdem Kohle knapp geworden war, blieben die Öfen kalt. Aber die Leichen häuften sich, denn das Sterben ging weiter.



61 Es war General George Pattons Idee, dass die braven deutschen Nachbarn Buchenwald besichtigen sollten. Diese zuckten beim Anblick dessen, was auf der Seite gegenüber zu sehen ist, zusammen. Eisenhower besuchte das Lager, er war danach nicht mehr bereit, mit deutschen Generälen zu sprechen. [Denn Eisenhower stand mit den Rheinwiesenlagern in Sachen Massenmord eine hohe Vorrangstellung zu.](#)



62 Die Deutschen riefen: «Wir haben nichts gewusst! Wir haben nichts gewusst!» Die Häftlinge antworteten: «Wir haben neben euch gearbeitet. Wir haben es euch immer gesagt.» Der Bürgermeister von Weimar und seine Frau gingen nach Hause und begingen Selbstmord.



63 Junge Frau, die du nicht hinsehn kannst, hast du das mit den Juden richtig gefunden? Wirst du deinen Kindern erzählen, dass Hitler ein guter Mensch war?



64 Häftlinge, die in Leipzig-Mochau überlebt haben, kommen zurück und suchen nach ihren Freunden. Der Mann in dem gestreiften Häftlingsanzug ist der tschechische Friseur.



65 Auch er hat seinen Freund gefunden.



66-67 In Buchenwald: Zitternd vor Todesschwäche, werden einige dieser Männer vor dem Morgen sterben.





68 Hausfrau in Leipzig-Mochau: Trüb ist das Herz und trübe die Zukunft.

10. Kapitel

MÜNCHEN: WO ALLES ANFING

Am 1. Mai besetzte die berühmte Rainbow Division München und entschied sich sofort für Hitlers Privatwohnung am Prinzregentenplatz als Befehlsstand. Eine der ersten Anweisungen, die von dort erging, war die Einladung zu einer Cocktail-Party in Hitlers Appartement. Zu dieser Veranstaltung begleiteten mich mein Pilot, Eddie Lyster, und ein Hauptmann der Militärregierung. Das hatte ich noch nicht erlebt: Den Besuch eines Souvenir-Paradieses wie Adolfs Wohnung unter Führung eines Besatzungs-Offiziers. Allerdings hatte sich die 42. Division der Räume so gründlich angenommen, dass nur noch die schwersten der mobilen Gegenstände übrig waren.

Ich war deshalb ebenso erstaunt wie dankbar, als der Hauptmann plötzlich eine hohe, weibliche Aktfigur aus Metall in die Arme nahm, unter dem erdrückenden Gewicht dieses Symbols germanischer Weiblichkeit die Treppen hinunterwankte und sie für mich in den Jeep verlud. Eddie machte es ihm nach, er entdeckte im Wohnzimmer des Führers einen noch schwereren Kunstgegenstand, ein Paar tanzender Mädchen, ergriff sie an ihren starren Bronzeröcken und schleppte sie hinunter. Ich wickelte die Plastiken in eine Decke und als sie in meinem Kleidersack verstaut waren, brauchte man zwei Männer, um ihn hochzuheben – nicht gerade das einfachste Souvenir, um es mit herumszuschleppen!

Diesmal bekam Major Vessels, tüchtig und liebenswürdig wie immer, zusammen mit Jordan und seinem übrigen, kompetenten Stab ein herrliches Haus für das Press Camp der Luftstreitkräfte. Sergeant Asch hatte es in einem Vorort gefunden und ei-

nem einwandfrei erwiesenen Nazi weggenommen. Das Haus besass grosse, offene Veranden, die unter duftendem, weissem Flieder verschwanden. Es war von prächtigen Gärten umgeben, die von einem Gehölz eingefasst wurden, dessen Boden mit Tannennadeln und Leberblümchen bedeckt war und das bis zur Isar hinunterreichte. Asch hatte eine Gegend ausgesucht, wo nur die feinsten Leute gewohnt hatten. In der Nachbarschaft war ein Landhaus, das Ley (,Kraft durch Freude') bewohnt hatte.

Als der Sergeant an der Vordertür erschienen war, um das Haus zu inspizieren, stand der Besitzer, ein reicher Antiksilberhändler, bereits auf der vorderen Terrasse und rang die Hände. Er habe die Nazis immer gehasst, erklärte er, und die Amerikaner geliebt. In die Partei war er nur eingetreten, um seinen jüdischen Freunden besser helfen zu können. Sergeant Asch tat, was üblich war und gab der Familie zwei Stunden, um ihre persönlichen Dinge zusammenzupacken. Bettzeug und Matratzen durften sie nicht mitnehmen, die brauchten wir für die Presseleute. Frau und Tochter packten Kleider ein, während der Mann auf dem Tisch in der Bibliothek eine Sammlung von Briefen ausbreitete, die er und seine Familie mit amerikanischen Freunden gewechselt hatten. Daneben legte er die englischen Übersetzungen, die offensichtlich in Erwartung einer solchen Notlage vorbereitet worden waren.

Als der Silberkaufmann, Frau und Tochter ihre Koffer bis auf den Vorplatz gebracht hatten, warfen sie einen letzten, traurigen Blick auf das luxuriöse Zuhause, das sie zu Nazizeiten so lange genossen hatten. Sie drehten sich zu Sergeant Asch um und protestierten heftig: «Wir wissen nicht, wo wir hinsollen. Wo sollen wir denn hingehn?» Nazis, die in die Partei eingetreten waren, um den armen, unglücklichen Juden zu helfen, waren eine Spezialität von Asch. Er antwortete mit Würde: «Ihr seid Deutsche. Geht zu euren eigenen Leuten. Deutsche müssen sich gegenseitig helfen.» Als sie die Strasse entlang verschwunden waren, meinte er noch: «Sie haben eine hübsche Tochter, da wirdes ihnen schon nicht allzu schlecht gehn.»

Solange Eddie und ich in München waren, kreisten wir Block um Block über der Stadt. Eddie folgte den Eintragungen auf einem Stadtplan, während ich immer wieder nach dem Baedeker griff, der unter dem Sicherheitsgurt auf meinem Schoss steckte. So fanden wir vom Flugzeug aus jedes zertrümmerte Nazi-Heiligtum: Das Hofbräuhaus am zerstörten Platzl, durch sein gutes Bier berühmt geworden, den Bürgerbräu, der seinen Ruf dem unheilvollen Nazi-Putsch verdankte, den verunstalteten

Würfel des neuen Braunen Hauses und den platten Fleck, wo das alte Braune Haus in orange-braunen Staub gesunken war.

Die Wohngegend um Hitlers Wohnung war in ziemlich gutem Zustand, obwohl eine Bombe direkt vor die Fenster des Führers gefallen war. Das Haus von Hoffmann, Hitlers Leibphotographen, erschien fast allzu bescheiden im Vergleich mit der übrigen Nachbarschaft und vor allem gegen das von Himmlers Freundin, das knapp dahinter lag. Ihr Heim unterschied sich von den anderen ausserdem vorteilhaft durch einen Unterstand im Vorgarten. Offenbar hatten weder die Dame noch ihr mächtiger Liebhaber gewusst, dass in den zwei Häusern direkt auf der Strassenseite gegenüber das Hauptquartier einer bayrischen Widerstandsgruppe versteckt gewesen war.

So verrückt mein Pilot sich auf dem Boden aufführen konnte, in der Luft war er ein vorzüglicher Flieger, er konnte über ein photographisches Objekt mit derart fabelhaftem Gleichgewicht ‚rollen‘, dass ich sicher und leicht gegen meinen Sitz gedrückt wurde, selbst wenn wir kopfunter flogen. Wenn ein Flugzeug steil abwärts trudelt, kann durch das geringste Ungleichgewicht ein Druck entstehen, der lähmend wirkt und den Umgang mit der Kamera unmöglich macht. Mit Eddie Lyster war die Arbeit so leicht, als befände ich mich in einem Studio.

Eddie hatte riesige Truppentransporter geflogen und beklagte sich gelegentlich, unsere kleine Maschine sei nicht schneller als ein Jeep, wenn der Wind uns entgegenstand. Mir machte es nichts aus, wie lang wir von einer Position zur nächsten brauchten, denn wenn wir da waren, erwies sich das winzige, manövrierfähige Flugzeug als ideal für Luftaufnahmen. Wir lebten wie die Zigeuner in diesem Piper-Cub, unter den Sitzen hatten wir ein paar Kanister mit Benzin und so konnten wir auf unseren langen Flügen über Land auf jeder Landstrasse und jedem Feldrand landen, um aufzutanken. Mit diesem kleinen Ding sprangen wir über die ganze Länge und Breite des besetzten Deutschland und photographierten praktisch jede grössere Stadt und jedes zerbombte Industriezentrum aus Höhen, die von sechshundert bis zweitausend Metern variierten.

Als Eddie und ich nach Norden flogen und in Braunschweig landeten, entdeckte ich, dass ich mich in der Heimat der Rolleiflex befand. Es war angenehm, zu erfahren, dass die Fabrik von unserer Armee weiterbetrieben wurde, denn meine Rolleiflex-Kameras hatten beide einen solchen Zustand der Auflösung erreicht, dass ich sie

längst weggeworfen hätte, hätte es nur irgendeine Möglichkeit gegeben, sie zu ersetzen – nur noch eine von drei oder vier Aufnahmen, die ich machte, war wirklich zu gebrauchen. Schliesslich hatten mich die Kameras durch den ganzen Krieg begleitet und an vielen Fronten Beträchtliches mitgemacht. Unsere Heimatredaktion konnte uns schon seit Langem nicht mehr mit der nötigen Ausrüstung versorgen, weil es während des Krieges nur wenig zu kaufen gab. Wir versuchten, von GIs in Deutschland zu kaufen und boten jeden Preis, aber das war genauso unmöglich, so oft wir es versuchten. Für die Soldaten an der Front waren ihre ‚befreiten‘ Kameras hochgeschätzte Souvenirs und höchstens dann, wenn sie in grössere Städte mit ihren unglaublich gewinnträchtigen Schwarzmarkt-Möglichkeiten kamen, liessen sie allmählich Photoausrüstung aus den Fingern.

Manchmal passierten den Boys komische und auch nachteilige Dinge. Einer fand ein Versteck mit fünfzig Rolleiflex-Kameras und da er wie so viele Leute eine übertriebene Vorstellung vom Wert der Objektive hatte, stemmte er sie alle heraus und liess die mechanischen Teile der Apparate zurück. Zu spät – als er bereits in Paris war – wurde ihm klar, dass er sowohl die Kameras als auch die Linsen unbrauchbar gemacht hatte.

Als Profi, dessen eigene Ausrüstung bis zur absoluten Unzuverlässigkeit abgenutzt war, ärgerte man sich natürlich, wenn Jeeps voller Soldaten vorbeifuhren, die wie Christbäume mit Contax’, Leicas und Rolleicords geschmückt waren und keine einzige gegen Bargeld hergeben wollten. Trotzdem sahen wir die Kameras noch lieber in den Händen von GIs, die sie unserer Ansicht nach verdient hatten (wenn man beim Plündern von ‚Verdienst‘ sprechen kann) als im Besitz gewisser Offiziere, die unglauubliche Fischzüge machten. Ich habe nie die Geschichte von dem Brigadegeneral bestätigt bekommen, der fünfhundert Leicas nach Hause geschickt haben soll, als seine Einheit eine grosse optische Fabrik bei Weimar besetzte, aber das Gerücht hielt sich hartnäckig. Dagegen habe ich selber viele Obersten gesehen, die eine so hoch spezialisierte Ausrüstung ihr eigen nannten, dass sie manchmal nicht einmal wussten, wie ihre schönen Apparate aufgingen. Wenn ein Glücklicher wirklich an Photographie interessiert war, freute ich mich, dass er etwas für sein Hobby gefunden hatte. Aber oft war es jemand, der bloss wusste, wie man eine Kamera einpackt, um sie den Kindern zu Hause zu schicken. Dann konnte ich nur hoffen, dass wenigstens die Kinder damit umgehn lernen würden.

Nachdem es mir absolut nicht gelingen wollte, meine verbrauchten Rolleiflex-Kameras durch ‚Befreiung‘ oder durch Handel mit den ‚Befreiern‘ zu ersetzen, machte ich mir grosse Hoffnungen auf Braunschweig, wo die Armee begonnen hatte, Apparate für ihren eigenen Bedarf herzustellen und die Fernmeldetruppe gab mir auch freundlicherweise einen von diesen neuen. Sie hätten ihn allerdings genausogut behalten können. Ich schickte die Kamera an unsere Pariser Redaktion, die ich gebeten hatte, sie für Blitzlicht synchronisieren zu lassen, und zwar auf dem sichersten Weg: Im versiegelten und geheiligten Presse-Sack mit einer Kuriermaschine. Ein Armeekurier gilt zwar als ebenso unverletzlich wie die amerikanische Post, aber die Kamera erreichte nie ihr Ziel. Vielleicht kam sie bis Paris, das konnte ich nicht mehr feststellen. Vieles spricht dafür, denn jede gute Kamera brachte damals auf dem Schwarzmarkt von Paris tausend Dollar.

Später verschwand auf dem Weg von Berlin sogar eine Schachtel mit getragener Kleidung aus einer Militärkurier-Maschine (natürlich wurden Kleidungsstücke damals in Frankreich und Deutschland phantastisch hoch gehandelt), und normalen Presse- und Postsäcken ging es schliesslich häufig und auf unerklärliche Weise ebenso. Die Hitler-Statuen bekamen übrigens ihren Bestimmungsort auch nie zu sehen. Ich habe sie nicht vermisst, ich gehöre nicht zu den Leuten, die ein Stück vom Strick des Henkers als Souvenir zu schätzen wissen.

Vielleicht war es nicht verwunderlich, dass wir immer wieder von den Russen hörten, wie sie ganze Industrie-Anlagen wegschafften und angeblich auch Wissenschaftler gegen ihren Protest entführten – vom Verhalten der Briten und Amerikaner, ob auf nationaler oder privater Ebene, wurde stets im Ton grösster Achtung gesprochen. So interessant dieser Punkt war, niemand diskutierte darüber, dass dieser hastige Griff nach den Werten der jeweiligen Gebiete sich wie ein Wettrennen abspielte bis zu dem Moment, als die Besatzungszonen neu aufgeteilt wurden. Der Betrieb der Rolleiflex-Fabrik war nur ein kleines Beispiel: Das Ziel war, so viele Kameras wie möglich vom Fliessband zu bekommen, ehe dieses Gebiet, das ursprünglich die Amerikaner erobert hatten, unter dem Besatzungsplan von SHAEF an die neu markierte britische Zone fallen sollte.

Bei der Produktion in Braunschweig hatten die Amerikaner manche Hindernisse zu überwinden, denn als die Truppen die Fabrik besetzten, stellte sich heraus, dass

es zwar eine grosse Menge halbfertiger Kameras gab, aber nicht die mechanischen Teile für das Innere. Nach einer erschöpfenden Suche entdeckte man die Teile in einem tiefen Salzbergwerk, zusammen mit Stössen von Naziakten, Seife, geschichtlichen Dokumenten und Gasmasken. Durch die Militärregierung stellte die Armee so viele zivile Techniker ein, als man auf treiben konnte, und unter der Aufsicht der Fernmeldetruppe lief die Produktion auf Hochtouren bis die Engländer kamen.

Überall in Deutschland hastete man ähnlich dem Augenblick entgegen, an dem eine Zone den Besatzer wechselte. Am fieberhaftesten wurde auf den Gebieten wissenschaftlicher oder industrieller Forschungsergebnisse gerafft, lebendige Wissenschaftler nicht ausgenommen. An sich galt es als russisches Monopol, Wissenschaftler bei Nacht und Nebel wegzubringen, aber das schien nicht mehr zu stimmen. Wenn auch hinter einem Vorhang des Schweigens, so wurden doch immer mehr Experten nach Amerika gebracht – Ingenieure aus der Herstellung von synthetischem Gummi, Optiker der Zeiss-Werke und Forscher aus Universitäten. Natürlich waren gleichzeitig viele gemeinsame US-Britische Forschungsteams am Werk und arbeiteten an einer Fülle von wissenschaftlichen Projekten zusammen. Diese Aufträge waren top-secret, aber geheimer noch war während jener Anfänge diese schein-legale, interalliierte Plünderung.

Ein Beobachter, ein amerikanischer Offizier, sagte zu mir: «Von aussen her hatte man den Eindruck, dass die britischen und amerikanischen Spezialisten recht liebenswürdig miteinander waren. Aber haben Sie bemerkt, was dahinter passierte? Die Konkurrenz war sehr scharf. Die Briten hatten einen Vorsprung. Sie gaben ihren Repräsentanten hohe Ränge. Unsere hatten nur den Status von Zivilisten und mussten alle Vorschriften einhalten. Ihre Leute konnten sich bewegen, wo sie wollten, durch ihren Rang kamen sie überall hin. Unsere hatten nur US-Abzeichen auf den Schultern. Aber am tüchtigsten waren die Briten, als es darum ging, ihre Leute herauszubekommen, ehe die Russen einmarschierten.»

Dieses internationale Wettrennen wurde zum Teil von einem Konkurrenzgefühl hervorgerufen, das trotz des Kriegsbündnisses weiter bestand und auch von der Notwendigkeit, die deutschen wissenschaftlichen Unterlagen zu retten, ehe die Deutschen sie zerstören konnten. Viele unserer Expertenteams wussten nach monatelanger Vorbereitung, ehe sie nach Deutschland kamen, genau, wonach sie suchten und

meist auch, wo sie zu suchen hatten. Wissenschaftliche Geheimnisse sind eine der wichtigsten Kriegsbeuten geworden und seit der Entwicklung der Atomenergie fallen auch die Wissenschaftler selbst in diese Kategorie.

11. Kapitel

KRUPP ZIEHT DIE WEHRMACHT GROSS

Die Ruhr, das reichste Kohlebecken von Europa, zieht sich durch ein Schachbrett goldener Weizenfelder und grauer Stahlwerke. Klarer Sonnenschein ist im Ruhrgebiet selten, Kokereien und Stahlwerke breiten einen endlosen Dunstschleier über Wasserwege, Bergarbeiter-Siedlungen und Kohlfelder. Viele Fabriken liegen jetzt als rauchende Trümmer da, aber selbst jetzt beginnen die Schornsteine und Zechen, die den Horizont wie Gitterwerk säumen, den Himmel wieder zu verdunkeln. Wenn wir, die Sieger, dieser rauchenden Skyline den Rücken kehren und dieses Land unbeaufsichtigt lassen, das wir mit einem so ungeheuren Aufwand an Menschenleben und Strapazen unterworfen haben, so besteht die grosse Gefahr, dass sich die einzelnen Flecken am Himmel über den Hochöfen und Hüttenwerken zum Gewölk eines Dritten Weltkriegs zusammenballen.

Gleich im Süden von Essen weitet sich die Ruhr zum Baldeney-See, einer idyllischen Wasserfläche, von Wäldern und Kornfeldern eingefasst. Über dem See, oben auf dem höchsten Hügel, liegt die Villa Hügel, der Familiensitz der Krupps. Schon der Name Krupp klingt wie das Knirschen eines Kriegsschiffs auf Kies. Fünf Generationen von Krupps sind in fünf Kriegen für das deutsche Heer das gewesen, was der Maschinenraum für ein Schlachtschiff bedeutet. Ohne Krupp hätte die deutsche Wehrmacht nicht bestehen können und wäre auch nicht zu einer so schrecklichen und unheilvollen Macht herangewachsen.

1811 gründete Friedrich Krupp die Stahlgießereien in Essen und begann, die Firma und das Vermögen der Familie auf der Waffenproduktion aufzubauen. Im Österreichisch-Preussischen Krieg von 1866 lieferte sein Sohn Alfred Krupp Gewehre an beide Seiten. 1870 rüstete er die Preussische Armee für den Französisch-

Preussischen Krieg aus. Unter dem Enkel Friedrich Alfred begannen die Krupps, Schlachtschiffe für den Seekrieg zu bauen. Im Ersten Weltkrieg wurde die grösste Kanone der Kaiserlichen nach der Urenkelin Bertha benannt, und gegen Ende des Zweiten Weltkriegs liess der Ururenkel des Gründers die stärksten Panzerplatten für Hitlers Truppen walzen.

Für Deutschland bedeutete Krupp mehr als nur irgendein Stahlwerk. Die Kriege wurden globaler geführt, Technik spielte eine immer grössere Rolle und Krupp wurde zur Forschungsstätte für die Generalität. Offiziere heirateten in die Familie ein und führten die Geschäfte der Gesellschaft. Krupps leitende Angestellte verteilten sich auf die Armee und wurden ballistische Experten. Die Regierung war bereit, Krupp zu finanzieren, als es in mageren Zeiten nötig wurde, und Krupp zeigte sich dankbar, als Hitler an die Macht kam. Krupp erfand ein einfaches, allgemeines Abgabe-System für Arbeiter, das Geld floss in die Nazi-Kassen. Heute spielt die Nuklear-Physik in der Kriegsindustrie eine immer grössere Rolle, aber während der Krupp-Herrschaft war Stahl das Rückgrat des Krieges und die Krupps bestimmten Hand in Hand mit der deutschen Armee die Militärgeschichte. Was das an Blut und Geld gekostet hat, ist unermesslich: Millionen von Menschenleben und Hunderte von Billionen Mark.

Der berühmteste Krupp war Alfred, der Sohn des alten Friedrich. 1871 beschloss er, es sei nun an der Zeit, dass die Krupp-Dynastie in ein passenderes Domizil umzog. Fünfundzwanzig Jahre hatte er darauf bestanden, innerhalb der Fabrikore zu wohnen und davon die längste Zeit in dem einfachen Haus, neben dem sein Vater ursprünglich die erste Hütte und den ersten Schmelzofen errichtet hatte. Einen Übergang in den Wohnungsplänen von Alfred Krupp gab es nicht: Er zog aus der Hütte auf dem Fabrikgelände in die Villa Hügel, einen Palast mit hundertsiebenundsiebzig Zimmern. Die mausoleumsähnliche Architektur, die Details der Inneneinrichtung und die Installationen plante er selbst. Für die beiden gigantischen Kuben, zu denen die Villa Hügel aufgemauert wurde, entwarf er selbst die goldenen Armaturen seiner Badewanne aus massivem Marmor, zeichnete die Türgriffe, plante vier Stockwerke mit Musiksalons und Gäste-Appartements, verband die Etagen mit Aufzügen und liess über alldem eine kolossale Glaskuppel errichten, als Dach über einem Ballsaal von fast zwanzig Metern Höhe.

Was dabei herauskam, war eine Mischung aus Versailles und Walhall. Die Villa

Hügel hatte ihre eigene, private Eisenbahnstation, die zwei private Eisenbahnzüge abfertigen konnte, den von Herrn Krupp und den des Kaisers. Der Kanonenkönig entwarf für seinen kaiserlichen Freund eine besondere Schlaf-Suite, die Möbel des Wohnraums waren mit sanftrotem Brokat bezogen und die Wandbehänge des Schlafraums zeigten den Garten Eden. Wenn also Kaiser Wilhelm I. (und später Kaiser Wilhelm II., der sich auch häufig dort auf hielt) seine fürstlichen Augen nach einer erholsamen Nacht in der Villa Hügel aufschlug, konnte er vom Bett aus auf der kostbaren Stickerei, die seine Schlafzimmerwände bedeckte, die Lebensgeschichte von Adam studieren, des ersten Juden, von dem man weiss.

Einer der beiden Kaiser war bei allen bedeutenden Familiereignissen der Krupps anwesend. Als Alfreds älteste Enkeltochter heiratete, verfügte Kaiser Wilhelm II., der Bräutigam habe den Namen Krupp anzunehmen, damit der grösste Name der Rüstungsindustrie nicht aussterbe. Auf dieses Edikt geht zurück, dass der heutige Firmenchef, der als Kriegsverbrecher verhaftet wurde, nur mütterlicherseits ein Krupp ist und sich Alfried Krupp von Bohlen und Halbach nennt.

Für den Haushofmeister der Krupps, Herrn Dohrmann, war es ein schrecklicher Augenblick, als die Villa Hügel als Unterkunft für amerikanische Soldaten requiriert wurde. Es hatte ihm entschieden mehr Spass gemacht, das Frühstückstablett des Königs von Rumänien zu überprüfen, Tischweine für den Besuch preussischer Admiräle oder ausländischer Diplomaten auszusuchen oder dafür zu sorgen, dass der Schah genügend Decken für die Nacht auf seinem Bett hatte. Trotzdem erwies er sich als perfekter Bediensteter. Es gab kein Haushaltsproblem, das er durch all diese mannigfaltigen Erfahrungen nicht geräuschlos und erfolgreich meistern gelernt hatte, also tat er sein Bestes, auch nachdem er mit einer Besatzungsarmee als Hausgästen zu tun bekam.

Nach der Ankunft der Amerikaner ging es Herrn Dohrmann sogar eher besser als seinem Herrn, denn Alfried Krupp wurde unter Hausarrest gestellt und musste sich Verhören unterziehen. Dohrmann blieb nicht nur auf freiem Fuss, er bezog auch weiter sein wöchentliches Gehalt. – Eine Bestimmung von SHAEF sagt, dass eine Besatzungseinheit denselben Lohn wie der frühere Arbeitgeber zahlen soll, wenn sie das Personal eines Haushalts in Anspruch nimmt.

So bekam also Dohrmann noch mehrere Wochen seine gewohnten vierhundert-

sechzig Mark, Wilhelmina, die Chefköchin, die seit ihrem vierzehnten Lebensjahr für die Krupps gearbeitet hatte (und mit den Rationen unserer Army wahre Wunder wirkte) ihre dreihundert, und die Zimmermädchen bekamen die selben einhundert-zwanzig Mark pro Monat, die auch Herr Krupp seinen Hausmädchen gezahlt hatte. Major Peter Messer, ein ehemaliger Englisch-Lehrer aus New Haven, nahm einfach die Kruppschen Lohnlisten, schickte sie an die Finanzverwaltung und die Armee bezahlte. Der Lohn bedeutete den Leuten nicht so viel, wie die Rationen und die vorläufige Sicherheit, die damit verbunden waren. Am wichtigsten war sicherlich, zumindest dem loyalen Herrn Dohrmann, wie ausgezeichnet die Villa Hügel bewirtschaftet und wie gewissenhaft das Haus gepflegt wurde.

Als ich im zerstörten Essen ankam, um eine Fotoserie für **LIFE** aufzunehmen, fuhr ich in der Hoffnung auf eine Unterkunft zur Villa Hügel hinaus. Auf der grossen Treppe der Halle fand ich Major Willis Biggs, Pionier-Offizier aus Chicago, der gerade die Vorbereitungen für den erwarteten Strom von Wissenschaftlern und Finanzfachleuten überwachte – die Villa Hügel war als Unterkunft für einen Verband von Experten requiriert worden. Major Biggs in seinem Overall, mit seinem rundlichen Gesicht und seiner Glatze, beide von seinen haushälterischen Aktivitäten rosig gefärbt, sah aus wie ein dickes Kind, das ‚Familie‘ spielt. Als er erfuhr, dass ich obdachlos war, sagte er: «Wir brauchen Kundschaft.» Und sofort installierte er mich in Herrn Krupps privater Suite und liess Wäsche für das geräumige Krupp-Lager und Handtücher für das gold-verzierte Badezimmer kommen. Herr Krupp hatte inzwischen in den Dienerschaftsflügel umziehen müssen.

Das Auspacken meiner kärglichen Garderobe dauerte nicht so lang wie meine Überlegungen, in welchen der zwanzig Walnusschränke ich sie hängen sollte. Sie hatten Schiebetüren aus exquisit zusammengestellten Hölzern und bildeten die Wände eines zweistöck-hohen Ankleideraums. Die luftige Decke war mit einer Göttin bemalt, die ziemlich gewagt auf einer Mondsichel schaukelte, ihr Haar wurde – wie es sich gehört – von einem Stern zusammengehalten. Direkt unter ihr befand sich eine Balustrade mit geschnitzten Füchsen und Hunden, die um den ganzen Ankleideraum herumliefen.

Ich bin nie dahintergekommen, welchen Zweck all die Goldhebel für die Duschen, die zahlreichen, wie Schwanenhälse geformten Wasserhähne für das Handwasch- und das Zahnputzbecken und die anderen, üppigen Zutaten des Kruppschen Bade-

zimmers im Einzelnen hatten. Nur die Gold-und-Marmor-Wanne nahm ich sofort in Gebrauch. Nach den schweren Bombenangriffen war fließendes Wasser in Deutschland schwierig zu finden und fließendes, das auch noch heiss war, eine grosse Rarität. Später erfuhr ich, dass ich dieses herrliche, heisse Wasser – so, wie die Armaturen – Herrn Krupp persönlich zu verdanken hatte. Als er die Villa Hügel erbauen liess, entwarf er eine Installation, die ihr Wasser der Ruhr entnahm und es in einer Anlage am Flussufer zu Dampf aufbereitete. Die Dampfleitungen liefen unter den Fahrwegen den Hügel zu dem grossen Haus hinauf. Dieselbe Gründlichkeit im Detail hatte er auch der Badewanne selbst angedeihen lassen: An einem Ende war eine Bank aus dem massiven Marmor ausgehauen worden. Zweifellos muss er es genossen haben, halb unter Wasser auf dieser Marmorbank zu sitzen und sich zu sagen, dass das Wasser, das da so heiss aus seinen goldenen Hähnen schoss, ihm bereits den Dienst erwiesen hatte, das Eis von seinen Zufahrten zu schmelzen.

Unten in dem höhlenartigen Salon war Major Biggs gerade dabei, das Auslegen eines spanischen Teppichs zu beaufsichtigen, der knapp dreissig Meter lang war und etwa fünfundzwanzig Zentner wog. Während der Bombenangriffe hatte sich Alfred Krupp um diesen Teppich grosse Sorgen gemacht, erzählten ihm die Dienstboten. Er fürchtete, der Teppich könnte mit dem Haus abbrennen und hatte den ganzen Krieg über vor, ihn an einen sichereren Platz zu bringen, was ihm aber nie gelang. Kommentar von Major Biggs: «Man kann eben einen Teppich nicht einfach zusammenrollen und unter den Arm nehmen, wenn er so schwer ist.» Old Alfred hatte Krieg für sein Haus nicht eingeplant.

Die nächsten Tage waren Major Biggs und sein treuer Helfer, Leutnant Frederick Wittig emsig damit beschäftigt, die Villa Hügel für die erste Gruppe von Wissenschaftlern und Finanzexperten vorzubereiten. Leutnant Wittig war stellvertretender Direktor des Hotels ‚New Yorkere‘ gewesen. Als erstes verwandelten er und der Major den Ballsaal mit seinem riesigen Oberlicht in ein ‚Informations-Büro‘ für die Spezialisten. Sie nahmen reihenweise brokatbezogene Sofas heraus, um Platz für Tische und Schreibmaschinen zu schaffen. Die Familienporträts wurden mit Tabeilen und Karten zugehängt und eine Zahl von Schwarzen Brettern installiert für die Graphiken und Diagramme, die die Experten bei ihrer Auswertung der Wirtschaftsdaten der Ruhr-Industrie und der Finanzen des Dritten Reichs verwenden würden.

Dann liessen sie die riesigen Tischtücher für die dreissig Meter lange Tafel heraus-

suchen, an der die Experten essen sollten. Sie packten das Silberbesteck und die goldenen Eislöffel aus und zählten sie, schlossen die automatischen Kartoffelstampfer und die meterlangen elektrischen Bratöfen an und installierten die elektrische Eismaschine. Zur Entspannung der Soldaten, die auf der Villa Hügel Wachdienst taten, wurde der heizbare Swimming Pool eingelassen. Für die Erholung der Offiziere und Experten schlossen sie die Kästen mit den Schallplatten auf und brachten die automatische Orgel wieder in Ordnung.

Herr Dohrmann stand dankbar daneben, als Leutnant Wittig eine genaue Liste des Silber-Zimmers aufnahm: Das Kaffee-Service, ein Geschenk von Kaiser Wilhelm, dessen Profil jede Tasse und jede Kanne trug, den Silberbecher von Adolf Hitler, mit seinem Profil in einem Medaillon, den Pokal der Regatta von Cowes, von König George V. 1901 überreicht und die vielen anderen, eindrucksvollen Rennpreise – ein paar so gross wie Bierfässer –, die die Krupp-Jacht ‚Germania‘ gewonnen hatte.

Nach dieser Inventur verschloss Leutnant Wittig die Doppeltüren des Silberzimmers. Plündern kam in der Villa Hügel nicht in Frage. Diese Regel wurde später nur einmal gebrochen – und zwar von einer Person, die einen soviel höheren Rang hatte, als diese Offiziere, dass keiner etwas dagegen tun konnte, ihnen blieb einfach der Mund offen stehen.

Bald trafen die ersten wissenschaftlichen ‚Target Teams‘ ein. Zu ihnen gehörten Militärs, viele waren Zivilisten in Uniform, die das War Department bei der Privatindustrie ausgeliehen hatte und die bei der Armee akkreditiert waren. Der bekannteste Wissenschaftler der ersten Welle war Victor Conquest, der Erfinder des Eipulvers, der sich mit der Herstellung synthetischer Lebensmittel in Deutschland beschäftigen wollte. Er stiess dabei zum Beispiel auf eine Art Margarine, die aus Petroleum gemacht war und fand sie klebrig, aber essbar. Das War Department schickte auch William W. Farr, einen Artillerie-Experten, der rückstossfreie Waffen untersuchen sollte. Commander Petitjohn kam von der Marine und befasste sich mit technischen Details neuer und bahnbrechender U-Boot-Ersatzteile. Andere Spezialisten kamen, um sich über alles zu informieren, was die Deutschen über Raketen, Atebrin, neue Treibstoffe, Molekularstrukturen von Kieselsäuren etc., wussten. Auf manchen Gebieten fanden die ‚Hügel‘-Spezialisten neue und geheime Erkenntnisse – manche bereits praktisch angewandt, andere noch nicht entwickelt. In anderen Zweigen der Forschung kamen sie zu dem angenehmen Ergebnis, dass der Feind auch nicht mehr ge-

wusst hatte als wir, oder sogar weniger. Diese Untersuchungen waren auf allen Gebieten wichtig. Sie ergaben zum Beispiel, dass die Deutschen in der Grundlagenforschung über kieselsaure Harze ziemlich weit waren. Auf dem Gebiet der Ausstossungsprozesse von Schrauben und Bolzen waren sie weit zurück. Die Deutschen hatten einen wirksamen, radar-abweisenden Anstrich erfunden, der allerdings nicht besser war als unserer. Auch hatten die Deutschen einen Infrarot-Detektor erfunden, der so empfindlich war, dass er einen Soldaten in seinem Schützenloch auf dreihundert Meter ausfindig machen konnte. Es war ihnen nur keine Zeit mehr geblieben, das Gerät fabrikmässig zu produzieren.

Ausser den verschiedenen Gruppen von Wissenschaftlern und der ‚Finance Investigation Unit for External Assets‘ (etwa: ‚Finanz-Kommission zur Überprüfung ausländischer Vermögen‘), die in der Villa Hügel ständig untergebracht waren, gab es auch vorübergehende Hausgäste. Unter ihnen war auch der Adjutant des Prinzen Bernhard der Niederlande. Er kam zweimal, und als er bei seinem zweiten Besuch zwei Räder und einen Satz Reifen mitbrachte, wurde uns klar, wie gründlich er die Situation beim erstenmal ausgekundschaftet hatte. Offenbar hatte er Typ, Zustand und Motornummer von allen Autos in der Garage von Herrn Krupp aufgeschrieben (es waren sieben, darunter zwei riesige Meybachs). Als er wiederkam, hatte er Anweisung, den alliierten Kommandeuren nicht auf die Zehen zu treten, aber drei Mercedes‘ mitzunehmen, wenn möglich. Seine Dispositionen liefen durch höhere Kanäle als die von ‚Hügel‘ und ich erfuhr, dass er zwar die beiden grossen Mercedes‘ mit den überverdichteten Motoren nicht bekam, aber die mittlere Mercedes-Limousine – genau die, der die beiden Räder und die vier Reifen gefehlt hatten.

Nicht weit von den Garagen war der Personalflügel, wo Alfried Krupp seinen Hausarrest absass. Massen seiner massgeschneiderten Anzüge und Berge von Romanen waren in das kleine, gelbe, schindelgedeckte Haus transportiert worden, wo er untergebracht war und man konnte zu jeder Tageszeit ein Hausmädchen oder einen Diener aus dem Haupthaus die Auffahrt mit einer warmen Mahlzeit oder einem anderen Tablett für den jungen Herrn Krupp entlanggehn sehn. Eigentlich sollte er in ‚Einzelhaft‘ gehalten werden, aber wochenlang gab es keine eindeutigen Anordnungen für die Behandlung des unbequemen Gefangenen. Bis jemand auf die Idee kam, ihm sein privates Telefon wegzunehmen, stand er zwar nicht mit der ganzen

Aussenwelt in Verbindung, aber mit seiner Besetzung und seinem Werk, und mehr brauchte er eigentlich nicht, um ein Auge auf seine Interessen zu haben. Nachdem das Telefon entfernt war, gelang es gelegentlich einer dunklen Gestalt mit einer Aktentasche, sich hineinzuschmuggeln und die Nacht bei seinem Boss im Personalflügel zu verbringen. Es handelte sich um Herrn Karl Eberhardt, den Finanzdirektor des Konzerns, der offenbar alle möglichen Fäden zog, um die Kruppwerke wieder in Gang zu bekommen. Niemand wusste, auf welche Weise sich Herr Eberhardt das Benzin und die Passierscheine für seine ausgedehnten Geschäftsreisen verschaffte, normalerweise waren bereits Fahrten von einer Stadt zur andern stark eingeschränkt. Genausowenig wusste man, woher eine gewisse Brünette aus Düsseldorf ihr Benzin und ihre Fahrerlaubnis bekam. Auch Alexis, die Freundin von Alfried Krupp, eine grosse, arrogante Schönheit und angeblich ‚sehr reich‘, gelangte in den Personalflügel, um ihn zu besuchen.

Eigentlich fehlte Alfried Krupp fast nichts, um seinen Hausarrest angenehm zu machen-ausser Zigaretten. Er war Kettenraucher, trotzdem fiel es ihm nicht schwer, diesen Engpass zu überwinden. Er besass Exemplare seiner offiziellen Familien-Biographie in Englisch und er fing an, Tauschgeschäfte mit den Soldaten zu machen, die auf dem Gelände Wachdienst taten. Ich weiss nicht genau, was jeder Band von ‚The Krupps: 150 Years of Krupp History‘ einbrachte, aber wenn das Exemplar signiert war, bestand der Gegenwert wohl in einer Stange amerikanischer Zigaretten. Manche Widmungen waren weitschweifig und blumig, und alle handelten von Familienehre. Auf das Vorsatzblatt eines Bandes, den er einem seiner Wächter gab, schrieb er: ‚Tradition, honestly kept by men, families and nations, is one of the monuments of their grandfathers‘ pioneer work yesterday, today, and, I hope, tomorrows (‚Tradition, ehrenhaft gepflegt von Männern, Familien und Völkern, ist eines der Denkmäler für die Pionierarbeit ihrer Grossväter – gestern, heute, und wie ich hoffe, morgen.‘)

Die Soldaten durften nicht nur die hundertfünfzig Jahre Familiengeschichte der Krupps lesen, sie hatten auch deren privates Bootshaus zur Verfügung. Es lag am Fuss des Geländes, wo sich die Ruhr zum Baldeney-See erweiterte, in einem kleinen Park. Durch den Park führte ein Netz von hübschen Fusswegen und früher hatten die Krupps gelegentlich gegen ein kleines Eintrittsgeld die Öffentlichkeit zu diesen Waldwegen zugelassen. Jetzt nach der Besetzung wimmelte der See stets von kleinen Ruder-Rennbooten, die der Special Service für die Männer aufgetrieben hatte.

Zwischen den kleinen Wäldchen und an beiden Ufern des Baldeney-Sees lagen wogende Weizenfelder, die den Soldaten sehr zupass kamen, nachdem sich an den Vorschriften gegen Fraternisierung so lange nichts änderte. Eine jüngste Anweisung ihres kommandierenden Generals erstreckte sich auf lebensnahe Einzelheiten: Die Soldaten dürften ‚Babies keinen Kaugummi schenken und auch niemand anlächeln oder einen Gruss erwidern‘. Ich weiss nicht, wer wen zuerst angelächelt hat, die GIs die Fräuleins oder umgekehrt, aber Lächeln und Weizenfelder führten oft zueinander.

Die Militärpolizei hatte Befehl, darauf zu achten, dass die Anweisung des Generals befolgt wurde und patrouillierte deshalb in kleinen Booten am Ufer. Das war ein strapaziöser Auftrag, denn auch die Fraternisierenden hatten meist ein kleines Boot und mancher MP kam abends erschöpft zurück und beklagte sich, nach diesem Job werde er ‚nur noch aus Schultern bestehen. Zwar fand sich eine Lösung, aber sie stiess bei den Soldaten auf helle Empörung, weil sie das als unfair empfanden: Man hatte der MP ein Motorboot gegeben.

12. Kapitel

LUFTSCHUTZKELLER WAREN ZU KOSTSPIELIG

Unter der Krupp-Villa befand sich ein Netz von Schutzräumen, die in den massiven Fels getrieben waren. Manche waren mit Möbeln eingerichtet und hatten elektrisches Licht, in einem standen ein Bett für Herrn Krupp und Regale mit Büchern. Es waren Schienen für Förderwagen gelegt, um im Fall eines Volltreffers den Schutt abtransportieren zu können. Auch war dafür gesorgt, dass kein Krupp unterirdisch eingeschlossen werden konnte: Mehrere Ausgänge führten zu den Flanken des Hügels und einer hinauf in die Küche.

Diese Schutzräume interessierten mich besonders, seit mir ein einzigartiger Unterschied zwischen Essen und anderen Städten aufgefallen war. Bremen hatte riesige Bunker, die so gut gebaut waren, dass alle Bürger, die sich bei Luftalarm in der Nähe befanden, ziemlich sicher sein konnten, den Angriff lebend zu überstehen. In Köln hatte ich Bunker gesehen, die so massiv konstruiert waren, dass sie sechs Volltreffer ausgehalten hatten. Frankfurt, Schweinfurt, Ludwigshafen – man konnte alle Industriestädte aufzählen und überall mächtige Bunker aus Stahlbeton finden, wo sich die Menschen aufhalten konnten, natürlich keineswegs bequem, aber doch fast gänzlich vor Bomben geschützt. Diese bemerkenswerten Bauten in ganz Deutschland waren ausgezeichnet geplant, sie besaßen Lüftungssysteme, elektrisches Licht und oft sogar ein Kino. Der Stahlbeton, der dazu verwendet wurde, war von derartiger Qualität, dass das Sonder-Kommando eine Kommission von amerikanischen Baufachleuten herüberschickte, um ihn zu untersuchen.

Die Stadt Essen dagegen, mit ihren enormen Rüstungswerken, hatte keinen einzigen, ausreichenden Keller zum Schutz ihrer Arbeiter. Das vielzitierte Interesse der Krupps am Wohlergehen ihrer Arbeiter hörte genau da auf, wo sie es am nö-

tigsten gebraucht hätten – während andere deutsche Konzerne der Rüstungsindustrie stark im Luftschutz investierten.

Es passt schlecht zueinander, dass Stahlwerke, die für die Rüstung arbeiteten, sich nicht um den Schutz ihrer Arbeiter vor eben jener Kriegführung, die ihnen so vertraut war, gekümmert haben sollen. Während die Bewohner von Essen in Kellern und Souterrains hockten, beschäftigte sich die Kruppsche ‚Abteilung Luftschutz‘ – ein Ausschuss ohne konkrete Befugnisse – mit der Ausarbeitung von Plänen. Wenn solche Projekte eingereicht wurden, wurden sie dann als ‚zu kostspielig‘ abgelehnt.

Wahrscheinlich gab es nicht nur wirtschaftliche Gründe. Die Produktion von Stahl ist ein Prozess rund um die Uhr, Unterbrechungen schaden dem ‚Schmelzgang‘. Vielleicht wollten die Krupps verhindern, dass ihre Arbeiter zu oft in die Luftschutzräume rannten. Dass es um den Produktionsablauf gegangen sein muss, wird auch erhärtet durch den Umstand, dass bei zunehmenden Angriffen die Alarme immer kurzfristiger gegeben wurden. Krupp-Arbeiter haben mir berichtet, dass 1944 so wenig gewarnt wurde, dass die Menschen oft bereits die Bomben fallen sahen, ehe die erste Sirene zu hören war.

Am gefährlichsten war es für die Kranführer an den Siemens-Martin-Öfen. Manchmal erwischte es sie an einer Stelle, wo sie dreissig Meter weit über eine offene Stahlkonstruktion zu laufen hatten, ehe sie hinunterkamen und irgendeinen Schutz finden konnten. In manchen Krupp-Hütten sprangen die Bergleute in die Giesserei-Gruben, woanders waren sie dankbar für die Bomben, die bereits gefallen waren, weil sie in die Krater tauchen und lose Stahlplatten über ihre Köpfe ziehen konnten. Als die Transportwege so oft unterbrochen waren, dass die Krupps ihren Stahl nicht mehr loswurden, freuten sich die Arbeiter über den Überschuss an Stahlblöcken und Panzerplatten, mit denen sie ihre notdürftigen Schutzräume abdecken konnten.

Mitten in all diesen Schwierigkeiten fanden die Kruppdirektoren noch Zeit, ein umfangreiches Programm für die Entfernung von Schutt zu entwerfen, das sie unmittelbar nach Kriegsende in die Praxis umsetzen wollten. Sie schätzten, es werde zwei Jahre dauern, bis die Trümmer sortiert und brauchbare Überreste wie Rohre und Ziegelsteine auf gesammelt wären. Sie wollten eine Hochbahn zu einem Tal bauen, wo man 15 Quadratkilometer Schutt abladen konnte. Sechs Jahre lang wollten sie pro Nacht zweitausend Tonnen Schrott und Steine bewegen.

Als sich die Luftangriffe in den letzten Kriegsjahren in ihrer Wucht steigerten, muss das Leben eines Krupp-Arbeiters unvorstellbar schrecklich gewesen sein. Einer der Metallurgen sagte: «Nach jedem schweren Angriff konnte man mitten in der Stadt nicht mehr erkennen, wo die Häuser und wo die Strassen gewesen waren. Ich konnte mich nur noch nach der Sonne orientieren. Und dann der Rauch. Die ganze Stadt war schwarz nach so einem Angriff. Man konnte nur zwei Strassen weit sehen und die Augen waren rot und geschwollen.» Er erklärte mir, für die Facharbeiter sei es entmutigender gewesen, als für alle andern, weil durch den dauernden Zwang zum Wiederaufbau so viel Zeit für ihre Spezialaufgaben verloren ging. «Da arbeitet man die ganze Zeit, immer in Gefahr», sagte er. «Und dann ist alle zwei bis drei Tage alles wieder kaputt. Man verliert einfach den Mut.»

Schliesslich schien alles so sinnlos, dass die Männer nur noch Holzabfälle gesammelt hätten und grosse Feuer anzündeten, um die sie sich den ganzen Tag hätten aufhalten können. Trotzdem arbeiteten sie weiter. Man kann sich kaum vorstellen, wieviel Erfindungsgabe die Stahlproduktion in diesen schwer beschädigten Fabriken verlangte. Metallurgische Prozesse wurden beschleunigt, ebenso das Tempo der Veredelung. Als ich nach dem Ende der Kämpfe in den Krupp-Werken photographierte, sah ich elektrische Schmelzöfen unter Konstruktionen, die wie Hühnerställe aussahen – sie sollten gegen den Rauch schützen und dafür sorgen, dass man die Glut des geschmolzenen Metalls oben vom Himmel nicht sah. Immer wieder musste die Verdunkelung ausgebessert werden. Auch ein Nahkrepierer bedeutete, dass Trümmer herumflogen und kleine Löcher schlugen und wenn die Verdunkelung beschädigt war, konnte jeder Guss als Leuchtzeichen für die ankommenden Bomberwellen wirken.

Im Werk musste man sich also dauernd mit der Verdunkelung beschäftigen, den Krupps in ihrem Heim blieb das erspart. Ich weiss nicht, wie viel Tonnen Sprengstoff auf die Behausungen der Arbeiter von Herrn Krupp fielen, aber die Gesamtzahl war enorm. Auf die Gebäude der Villa Hügel fielen nur zwei Bomben: Ein Fünfhundert-Pfünder, der die Pferdeställe zerstörte, und eine kleine Bombe, die die Gewächshäuser traf. Zudem hatten die Krupps, wie alle andern grossen Ruhr-Familien, Besitzungen im Süden, wohin sie sich zurückziehen konnten, falls die Bombardements unerträglich würden.

Auf mein Ersuchen durfte Herr Krupp den Personalflügel verlassen und für eine Stunde in sein grosses Haus zurückkehren. Ich wollte ihn unter den Familienporträts

photographieren, die an den Wänden des Grossen Salons hingen. Er tat sehr herablassend, als er sich für eine amerikanische Zeitschrift aufnehmen lassen sollte, aber unter den gegebenen Umständen erfüllte er meinen Wunsch. (Bei einem früheren Deutschland-Aufenthalt, noch ehe es **LIFE** gab, hatten sich die Redakteure von ‚Fortune‘ alle Mühe gegeben, mir die Erlaubnis zu verschaffen, die Essener Werke zu photographieren und hatten aufgeben müssen, nachdem sich die Krupps sechs Monate lang hartnäckig geweigert hatten.)

In seiner Erscheinung hatte Alfried Krupp etwas von aussterbendem Adel ohne moralischen Kodex an sich. Er war achtunddreissig Jahre alt und sah auf eine dünnblütige Weise gut aus. Während ich ihn photographierte, fragte ich nach den Zwangsarbeitern im Ruhrgebiet, die er mit dem hübscheren Ausdruck ‚Fremdarbeiter‘ bezeichnete. Es schien ihm gleichgültig zu sein, ob er mich überzeugte oder nicht, als er behauptete, die meisten von ihnen seien freiwillig gekommen und es sei ihnen recht gut gegangen, da sie mehr zu essen bekommen hätten, als die deutschen Arbeiter.

Dies war so ziemlich die unglaublichste Geschichte, die ich bisher gehört hatte. Als ich fragte, warum man die Sklaven so gut ernährt hätte, antwortete er: «Um sie zufrieden zu stellen. Im Krieg gibt es natürlich Schwierigkeiten. Wenn die Lebensmitteltransporte unterbrochen waren, gab es eben weniger für jeden. Aber das einzig Unangenehme für die Fremdarbeiter war, wenn ihre Baracken bei den Luftangriffen abbrannten.»

Es war ein Jammer, dass ich erst nach diesem Interview Einzelheiten über das Straflager im benachbarten Mülheim erfuhr, wohin man diejenigen ‚Fremdarbeiter‘ brachte, die sich weigerten, für den Feind zu arbeiten. Ich wusste auch noch nichts von den jungen Polinnen, die man von ihren Einkäufen in Warschauer Läden oder aus den Parks, wo sie spazierengingen, weg und an die Ruhr geschleppt hatte, ohne jede Chance der Rückkehr, oder von den russischen Zwangsarbeitern, die man samt und sonders umgebracht hatte, als das Ruhrgebiet eingekesselt war, weil die Deutschen fürchteten, die Russen könnten plündern, wenn der Krieg verloren ginge. Wenn diese Tschechen, Polen und Italiener nicht mehr nützlich genug waren, verfügte die Essener Gestapo über ihre eigene, praktische Methode, sie loszuwerden. Man stellte die Menschen rund um einen Bombentrichter auf, die Gesichter nach innen, und wenn man sie dann durch den Kopf schoss, fielen sie von selbst nach vorn

und waren leicht zu verscharren. Es gab einen Schützen namens Paschen bei der Gestapo, der so viel Vergnügen an dieser Aufgabe fand, dass man sie ihm gewöhnlich überliess. Er vollbrachte eine seiner Höchstleistungen, als er siebzig Menschen auf einmal erledigte. Er erschoss sie, nachdem man sie an den Händen mit Telephondrähten aneinander gefesselt hatte. Paschen hatte ein verzogenes Gesicht, das wirkte, als sei es nicht ganz fertig geworden. Er vergoss viele Tränen, als er vom CIC verhaftet wurde.

Natürlich brauchte der Stahlmann Krupp dem Revolverhelden Paschen nie zu begegnen, weder gesellschaftlich noch geschäftlich. Die Arbeitsfront sorgte in Essen für alles. Sie verteilte die Zwangsarbeiter nach Bedarf, zog die Abgabe an den Staat von ihren Löhnen ein, nahm Geld für ‚Licht, Essen und Wohnung‘ und befreite Herrn Krupp von ihnen, wenn ihre spezielle Arbeit getan war. All das lag in der Verantwortung der Arbeitsfront und so hatten die Ruhr-Industriellen wie immer eine Entschuldigung, wenn es zu unangenehmen Vorwürfen kam.

In einer Weise konnte Alfred Krupp froh sein, dass er unter Hausarrest stand, als man jene Essener Bombentrichter fand. Er brauchte nicht zu helfen, die Leichen auszugraben. Bei ähnlichen Funden in anderen Städten im Ruhrgebiet mussten führende Einwohner oft antreten und sich beteiligen. Als bei Duisburg bei der Reparatur einer Wasser-Hauptleitung eine besonders grosse Grube entdeckt wurde, verlangte man vom Duisburger Bürgermeister, beim Ausgraben der Opfer zu helfen und sie ordentlich beisetzen zu lassen.

Obwohl ich also keine Möglichkeit hatte, Herrn Krupp zu fragen, was er von diesen Ereignissen wusste, bat ich ihn wie viele andere Deutsche damals – seine Meinung zu den Konzentrationslagern zu äussern.

Er zuckte mit seinen Patrizier-Achseln. «Vielleicht hat es ein paar Verrückte gegeben...», sagte er zögernd, «ein paar Psychopathen...» Er zögerte wieder und sagte dann: «Die Männer an der Spitze hätten sicher nicht gebilligt, wie man ihre Anweisungen befolgte.» Noch eine längere Pause, und dann: «Ja, es mag ein paar gegeben haben, Irre oder Verrückte, die die Befehle falsch ausgelegt haben.»

Ja, Gerüchte hatte er gehört. So viel gab er zu.

Ich sagte: «In unserem Land gibt es öffentlich engagierte Bürger, die protestieren, wenn etwas geschieht, was ihnen unrecht erscheint. Warum haben Sie und andere nicht nachgeforscht, als sie solche Gerüchte hörten?»

«Die SS hätte gesagt, das sei nicht meine Aufgabe.»

Mir genügte, was ich von Alfried Krupp gesehen hatte, und er wurde in den Personalflügel zurückgebracht.

Unsere Gruppe von wirtschaftlichen und technischen Experten in der Villa Hügel wurde immer grösser. Es gab viel Wechsel, neue Untersuchungs-Kommissionen kamen und andere fuhren in verschiedene Teile Deutschlands. Einmal hatten wir zwei sehr bedeutende Angehörige der Wirtschafts-Abteilung des Kontrollrats bei uns: Einen englischen Aristokraten und einen amerikanischen General, im Zivilleben einer der Direktoren an der Wall Street. Wenn wir um den grossen Dinnertisch der Krupps herumsassen, sprachen wir oft darüber, was eigentlich einen Kriegsverbrecher ausmacht. Eines Morgens hatten wir gerade eine dieser Diskussionen angefangen, als die beiden bedeutenden Herren zum Frühstück kamen. Bisher hatten wir unsere Debatte unter der stillschweigenden Voraussetzung geführt, Herr Krupp habe jedenfalls grössere Schuld als der einfache deutsche Soldat.

«Sie entnazifizieren Waschfrauen und Büroangestellte, aber die meisten Industriebosse rührt keiner an», sagte Ernst Ophuls, einer der Finanzexperten. «Sie sind die grössten Kriegsverbrecher an der Ruhr, aber sie laufen frei herum.»

«Das ist eine sehr gefährliche Theorie», mischte sich das vornehme Mitglied des Kontrollrats mit der Miene eines Seelsorgers ein, der die Jugend aufklärt. «Was soll mit den Burschen los sein? Sie sind keine Nazis.»

Da stockte natürlich die ganze Unterhaltung. Ophuls war nur Major und konnte nichts erwidern, wenn der General ihm nicht beisprang. Später gaben die Korrespondenten dem General den nicht-militärischen, ziemlich aufschlussreichen Titel ‚Dreh-tür-Schmidt‘ (dabei hiess er in Wirklichkeit nicht einmal Smith).

Im Essener Vorort Werden, nicht weit von der Villa Hügel, wohnten eine Reihe leitende Angestellte der Krupp-Werke. Einer von ihnen, Dr. Houdremont, der ehemalige technische Direktor des Konzerns, hatte während der unfreiwilligen Abwesenheit von Alfried Krupp die Leitung übernommen. Er ist ein glänzender Wissenschaftler, dessen Bücher über Metallurgie in Amerika und anderen Ländern sehr bekannt sind, ein kultivierter und geistreicher Mann, ein leidenschaftlicher Musikliebhaber, originell in seiner Ausdrucksweise und ein guter Gastgeber. Ich bedauerte nur, dass er zwanzig Jahre zuvor seine Heimat Luxemburg verlassen hatte, um nach Deutschland zu gehen und für die Krupps zu arbeiten.

Aber auch Dr. Houdremont fragte mich: «Warum dieser ganze Hass gegen Krupp? Man behandelt uns schlechter, als jeden anderen Konzern. Das ist ungerecht!»

Er lehnte sich auf dem Sofa vor, rückte seine Brille mit dem schweren Gestell zurecht und sprach bedächtig und überlegt.

«Das Wichtigste waren uns wirklich unsere friedlichen Produkte, unsere Lokomotiven und die Maschinenteile für die Textilindustrie. Herr Krupp wollte kein Kriegsmaterial herstellen. Schon der Gedanke allein machte ihn bekümmert. Ausserdem dachten wir, den Wünschen der Engländer entsprechend zu handeln. Wir glaubten, England wünsche ein aufgerüstetes Deutschland als Schutz gegen Russland.»

Von da war für Houdremont nur ein Schritt zu der Frage: «Warum haben die Engländer keine Truppen gegen Hitler geschickt, als er 1936 das Rheinland besetzte?» Diese Tendenz, England für Hitlers Machtergreifung verantwortlich zu machen, war allmählich so verbreitet, dass ich dies Argument von deutschen Frauen auf der Strasse und sogar von amerikanischen Soldaten, die aus Deutschland nach Hause kamen, gehört habe.

«Immer schiebt man uns die Verantwortung für alles Schlechte zu», fuhr Dr. Houdremont fort. «Aber wir waren ganz rückständig in unserer Kriegs-Produktion. Wir machten nur Stahl. Wir konnten gar nicht kontrollieren, wo und wofür unser Stahl verwendet wurde. Wir wussten nicht, wo er hinging.»

Ich hätte ihm schon sagen können, wo sein Stahl hinging, ich hatte ihn ja von Afrika bis zur Westfront gesehen, die Spuren der Panzer in den russischen Ebenen und weiter von Monte Cassino bis Köln. Inzwischen erläuterte mir Dr. Houdremont, wie er unsere Aufgabe als Besatzungsmacht sah. «Sie brauchen nichts weiter zu tun, als auf die Handvoll Männer an der Spitze aufzupassen. Dann wird es keine Kriege mehr geben. Und dann brauchen Sie auch die Industrie nicht zu kontrollieren.»

Er war ziemlich empört über das Schicksal seines ehemaligen Chefs. «Ich verstehe nicht, weshalb sie diesen jungen Mann eingesperrt haben.» (Ein paar Monate später wurde auch Dr. Houdremont festgenommen.) «Herrn Krupp trifft kein einziger Vorwurf. Und so ein feiner Mann wie sein Vater! Herr Gustav Krupp war schon sehr alt. In Hitlers letzten Jahren war sein Geist bereits im Himmel.»

Ich kann nicht sagen, wo der Geist von Herrn Gustav Krupp zu Beginn der Dreissiger Jahre wohnte. Er muss aber hinreichend erdennah gewesen sein, um 1934 durch sein Direktorium verkünden zu lassen: «Wir können nun wieder die Herstellung von Waffen aufnehmen, die uns der Vertrag von Versailles untersagt hat.» Und bereits 1933 heisst es in einem Jahresbericht: «Die nationale Wiedergeburt unseres Volkes hat der deutschen Nation einen neuen Glauben gegeben. Die Misswirtschaft der politischen Parteien ist abgeschafft. Der Klassenkampf mit seinen zerstörerischen Wirkungen ist beendet.»

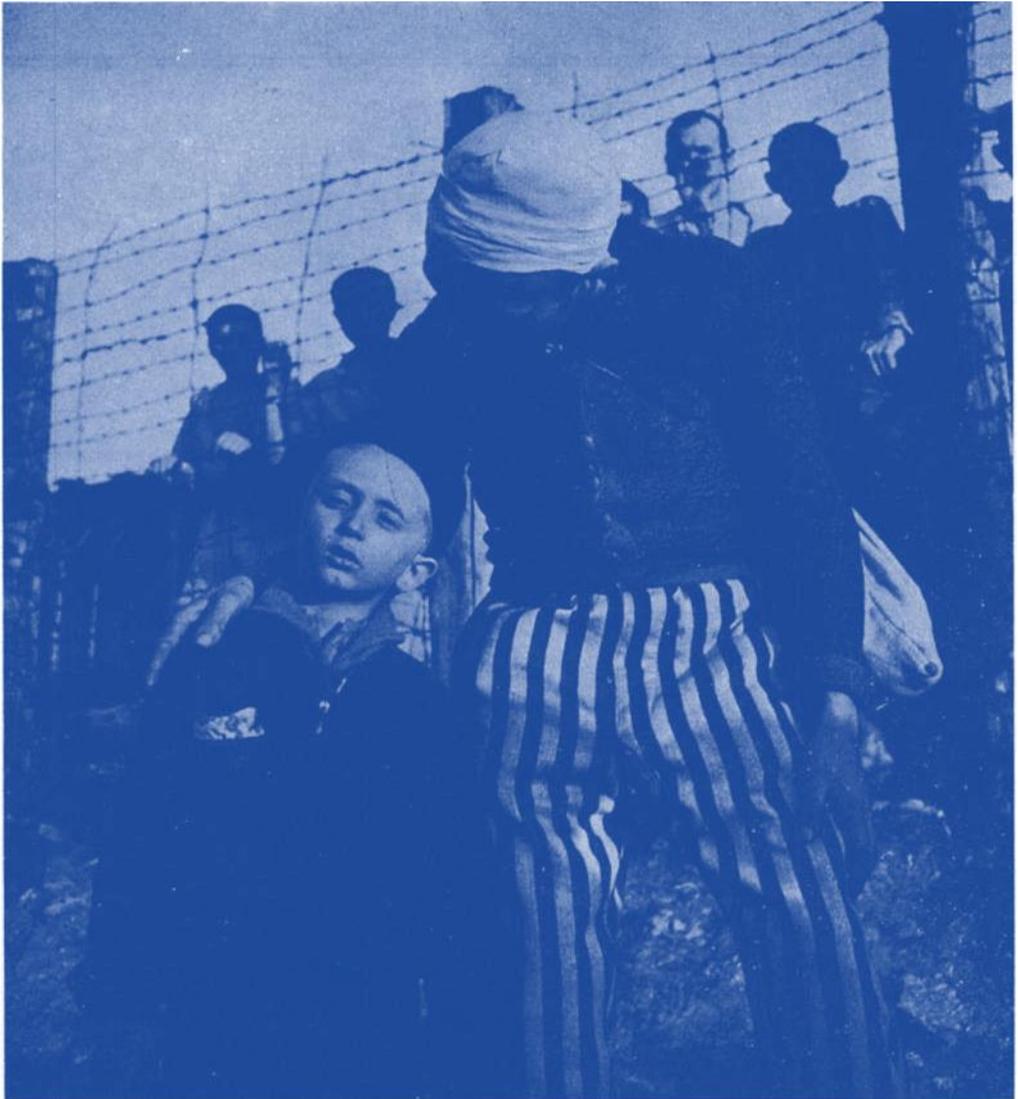
«Voller Glück stehen wir hinter dem Führer eines geeinten Volkes.» Merkt euch das, bedeutende Engländer und Drehtür-Generäle.



69 Nichts im Leben dieses kleinen deutschen Mädchens hatte es auf diese Situation vorbereitet. Selbst Kinder in Deutschland müssen etwas von Häftlingslagern gewusst haben, aber die waren für Ausländer und Juden, nicht für Deutsche. Inzwischen ist ihr Vater in ein Internierungslager gebracht worden und GIs säubern ihre Stadt von Heckenschützen. Kein Wunder, dass sie Angst hat und sich Sorgen macht.



70 Diese fröhliche Familiengruppe zeigt Herrn und Frau Hugo Stinnes und ihre beiden Kinder, Albert Hugo (3), und Birte Marie (2). Stinnes, ein Kohle-Baron und sehr reich, gehörte zu den Haupt-Garanten der Nazis, anfangs und später. Er wurde verhaftet, aber das war nicht leicht, obwohl seine Vergangenheit bekannt war. Wenn die Nazis gewonnen hätten, hätte er diesen reizenden Kindern beigebracht, dass es richtig sei, Juden zu foltern und andere Völker zu versklaven. Wer wird sie jetzt lehren, und was?



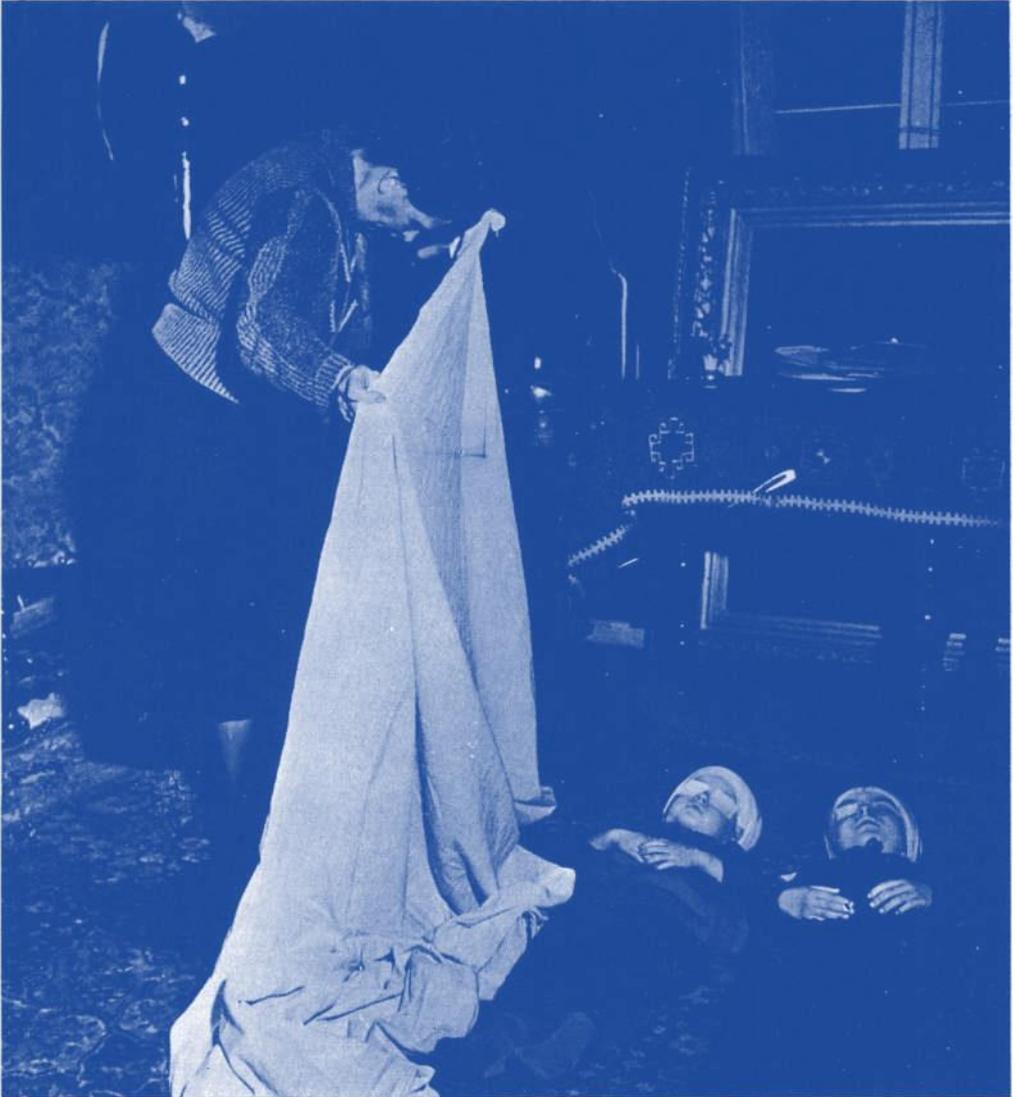
71 Dieser kleine Junge in Deutschland hat nichts von all den schönen Dingen gehabt, die die Stinnes-Kinder bekamen. Vielleicht hat ihn seine Mutter noch auf den Knien geschaukelt, er weiss es nicht mehr. Sonst ist sein Leben reich an Erlebnissen. Sein Zuhause ist Buchenwald, wo die Nazis, denen der intelligente Herr Stinnes an die Macht half, Hunderte von Kindern für medizinische Experimente hielten.



72 Ein Prinz und zwei Prinzessinnen, Kinder des Prinzen Christoph von Hessen, vor dem Haus des Kaisersohns, Prinz August Wilhelm. Man war bedrückt und machte sich Sorgen um die Zukunft.



73 Eine Gruppe von Jungen in Buchenwald. Die Zukunft konnte nur besser aussehen.



74 Zwei kleine Buben in Schweinfurt. Als der Krieg verloren war, mussten sie sterben, weil die Welt ihrer Mutter zusammenbrach. Sie gab ihnen Gift.



75 Auch in der Tschechoslowakei oder in anderen ehemals besetzten europäischen Ländern gab es kleine Mädchen, die ihren Papa lieb hatten und nicht verstanden, warum man ihn ihnen wegnahm. Genau wie dieses kleine Mädchen hier.



76 Diese Mutter kann stolz darauf sein, dass es ihr gelungen ist, ihre Brut zusammenzuhalten, lebendig und gesund.



77 In der Stadt gab es keine Milch, nur auf dem Land.



78 Das Lamm soll uns führen .

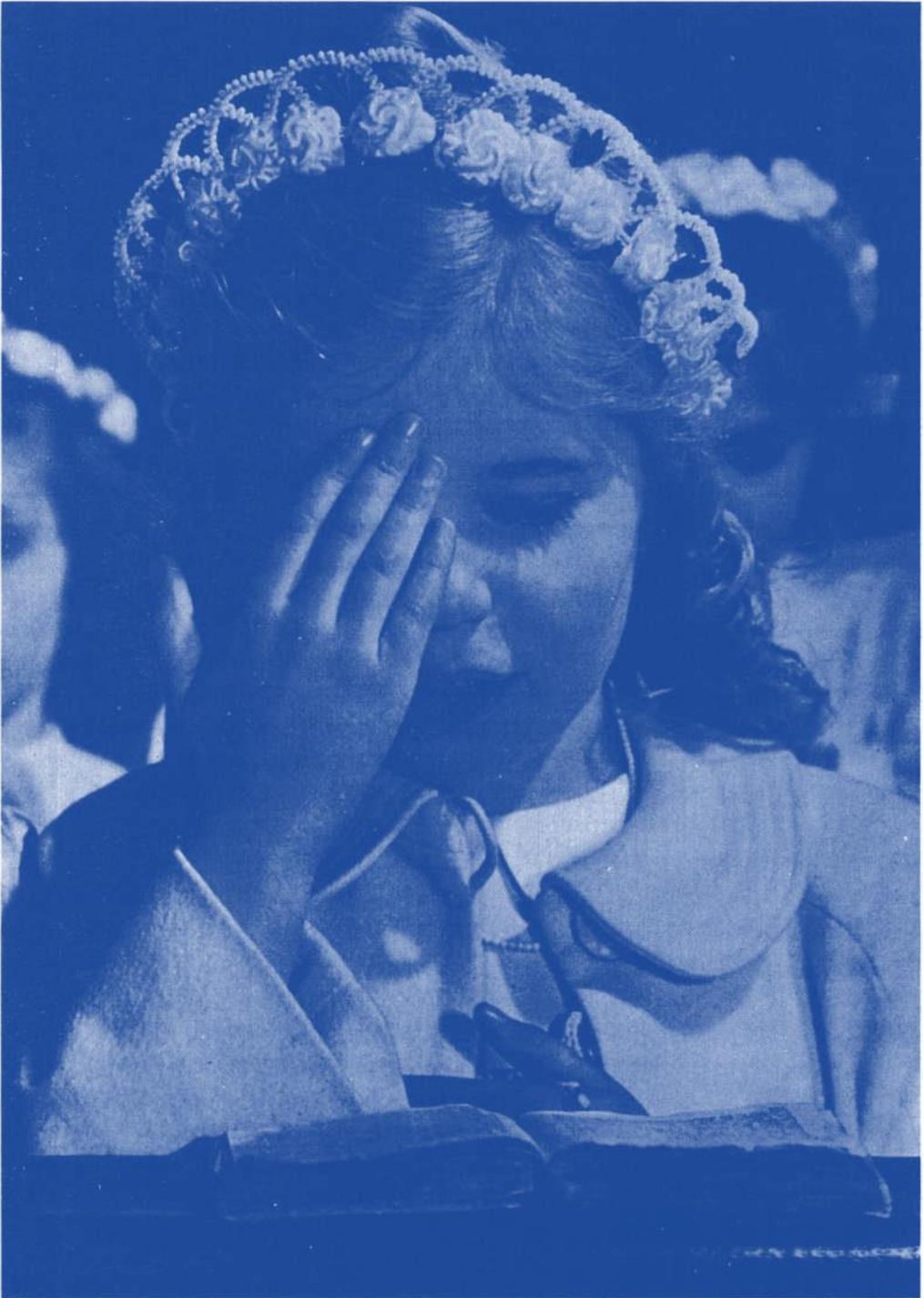


79 ... einer muss uns lehren, und den Weg zeigen.



80-81 Erstkommunion in Höchst. Die Väter vieler dieser Kinder waren Kommunisten und gleichzeitig Katholiken. So lebten sie und ihre Kinder unter Hitler in doppelter Gefahr.





82-83 Auf diesen beiden Seiten sieht man die Zukunft Deutschlands. Junge Körper, junge Herzen, junge Geister. Aber allein werden sie es nicht schaffen.





84 Jeder Junge möchte seinen Vater nachahmen, zum Beispiel eine Aktenmappe tragen, wie es alle deutschen Bourgeois taten. Die Väter dieser Jungen haben ihre Söhne im Stich gelassen, wie sie sich und die Welt betrogen haben. Der Platz, wo sie stehen sollten, ist leer. Wohin gehen diese Jungen, wer wird ihr Vorbild sein?

13. Kapitel

WARTEN AUF DIE NEUEN ANLEIHEN

«Hier an der Ruhr hat es eine Menge von Täuschungsmanövern gegeben», berichtete einer der Spürnasen der Kontrollrat-Gruppe eines Morgens beim Frühstück. «Die Familien der Grossen haben alle ihre Deckmäntel und ihre Strohmänner und sind absolute Meister im Verstecken ihrer Vermögen. Die Besitzverhältnisse sind so verwickelt, wie ein Knäuel ohne Ende.»

Jahrelang hatten die Deutschen ihre Kontenführung mit deutscher Gründlichkeit verschleiert, sie hofften, dass sich niemand in dem Wirrwarrzurechtfinden würde, sollte es je zu einer internationalen Revision kommen. Zu diesem Zweck war die Fahndungskommission (Finance Investigation Unit) ins Ruhrgebiet gekommen. Einfach nur herauszufinden, wem was gehörte, erforderte schon globale Detektivarbeit, denn die Deutschen hatten in den neutralen Ländern fiktive Niederlassungen errichtet, die die Absicht der Deutschen fast erfüllt hätten. Hinter dem komplizierten Netz von Holding-Gesellschaften stand nur eine Handvoll Familien, die Krupps, die Tengelmanns, die Haniels, die Flicks – kaum mehr als ein Dutzend standen auf der Liste. Der Besitzstand dieser Schlüssel-Familien bildete einen dicken Filz, der vom Bergwerk bis zum Fertigprodukt, bis zu Gebrauchsgütern, Verkehrsbetrieben und Banken alles enthielt. Ihre Interessen reichten weit über die Grenzen Deutschlands bis in die meisten Länder der übrigen Welt. Zum Beispiel fanden die Spürhunde vom ‚Hügel‘ heraus, dass eine Essener Aktiengesellschaft in Wirklichkeit einer anderen Aktiengesellschaft in Bayern gehörte. Von dort führten die Spuren über eine Gesellschaft in Schweden, eine weitere in Rumänien und schliesslich witterten sie noch ei-

ne Beteiligung im fernen Südamerika. Nach diesen Sprüngen über die Weltmeere tauchte die Aktiengesellschaft dann als persönlicher Besitz des Industriellen Flick oder eines anderen Stahl-Magnaten in Essen wieder auf.

Die Aufgabe der Finanzabteilung des Alliierten Kontrollrats bestand darin, die Akten einzusammeln, die Topleute zu verhören und herauszufinden, wie die Besitzverhältnisse verteilt waren. Die Prüfer kamen aus Banken, Anlagefirmen und dem Justiz-Ministerium. Wie bei den Wissenschaftlern waren ein paar von ihnen Zivilisten, die bei der Armee akkreditiert waren, und andere waren Offiziere der Alliierten Armee, die sich freiwillig für diesen Job gemeldet hatten, weil sie glaubten, dass hier ihre Finanz-Erfahrung am meisten gebraucht würde. Die Sorgfalt und der Weitblick einiger junger Offiziere in dieser Gruppe machten mir grossen Eindruck. Ein paar dieser Männer hatten sich aus der starken patriotischen Überzeugung heraus gemeldet, dass es zur Sicherung des Friedens in der Zukunft vor allem wichtig war, diese verdeckten Besitzverhältnisse mit ihrem kriegsträchtigen Potential freizulegen. Ihre Empfehlungen waren meist glänzend, gingen aber oft in Verwirrung unter oder trafen höheren Orts sogar auf bewusste Obstruktion.

Nach dem Ersten Weltkrieg hatte niemand versucht, das heimliche Vermögen des Deutschen Reichs aufzudecken oder daran gedacht, die deutsche Industrie zu verschrotten. Abgesehen vom Westufer des Rheins und dem Saargebiet blieb Deutschland unbesetzt. Schwarzseher, die Mitte der Dreissiger Jahre auf die Gefahren von Deutschlands Wiederaufbau und Wiederbewaffnung hinwiesen, stiessen meist auf Skepsis oder wurden des Chauvinismus beschuldigt. Deutschland konnte doch gar nicht wieder aufrüsten, argumentierte man. Es besass keinerlei Devisen, um die nötigen Rohstoffe zu kaufen. Aber deutsche Lizenzen und Patente brachten ausländisches Geld und durch Verrechnung und Tausch entstanden günstige Bilanzen. Die Tatsache, dass Deutschland am Vermögen ausländischer Gesellschaften beteiligt war, übersah man. Und jetzt, nachdem wir den Zweiten Weltkrieg gewonnen hatten, bestand die Gefahr, dass wir sie wieder ignorieren würden.

Die Industriellen des Reichs durften sich vom Aufstieg eines Führers mit erklärten expansionistischen Zielen einen grossen Gewinn versprechen, allerdings machte Hitler sich zum Schluss aus dem Staub. Viele deutsche Grossindustrielle hatten es ohnehin nicht für nötig befunden, Nazis zu werden, d.h. in die Partei einzutreten, und

heute erklärten diese Leute jedem, der es hören wollte, ganz genau, dass sie nie eine Mitgliedsnummer besaßen.

Wenn man das finanzielle Netz der Ruhr gründlich prüft, kommt man zu dem beunruhigenden Schluss, dass wir in Amerika und England mitgeholfen haben, den Zweiten Weltkrieg zu finanzieren. Nach dem Ersten Weltkrieg gründeten unabhängige deutsche Stahl-Produzenten die Vereinigten Stahlwerke, eine Organisation zu dem Zweck, ein riesiges gemeinschaftliches Vermögen zu bilden, das als Sicherheit für Anleihen im Ausland dienen konnte. Durch Banken und Investment-Trusts liehen England und Amerika diesem Konzern Geld für den Wiederaufbau der deutschen Industrie. Den Vereinigten Stahlwerken und anderen deutschen Unternehmen liehen wir in Papieren und Bargeld fast doppelt so viel, als Deutschland uns an Reparationen gezahlt hatte.

Nach dem letzten Krieg hatten die Krupps üppig abgesahnt und hofften, dass es diesmal wieder so würde. Vor allem Dr. Bernhardt Jansen, einer der Krupp-Direktoren, machte mir das deutlich klar. Dr. Jansen hatte ein Haus in Werden, nicht weit von der Villa Hügel. Als ich ihn auf suchte, fing er sofort an, vom Geld zu sprechen, sein massiges, dickliches Gesicht faltete sich zu einem Ausdruck fast albernen Eifers.

«Wir warten gespannt auf Kontakt mit den Freunden, gegen die wir nie Krieg geführt haben», sagte er.

«Haben Sie schon etwas erreicht?» fragte ich.

«Wir können nur hoffen», meinte er und sagte mir dann, nach dem letzten Weltkrieg habe Krupp eine Anleihe von zwanzig Millionen Dollar durch Goldman Sachs bekommen.

«Die könnten wir jetzt auch gebrauchen», sagte er spassend. «Wenn wir bloss mit ein paar dieser Leute oder mit ein paar richtigen Geschäftsleuten bei den Londoner Banken sprechen könnten, wäre jetzt alles viel einfacher.»

Dr. Jansen bat seine Frau, mir Tee zu machen – von dem guten Tee, von dem sie immer noch ein bisschen hatten und den sie sonst nur sonntags tranken. Während der Tee zog, erklärte er mir weiter, wie ,absolut unbeliebte der Krieg in Deutschland wirklich war. «Durch diesen Krieg haben wir viele unserer alten Kunden verloren», sagte Dr. Jansen.

Als wir beim Tee sassen, erfuhr ich viel darüber, wie Dr. Jansen versucht hatte, den Juden zu helfen. Einige Juden und Halbjuden hatten zum Aufsichtsrat der Krupp-Werke gehört. «Ich habe versucht, diese Leute so lange wie möglich in ihren Stellun-

gen zu halten», sagte Dr. Jansen, «bis die Partei es verbot.» Der Erfinder des rostfreien Stahls war Jude und ebenso der Auslands-Vertreter von Krupp.

«Er lebt heute in Schweden. 1935 konnte ich ihm helfen, sein ganzes Kapital nach Schweden zu bringen», sagte Dr. Jansen, «natürlich abzüglich des Drittels an Steuern.»

Ich freute mich, dass Dr. Jansen einen Juden gerettet hatte. Es faszinierte mich auch, dass sich der Krupp-Konzern durch Menschenfreundlichkeit einen Brückenkopf in einem neutralen Land geschaffen hatte. Vielleicht war ich zynisch und ungerecht, aber auf meinen Fahrten durch Deutschland hatte ich kaum minderbemittelte Juden gefunden, deren Freunde sie hätten retten können. Ich dachte an jene andern, leblos und nackt auf anonymen Leichenhaufen, die keine Freunde in Aufsichtsräten hatten und kein Vermögen, das sie nach Schweden hätten schaffen können.

Nach dieser interessanten Unterhaltung mit Dr. Jansen fuhr ich nach Düsseldorf zu Dr. Rohland, dem technischen Direktor der Vereinigten Stahlwerke. Ausserhalb Deutschlands war der Name Walter Rohland kaum bekannt. Das kam daher, dass sein kometenhafter Aufstieg durch die persönliche Gunst Hitlers gleich nach Kriegsbeginn anfang. Hitler machte ihn zum Leiter der Reichsvereinigung Eisen, deren Aufgabe es war, die Rüstungsproduktion zu steigern, und er verfügte über solche Machtbefugnisse, dass für die Deutschen in der Industrie sein Name neben dem von Göring stand. Dr. Rohland war der ungekrönte König der deutschen Eisen- und Stahlindustrie. Er organisierte die Rüstungsindustrie, beschaffte Rohstoffe, bestimmte die Produktionsleistung jedes Werks und traf fast alle wesentlichen Entscheidungen für die Waffenherstellung. Wenn ein Werk einen neuen Flügel anbauen wollte oder eine neue Abteilung einrichten, musste erst Dr. Rohland gefragt werden. Wenn Dr. Rohland bestimmte, wie etwas gemacht werden sollte, dann wurde es so gemacht. Seine Stahl-Kollegen fanden ihn egoistisch und von persönlichem Ehrgeiz getrieben. Man hasste und fürchtete ihn – aber man gehorchte.

Diese fürchterliche Kreatur begrüßte mich bei meiner Ankunft mit überschwenglicher Herzlichkeit. Er liebe Amerika, erklärte er mir und habe in Canton, Ohio viele glückliche Tage verlebt. Er sprach ziemlich gut Englisch und lächelte viel. Er schien stark beschäftigt zu sein. Sein Büro summt nur so von Assistenten und Stenotypistinnen. Das wunderte mich etwas, denn in diesem frühen Stadium hatte

niemand der Stahlindustrie so etwas wie grünes Licht gegeben. Er war gerade von einer seiner Reisen zurück, und das wunderte mich noch mehr, denn Benzin und Reisesegenehmigungen waren schwer zu bekommen. Er führte mich in sein Privatbüro und bot mir sofort heißen Kaffee an, wir brauchten nicht einmal zu warten, bis er gemacht war. Er drückte auf einen Knopf und schon kam eine Sekretärin mit Kaffee herein. Auch das fand ich erstaunlich, denn Kaffee war in Deutschland noch rarer als Benzin. Er begann die Unterhaltung in einem derart familiären Ton, dass ich mich gleich wie zu Hause fühlte. Auch Dr. Rohland hatte einen Juden gerettet. Er hatte sogar noch mehr getan: Er war in die Partei eingetreten, um seinen jüdischen Freunden besser helfen zu können. Ausserdem hatte er viele Freunde in England und Amerika, eine solche Menge sogar, dass er mir ein ganzes Bündel vervielfältigter Briefe zeigen konnte, die er mit ihnen gewechselt hatte.

Ich hatte auf dem Gebiet der amerikanischen Werbung und Publicity schon ziemlich viel erlebt, aber eine so umfangreiche Public-Relations-Leistung, wie sie Dr. Walter Rohland für Dr. Rohland erbracht hatte, war mir nur selten untergekommen. Sein Vervielfältigungsbüro muss viel zu tun gehabt haben. Das eindrucksvollste Dokument von all diesem Schrifttum war ein Aufsatz von vier Seiten mit dem Titel ‚Meine persönliche Ansicht über den Krieg‘. Darin kam er zu dem Schluss, dass «der Krieg nur das soziale Wohlergehen der Menschheit zerstört» und betonte sorgfältig, dass die Verantwortung für einen Krieg «nur die politische Führung trifft», niemals die Industriellen.

Aber die Briefe waren noch interessanter. Er hatte eine erstaunliche Zahl kopieren lassen, fast fünfzig. Sie begannen 1936 und endeten erst kurz vor Kriegsausbruch. Sie waren an seine Freunde beim Iron and Steel Institute in London und an verschiedene amerikanische Stahl-Direktoren bei Republic, U.S. Steel, Union Carbon and Carbide und bei anderen Gesellschaften gerichtet. In diesen Briefen schlug Dr. Rohland jede Art von Austausch vor: Austausch von Wissenschaftlern, Austausch von Stahlarbeiter-Gruppen, Austausch von Daten über Stahl und sogar den Austausch von Kindern der führenden Industriellen-Familien. Der Zweck dieser Austauschverfahren zwischen Deutschland und England oder Amerika sollte sein, ‚das kulturelle Verständnis zu stärken‘ und ‚eine Brücke zwischen unseren beiden Ländern zu schlagen. Ich fand, er war bei diesem Handel etwas zu eifertig gewesen, vor allem, wenn man bedachte, dass seine Vorschläge bis in die letzten zwei Wochen vor

Kriegsausbruch weitergingen. Ein Vorschlag, noch 1939 gemacht, ging um den Austausch seiner eigenen Kinder gegen die eines Beamten der Union Carbon and Carbide (wo man nicht anbiss, wie ich ergänzen möchte). Ich fragte mich, ob er auf Kultur oder auf Geiseln aus war.

Im Licht späterer Ereignisse bestand Dr. Rohlands Plan zweifellos aus einem stufenweisen Programm, ausländisches Misstrauen einzulullen. Dr. Rohlands Stimme war eine von vielen, und seine erreichte ein wichtiges Publikum: Die britischen Stahlproduzenten. Der Plan war, den Lärm, unter dem Stahlblöcke zu Kanonenrohren gehämmert und Stahlbleche zu Panzerplatten gewalzt wurden, mit Phrasen von Völkerfreundschaft zu übertönen. Als das Beschwichtigungs-Quartett Chamberlain, Hitler, Daladier und Mussolini in München zu seinem historischen Auftrag zusammentrat, ein demokratisches Land zu zerteilen, liess Dr. Rohland die Post keineswegs ruhen. Er schickte Glückwunsch-Telegramme an seine englischen Stahl-Freunde, jedermann könne froh sein, dass «die vier grossen Staatsmänner von München gemeinsam den Frieden in Europa für viele Generationen gerettet» hätten. Und falls seine Freunde vom Iron and Steel Institute das nicht begriffen haben sollten, schickte er Briefe hinterher, in denen er wiederholte, «München (habe) so gute Resultate gebracht... , dass der Frieden für Generationen gerettet sei». Bei seinem Weitblick über Generationen hinweg war er sozusagen noch ‚Münchenerischer‘ als München, dort war nur vom ‚Frieden in unserer Zeit‘ die Rede gewesen. Auch die Antworten auf seine Werbeschriften waren lesenswert. Einer seiner britischen Stahlfreunde dankte ihm für sein ‚liebenswertes Telegramm‘ und schrieb: «Ich muss Ihnen ein paar Zeilen schreiben, um Ihnen zu sagen, wie sehr wir uns mit Ihnen über dieses glückliche Ende der vergangenen dunklen Zeit der Sorge freuen.»

Dr. Rohland schrieb fleissig und volltönend weiter von internationaler Freundschaft, aber gleichzeitig muss er noch fleissiger dafür gesorgt haben, dass sein Stahl durch die Rüstungsfabriken und Flugzeugwerke floss. Seine führende Position bei den Vereinigten Stahlwerken gab ihm Einblick in die Kriegspläne seines Landes.

Je näher der Beginn des Zweiten Weltkriegs kam, desto fieberhafter und herzlicher wurde seine Korrespondenz mit dem Iron and Steel Institute in London. Bis zum letzten Tag des Friedens schmiedete er Pläne, seine englischen Freunde zu besuchen. Seine Briefe enthielten Nachschriften von Frau Rohland an die Gattinnen, mit Grüs-

sen und freundlicher Erwähnung gegenseitiger Gastfreundschaft in der Vergangenheit. Der letzte Brief des Ordners, der am 22. August 1939 vom Iron and Steel Institute kam, enthielt ein paar Zeilen, die Dr. Rohland und seine Kollegen lieber genau hätten lesen sollen.

«In den nächsten Wochen wird viel passieren», schrieb der Sekretär des Instituts, K. Headlam-Morley. «Sie werden dieses Land genügend kennen, um zu wissen, dass wir nicht zögern werden, unsere Verpflichtungen unseren Verbündeten gegenüber zu erfüllen, was es auch kosten mag, und dass wir die Notwendigkeit zwar bedauern, das Resultat aber nicht fürchten würden. Wir fragen uns allerdings manchmal, ob das alle Seiten völlig begriffen haben.» Nach den üblichen, herzlichen Versicherungen der persönlichen Freundschaft schloss der Brief mit einer angedeuteten Warnung. «Es ist wichtig, sich klar zu machen, dass wir alle entschlossen sind, alle Verpflichtungen absolut einzuhalten, die wir mit offenen Augen eingegangen sind. Ein Bluff kann zu weit gehen...»

Dass der Bluff zu weit gegangen war, überzeugte mich ein einziger Blick aus Dr. Rohlands Fenster auf die Ruinen von Düsseldorf. Mir schien, dass auch Dr. Rohland zu weit gegangen war. Ich fand, dass er bei seinen verzweifelten Bemühungen, einen glänzenden Appell seiner alliierten Freunde abzuhalten, zumindest einen Brief zu viel hatte kopieren lassen.

«Für wen sind diese Kopien gemacht worden?» fragte ich.

Dr. Rohland beantwortete meine Frage nicht direkt, er deutete nur an, dass er hoffe, sie würden auf Offiziere der Militärregierung und andere amerikanische oder britische Offiziere, die ihn besuchen würden, einen guten Eindruck machen. (Vielleicht taten sie das wirklich, denn nachdem seine Haupt-Untergebenen bereits zu Beginn der Besetzung festgenommen worden waren, blieb Dr. Rohland noch ein halbes Jahr in Freiheit.)

Als ich aufstand, um mich zu verabschieden, wirkte Dr. Rohlands Gesicht unter dem Dauerlächeln, das er ihm aufzuzwingen versuchte, etwas erschöpft. Einen Augenblick blieb das Lächeln aus, und ich sah den wirklichen Dr. Rohland vor mir. Sein Ausdruck zeigte mehr als Besorgnis – es war Furcht, glaube ich.

14. Kapitel

ALLES KAPUTT

«Das waren noch herrliche Zeiten», sagte Herr Schuppener, «aber seit 1912 ist alles immer weiter bergab gegangen.»

Herr Hermann Schuppener war der private Bibliothekar der alten Krupps, der Gustav von Bohlens, die jetzt in ihrem Salzburger Gästehaus im Süden sassen. Das Jahr 1912, an das er sich mit soviel Nostalgie erinnerte, war das Jahr des grossen Krupp-Turniers. Alle älteren Einwohner von Essen und Düsseldorf und all die älteren Krupp-Angestellten erinnerten sich genauso lebhaft daran. Die Vorbereitungen für das Schauspiel dauerten ein ganzes Jahr, es war zur Feier des hundertsten Jahrestags der Gründung der Krupp Guss-Stahlwerke geplant.

Zwölf Monate waren Düsseldorfer Künstler damit beschäftigt, Kostüme dafür zu entwerfen. Krupp-Angestellte mussten lernen, in Kettenpanzern auf Pferderücken zu balancieren. Werksarbeiter feilten die metallenen Gelenke dieser Kostüme und passten sie zusammen. Alle Direktoren hatten Hauptrollen und kamen von ihren Waffenproben zu Pferde mit blauen Flecken heim. Der fünfjährige Alfred Krupp sollte ein hermelinverbrämtes Kostüm tragen und sein Pony einen vergoldeten Sattel. Die letzte Kostümprobe war ein aufregendes Ereignis, an dem massenhaft gewöhnliche Bürger teilnahmen, die am nächsten Tag – für den Kaiser Wilhelm, der Reichskanzler, verschiedene europäische Könige und alle Admiräle und Generäle Deutschlands erwartet wurden, – keine so gute Sicht mehr haben würden.

«Leider konnte ich diesen grossartigen Anblick selbst nicht erleben», erzählte Herr Schuppener wehmütig, «es gab so viele Briefe, Botschaften und die ganzen Glückwunschtelegramme. Und die vielen Geschenke – und das alles musste aufgenommen und katalogisiert werden.»

Das Schauspiel stellte die Geburt der Krupp-Werke in der Szenerie kaiserlichen Glanzes dar. Nicht genug damit, dass sich ein Kaiser unter dem geladenen Publikum befand, verlangten die Krupps auch einen im Ensemble. Um der Gründung des Werks noch mehr Bedeutung zu geben, verlegten die Krupps ihre Anfänge dreihundert Jahre zurück. Offenbar hatte Kaiser Maximilian I. im sechzehnten Jahrhundert bereits Visionen einer Zukunft von Krupp gehabt. Diese Vision ereignete sich etwas unvermittelt mitten in einem Turnier, das Ritter (d.h. schwitzende Krupp-Direktoren und Mitglieder des Aufsichtsrats) vor den Damen (Big Bertha und auserwählten Freundinnen) austrugen. Der Kaiser verfiel in Trance und sah, dass es eines Tages eine grosse Rüstungsfabrik geben würde, die Kanonen für noch ungeborene Generationen bauen werde.

Leider ging etwas schief. Was geschah, war zeitlich so unglücklich und unpassend wie möglich. Am Morgen vor dem Turnier, nachdem Kaiser, Könige und Admiräle angekommen waren und Herr Gustav Krupp ihnen eben im Verwaltungsgebäude des Werks eine Begrüssungs-Ansprache hielt, kam die Nachricht von einem schrecklichen Unfall. In den Gruben hatte sich eine Explosion ereignet, 240 Männer waren getötet worden. Die Festlichkeiten mussten abgesagt werden.

In späteren Jahren waren die Krupps entweder schlauer oder feinfühlicher geworden, jedenfalls mochten sie vom Turnier nicht mehr viel hören. Ein Angestellter, der scherzhaft darüber geschrieben hatte, wurde entlassen und ein Buch mit ein paar schwatzhaften Passagen wurde aus dem Vertrieb gezogen und alle auffindbaren Exemplare aufgegriffen und beschlagnahmt.

Unsere Gruppe von wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Spürnasen fühlte sich in der Villa Hügel sehr wohl. Nachdem wir Wilhelminas ausgezeichnete Eiscrème von goldenen Eiscrème-Löffeln gegessen und den guten Mosel oder Niersteiner gegossen hatten, den Herr Dohrmann für uns im Keller aussuchte, formierten wir uns für das abendliche Ritual: Die Blumen-Parade. Wahrscheinlich werde ich nie mehr so viele Finanzleute Blumen pflücken sehen. Die Zusammensetzung unserer Gruppe war jeden Abend anders, je nachdem, ob wir Neuankömmlinge hatten, aber es gab drei ständige Blumen-Pflücker in den herrlichen Krupp-Gärten, alle jung und hervorragende Kartell-Schnüffler: Major Ernst Ophuls, ehemals Vizepräsident der Bank of America in San Francisco, Major James MacQuade, ehemaliger CPA (Certified Pu-

blic Accountant) = amtlich zugelassener Wirtschaftsprüfer der Stadt London und Jim Martin, früher Professor am St. John's College und jetzt beim US-Justizministerium.

Blumenpflücken hin oder her, wir waren entzückt an dem Tag, als wir erfuhren, dass wir Besuch von Feldmarschall Montgomery und vier Generälen bekommen würden. Der Feldmarschall kam nach Essen, um die Ruinen der Krupp-Werke zu besichtigen und würde danach zum Tee in die Villa kommen. Für Major Messer, den tüchtigen und umsichtigen Verwalter der Villa Hügel, ergab sich ein schwieriges Problem. Ihm war klar, dass manche Gäste einen stimulierenderen Drink dem Tee vorgezogen hätten, aber die Enthaltbarkeit des Feldmarschalls in Bezug auf Alkohol und Tabak waren nur allzu bekannt. Der Major entschied, dass niemand während des Tees rauchen dürfe, und dass Wein gereicht werden solle, aber nichts Stärkeres. Es würde einen Jahrhundertwein geben, ausgesucht von Herrn Dohrmann, Schokoladenkuchen von Wilhelmina und Blumenarrangements von Bourke-White.

Am Mittag des grossen Tages wurde der Feldmarschall vor dem Essener Hof von einer Fahnenwache der 507. Fallschirmjäger-Division begrüsst, geführt von Oberst Edson Raff. Oberst Raff war ein bemerkenswerter junger Offizier, der seine lange Reihe von Einsätzen mit seinen Männern in Tunesien begonnen hatte (nach dem, was ich gehört habe, war das der erste Fallschirmjäger-Einsatz der Alliierten an der Front) und gleichzeitig Autor des Buches ‚I Jumped to Fight‘. Danach begab sich der Feldmarschall zur berühmtesten Krupp-Ruine, der Kanonen-Giesserei, wo mitten unter einem eingefallenen Dach ein paar der grössten Kanonenrohre der Welt lagen. Mit besonderem Interesse betrachtete er eine Mammut-Kanone, die auf zwei Paar Eisenbahnschienen fahren und Geschosse mit einer ungeheuren Durchschlagskraft abfeuern sollte – sie konnten ein Minimum von fünfundzwanzig Metern Fels oder fünf Metern Festungsbeton durchdringen. Wenn diese Kanone fertiggestellt worden wäre, hätte sie eine Zwillingsschwester der historischen Kanone in der Schlacht von Sebastopol werden können. (Die Kanone von Sebastopol hatte man im Winter 1940/41 zu bauen angefangen, genau ein halbes Jahr vor dem deutschen Angriff auf die Sowjetunion, sie war ausdrücklich für die Befestigungen von Sebastopol geplant gewesen.) Der Feldmarschall kletterte über einen Stoss grosser Rohre, die für einen neuen Supertank bestimmt gewesen waren, der glücklicherweise nicht fertig war, als es auf Supertanks hätte ankommen können. Natürlich haben die Atombomben die Supertanks überflüssig gemacht, aber als die Deutschen sie im letzten

Kriegsjahr fertigzustellen versuchten, hätten sie eine gewichtige Waffe sein können, wären sie je aufs Schlachtfeld gelangt.

In der Stahlveredelungs-Abteilung bewegte sich Feldmarschall Montgomery zwischen Stößen von Schiffs-Verkleidungen und herumliegenden Stahlblöcken, die darauf warteten, zerschnitten, warmbehandelt und zu Panzerplatten ‚super-gehärtet‘ zu werden. In dieser furchtbar zerstörten Anlage waren fast den ganzen Krieg hindurch monatlich Tausende von Tonnen Stahl veredelt worden, was eine stetige Produktion von fertiggewalzten Schiffsblechen und Panzerplatten bedeutete. Grosse Anstrengungen und Erfindungsgeist waren nötig, um die Arbeiten trotz aller Probleme, die durch die Luftangriffe entstanden, weiter durchzuführen. Schliesslich zerstörte in einer Oktobernacht 1944 ein grosser Nachtangriff das ganze Bewässerungssystem, die Lebensader der Stahlproduktion. Von da an bis zum Kriegsende gab es für die Stahlindustrie der mittleren Ruhr fast nichts mehr zu tun.

Nach der Besichtigung des Werks fuhr der Feldmarschall zur Villa Hügel, wo wir ihm einen grossen Empfang gaben. Er sass zufrieden im Kruppschen Arbeitszimmer, umgeben von seinem einen englischen und drei amerikanischen Generälen, und während sie einen Pfälzer, Jahrgang 1914 schlürften, goss er sich Tee ein und biss herzhaf in Erdnussbutter-Brote und Wilhelminas Kuchen. Von seinen Generälen begleitet, nahm er dann eine Schlossbesichtigung vor und liess sich alles zeigen, von dem schön aufgetakelten Modell der Jacht ‚Germania‘ in ihrem Glaskasten bis zum goldverzierten Badezimmer des Kaisers. Auf dem Rückweg blieb er vor dem Gästebuch in der Halle stehn, um sich einzutragen.

«Was ist heute für ein Datum?», fragte er, während er seinen Namen schrieb.

«Der Dritte, Sir», sagte Major Messer.

Wir amüsierten uns alle, als wir später bemerkten, dass der Feldmarschall, der doch gewohnt sein musste, in genauesten Begriffen zu denken und ganze Armeen im Rahmen komplizierter Pläne zu führen, den 3. Mai hingeschrieben hatte – es war der 3. Juni.

Nachdem diese illustre Gesellschaft abgereist war, erfuhren wir, dass sich Undenkbares ereignet hatte. Seit Wochen wohnten wir in der Villa Hügel, inmitten von Luxus und sämtlichen beweglichen Souvenirs, und nicht ein goldener Eislöffel hatte sich in die Tasche eines Experten oder eines Offiziers oder einfachen Soldaten verirrt. Aber während der Rundtour der Generäle durchs Schloss hatte einer von ihnen,

ein Amerikaner mit zwei Sternen, auf dem Boden von des Kaisers Badezimmer einen kleinen Ziegenfellteppich entdeckt. In Gegenwart von so viel Gleichrangigen konnte er ihn natürlich nicht an sich nehmen. Draussen in der Halle gab er seinem Adjutanten einen Wink, der führte die Anweisung seines Vorgesetzten aus, rollte die kaiserliche Badematte zusammen und trug sie unter dem Arm von dannen.

Die Empörung bei den Airbornes – die 17. Luftlande-Division war für die Verwaltung der Villa Hügel verantwortlich – als diese Neuigkeit sich herumsprach, bezog sich nicht so sehr auf den Vorfall als solchen, sondern auf den Umstand, dass der plündernde General, in ihren Worten, ‚weder Frontstaffel noch Korps‘ war. Nach der Ethik der meisten Soldaten berechtigt der Kampf auch zum Plündern. «Dieser Pfau hat noch nie einen Schuss gehört, ausser bei einer Parade», sagten die Männer.

Kurz nach jener Tea-party war unseres Bleibens in der Villa Hügel nicht länger. Die Amerikaner zogen aus, die Engländer übernahmen das Ruhrgebiet, die Hard Coal Commission übernahm die Villa Hügel und unsere Tage im Krupp-Palast gingen zuende. Die neuen Besatzer hatten viele Veränderungen vor. Alfred Krupp kam ins Gefängnis, er wurde bald in einem Möbelwagen weggebracht und kam in Einzelhaft. Herr Dohrmann wurde noch für eine kurze Zeit zurückbehalten, um für die Neuordnung des Haushalts zu sorgen, das übrige Hauspersonal wurde entlassen.

Auch Major Messer, Biggs und Leutnant Wittig hatten ihre erfolgreiche Verwaltungsarbeit beendet und übergaben die Schlüssel zur Burg an die britische Einheit, die jetzt einzog. Die Untersuchungskommission für verschleierte Vermögen (Hidden Assets) wurde nach Düsseldorf verlegt und man bot mir an, mit dorthin zu gehn.

Wir gingen alle ungerne auseinander. Unsere Gruppe hatte ungewöhnlich gut zusammen gepasst, und die Villa Hügel hatte samt des dunklen Echos einer sterbenden Ära ihren Zauber gehabt.

Am Morgen nach unserer Massen-Abreise fuhr ich zur Villa zurück, weil ich dort ein paar Blitzlichter vergessen hatte. Als die neue Einheit in der vergangenen Nacht eingezogen war, musste eine Art Tornado durch den Palast gefegt sein. Nippes, Bücher, Teller, Grammophonplatten – alles, was nicht niet- und nagelfest gewesen war, war geplündert. Ich weiss wirklich nicht, weshalb es in unserer Gruppe so einen starken Begriff von Ganovenehre gab und bei den Neuankömmlingen nicht. Als wir

in diese gastfreundliche Umgebung kamen, dankbar nach den letzten Strapazen des Krieges und unter der Leitung verantwortungsbewusster Offiziere, wurden wir wohl alle reifer und wieder zu zivilisierten menschlichen Wesen. Wir waren alle stolz auf diesen Ruf, der bis auf den Zwischenfall mit dem Ziegenfell des Generals fleckenlos geblieben war.

Herr Dohrmann kam heraus, um sich von mir zu verabschieden. Sonst immer so ausgeglichen, war er diesmal schrecklich aufgeregt. Er hatte gerade die Schlafzimmer inspiziert. Man erwartete an diesem Tag zwei britische Brigade-Generäle und er hatte des Kaisers Suite für den einen und die von Herrn Krupp für den andern vorbereitet. Nur fünfzehn Minuten hatte er den Rücken gekehrt, schon waren Seife- und Handtücher aus den Badezimmern verschwunden und auf den Betten keine Leintücher mehr. Für Herrn Dohrmann brach eine ganze Welt zusammen, und er wusste es genau. Für ihn war der Diebstahl von Seife und Handtüchern dasselbe wie die Atomspaltung für die Kruppschen Kanonenschmiede. Die Krupp-Dynastie und der Krupp-Haushofmeister waren gemeinsam am Ende ihres Weges angekommen. Da stand er, eine magere und ältliche Gestalt unter dem grossen steinernen Portal und rang die dürren Hände. Während ich in den Jeep kletterte, hörte ich ihn immer wieder sagen: «Alles kaputt! Alles kaputt!

15. Kapitel

HEIMAT IST, WO DEIN HERZ SCHLÄGT

Der Mann aus Missouri war sehr nervös. Er rannte mir auf dem Korridor nach, als er sah, wie ich aus dem Büro des französischen Direktors der Röchling-Stahlwerke in Saarbrücken herauskam. Sein starker deutscher Akzent machte sein Englisch schwer verständlich, zwischen seinen Augenbrauen standen tiefe Sorgenfalten. Er wollte mir gleich seinen amerikanischen Pass zeigen und während er mit der linken Hand in der Tasche danach suchte, gelang es ihm irgendwie, mir die Hand mit seiner rechten zu schütteln. Er bewegte sie wie einen Pumpenschwengel, bis ich dachte, ich würde mich nie wieder aus ihrem feuchten Griff befreien können.

«Ich brauche ihnen doch bloss zu sagen, dass ich durch die Kriegsergebnisse festgehalten worden bin, nicht?»

Ich wusste nicht recht, was er meinte, und er beeilte sich mit der Erklärung: «Die Militärregierung wollte mir sagen, meine Staatsangehörigkeit sei erloschen. An sich muss man ja alle zwei Jahre nach Amerika zurückgehn, damit der Pass gültig bleibt. Aber ich habe ihnen gesagt: Nein, es war mir nicht möglich, zurückzugehn.»

Inzwischen hatte ich meine Hand befreien können und warf einen Blick auf seinen Pass. Er war Eugene Pracht aus St. Genevieve, Missouri, ein naturalisierter amerikanischer Bürger, der mit seiner Frau, ebenfalls naturalisierte Amerikanerin, und seinem Sohn, der in St. Louis geboren war, ins Vaterland zurückgekommen war. Sein Spezialgebiet sei Kalk, sagte mir Mr. Pracht. Er war einer der Direktoren der Lime and Quarry Corporation in St. Genevieve gewesen und hatte auch in der Konstruktionsabteilung von Babcock and Wilcox in Ohio gearbeitet und Boiler entwor-

fen. Nachdem er dann mit seiner Familie nach Deutschland gereist war, «überraschte ihn der Krieg und hinderte ihn an der Heimreise».

Wie andere bedeutendere Gestalten der deutschen Industrie hatte auch Mr. Pracht sein Werbematerial zur Hand. Er besass photokopierte Exemplare einer Lobhudelei, die vor sieben Jahren in einem Zement-und-Kalk-Magazin namens ‚Rock Products‘ über ihn erschienen war. Anlass war sein Weggang aus St. Genevieve und seine Rückkehr nach Saarbrücken, es war der übliche, schmeichelhafte Abschied: Wie sehr seine Zement-und-Kalk-Freunde ihn vermissen würden, was für ein feiner Kerl er gewesen sei und so weiter.

Während des Krieges hatte Mr. PrachteinenschönenPostengehabt. Sein Job als technischer Experte in Kalk bei den Röchling-Werken hatte sich durch die deutsche Besetzung Frankreichs sehr ausgeweitet, zwischen 1941 und 1944 hatte er eigentlich die meiste Zeit in Frankreich zugebracht. Sein Boss, Herr Holzschuh von den Röchling-Werken, war nämlich Eisen-und-Stahl-Direktor für das östliche Frankreich.

Interessant, dass der französische Industrielle, der damals Assistent von Herrn Holzschuh gewesen war, derselbe französische Direktor war, den man jetzt nach Deutschland geschickt hatte, um die Firma Röchling zu leiten. Und als neuer Direktor von Röchling hatte er seinen alten Boss zu seinem direkten Untergebenen gemacht. So wurde aus dem deutschen Stahl-Direktor während der Besetzung Frankreichs der Assistent des französischen Stahl-Direktors während der Besetzung des Saargebiets. Entsprechend Sieg oder Niederlage ihrer jeweiligen Länder hatten die beiden einfach ihre Positionen ausgewechselt. Nach diesem Austausch arbeiteten Herr Holzschuh und Monsieur Georges Thedrei friedlich weiter zusammen wie zuvor, und Mr. Pracht, der naturalisierte Amerikaner, arbeitete reibungslos mit beiden, wie zuvor.

Ich wollte so viel wie möglich darüber erfahren, wie gut Franzosen und Deutsche zusammengearbeitet hatten, als die Deutschen auf französischem Boden standen. Aus früheren Berichten über französische Zwangsarbeit in Deutschland ging bereits hervor, dass die Deutschen unter all den verschiedenen Nationalitäten bei den Franzosen mit der meisten Hilfe rechnen konnten. Französische Arbeiter wurden von allen Arbeitern am besten ernährt, am besten bezahlt und durften ihren Verdienst durch die Reichsbank nach Hause schicken, ein Privileg, das bei jeder anderen Gruppe von Zwangsarbeitern undenkbar gewesen wäre. Auch befanden sich die Franzosen in ei-

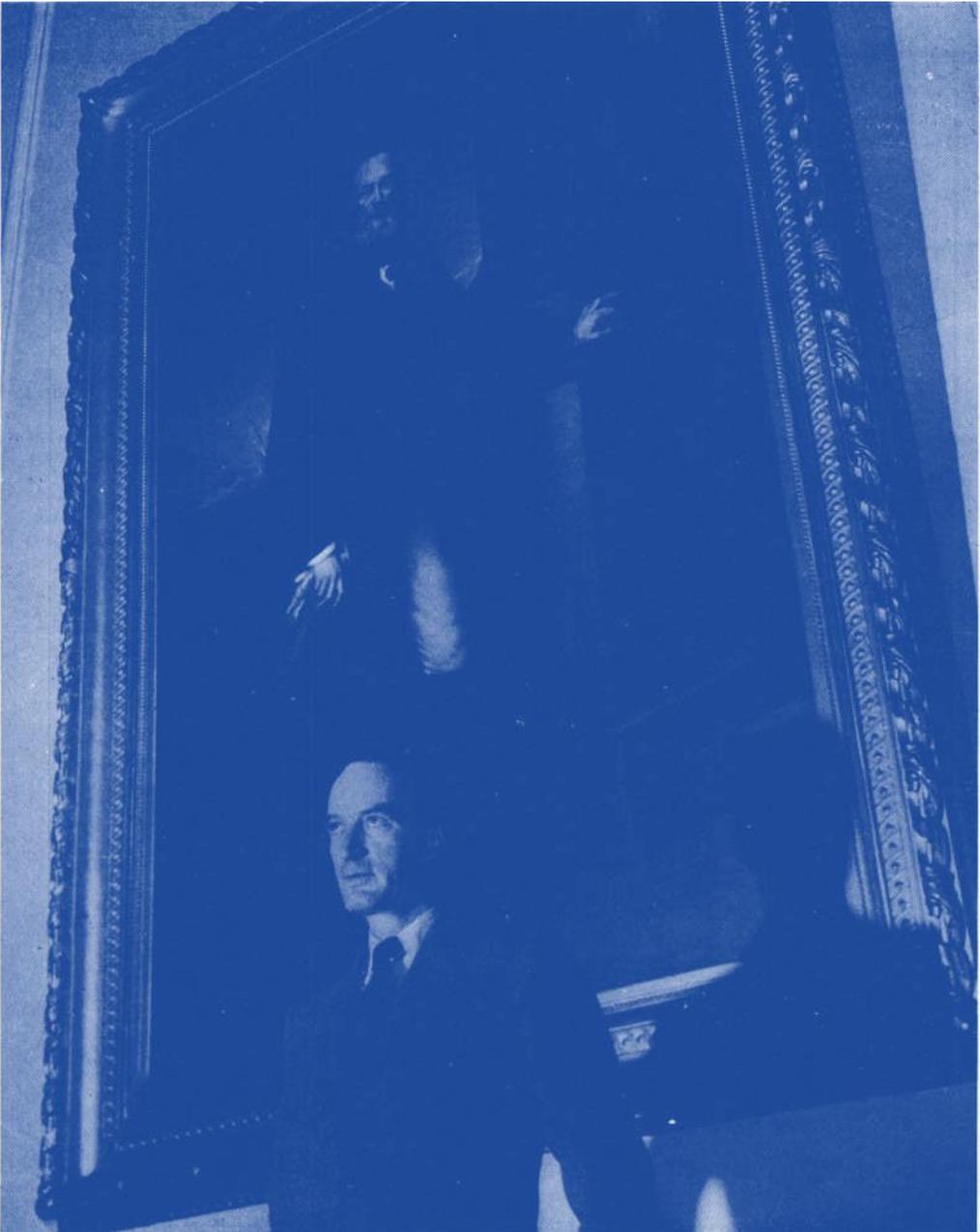
ner besseren Verhandlungsposition. In Essen zum Beispiel hatten sie einen ‚Betriebs-Obmann‘ als Vermittler gegenüber der Arbeitsfront, einen Aufseher, der als ‚Vertrauensmann‘ zwischen den französischen Arbeitern und den Deutschen tätig war. Ich erfuhr von einem dramatischen Fall: Nach einem schlimmen Luftangriff war Feuer ausgebrochen, das einen grossen Teil des Maschinenparks bedrohte. Der Inspektor der Fabrik rannte zum ‚Vertrauensmann‘ und beschaffte sich einen Trupp französischer Kriegsgefangener, die nach den Worten des Deutschen ‚arbeiteten wie die Irren‘ und die Maschinen retteten.

Mr. Pracht mit all seiner Erfahrung im besetzten Frankreich musste eigentlich etwas über die Zusammenarbeit der Franzosen in ihren besetzten Fabriken mit den Deutschen sagen können. «Wir kamen bestens miteinander aus», sagte Mr. Pracht. «Das war echte Zusammenarbeit.» Während der Besetzung Frankreichs durch die Deutschen war Mr. Pracht vor allem in Lothringen eingesetzt gewesen, dort spielte Kalk bei der Erzverhüttung und verschiedenen Stahlverarbeitungs-Prozessen eine wichtige Rolle. «Alle Leute in den Kalkfabriken waren sehr nett», sagte mir Mr. Pracht. «Ich habe ein paar ihrer Öfen verbessert. Ich konnte auch ein paar ihrer Produkte verbessern, und das wussten sie zu schätzen. Sie produzierten gebrannten Kalk für die Stahl-Herstellung, das heisst, für die Erzverarbeitung in Lothringen. Die Menschen im östlichen Frankreich und im westlichen Deutschland müssen zusammenarbeiten.

Während ich mich mit Mr. Pracht unterhielt, kam Herr Holzschuh den Korridor herunter, auch er fing an, mir die Hand zu schütteln, als ob er sie nie mehr loslassen wollte. Allmählich sah ich ein, weshalb die Britische Militärregierung ein Verbot erlassen hatte, Deutschen die Hand zu geben und ich beschloss, mich in Zukunft danach zu richten. Die Hand von Herrn Holzschuh war so trocken wie seine Gesichtshaut: Selten hatte ich ein Gesicht und Backen gesehen, die so von feinen Runzeln überzogen waren. Herr Holzschuh besass zwar nicht das Privileg amerikanischer Staatsbürgerschaft wie Mr. Pracht, aber er sprach besser Englisch und erzählte mir über den Umgang zwischen Deutschen und Franzosen während der Besetzung.

«Techniker verstehen sich immer», sagte er. «Techniker kommen überall gut miteinander aus. Die Kollaboration zwischen deutschen und französischen Ingenieuren in Frankreich war ausgezeichnet.»

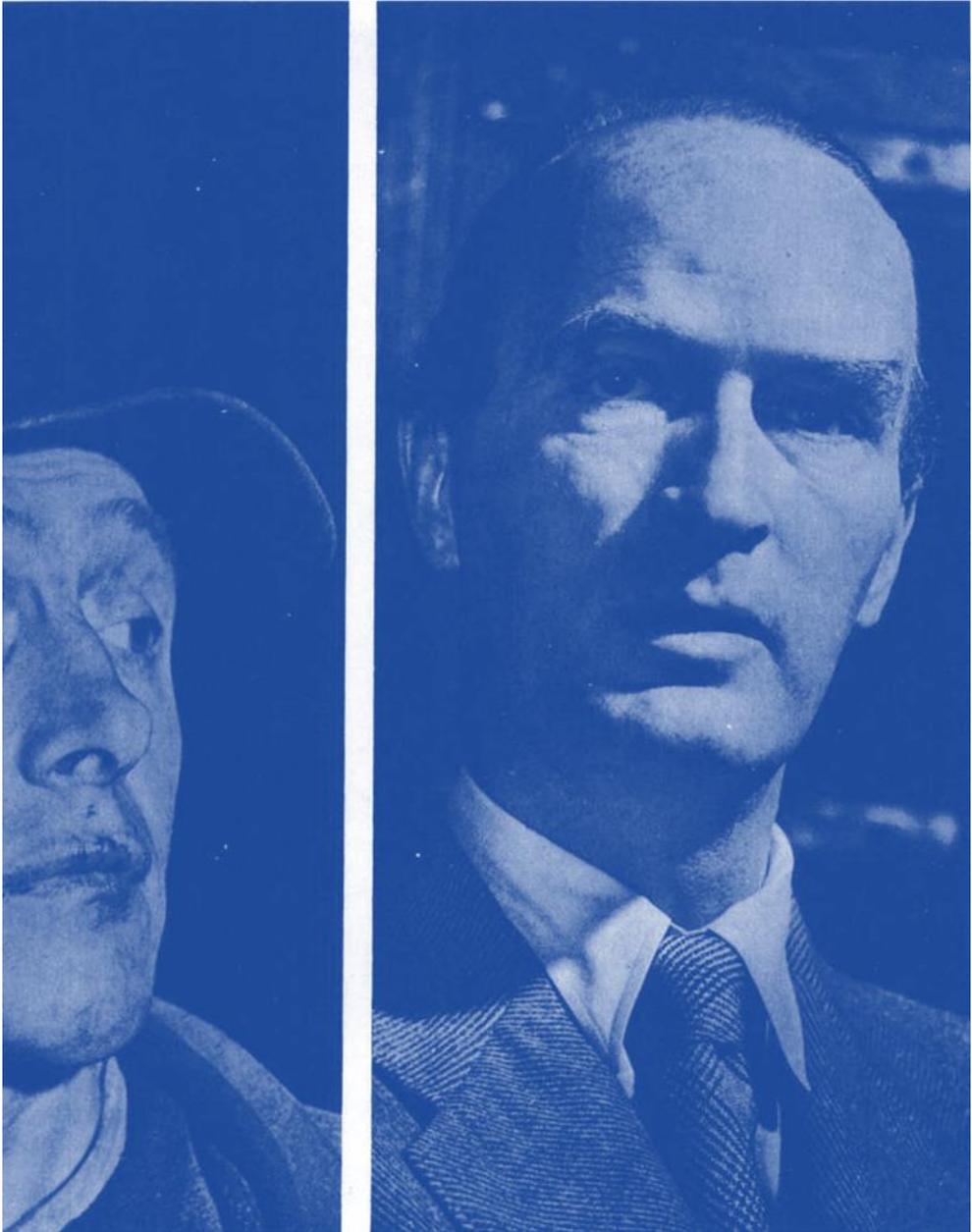
«Ja, wirklich ausgezeichnet», schwatzte Mr. Pracht seinem Boss nach. «Gute Kollaboration – das ist immer das Beste.»



85 Alfred Krupp, Haupt des Krupp-Imperiums, steht vor einem Porträt seines Urgrossvaters, Alfred Krupp. Der junge Krupp bestieg den Krupp-Thron während des Zweiten Weltkriegs. Der ältere Krupp, ein berühmter Kanonschmied, machte die Krupp-Werke zum industriellen Herz und Hirn der deutschen Rüstung.



86 Zwei Essener Stahlarbeiter. Fünf Generationen Krupps haben sie fügsam gemacht.



87 Herr Krupp sagt, das einzig Unangenehme für die Zwangsarbeiter in seinen Fabriken sei gewesen, wenn ihre Baracken bombardiert wurden und abbrannten. Er hatte vor, sofort mit ziviler Produktion weiterzumachen.



88 Feldmarschall Montgomery mit vier Generälen beim Tee im Kruppschen Arbeitszimmer. Das Bild über dem Kaminsims zeigt Krupps Mutter, Bertha.



89 Tänzerinnen von der Düsseldorfer Oper geben im Kruppschen Ballsaal ihr Bestes. Der Major sagte: «Gott, wie lang ist das her, dass ich ein Tambourin gesehen habe.»



90 Villa Hügel, die Residenz der Krupps, entging den Bombenangriffen. Sie hatte den einzigen, erstklassigen Luftschutzkeller in Essen. Schutzräume waren beim Wohlfahrtsprogramm der Krupps irgendwie vergessen worden.



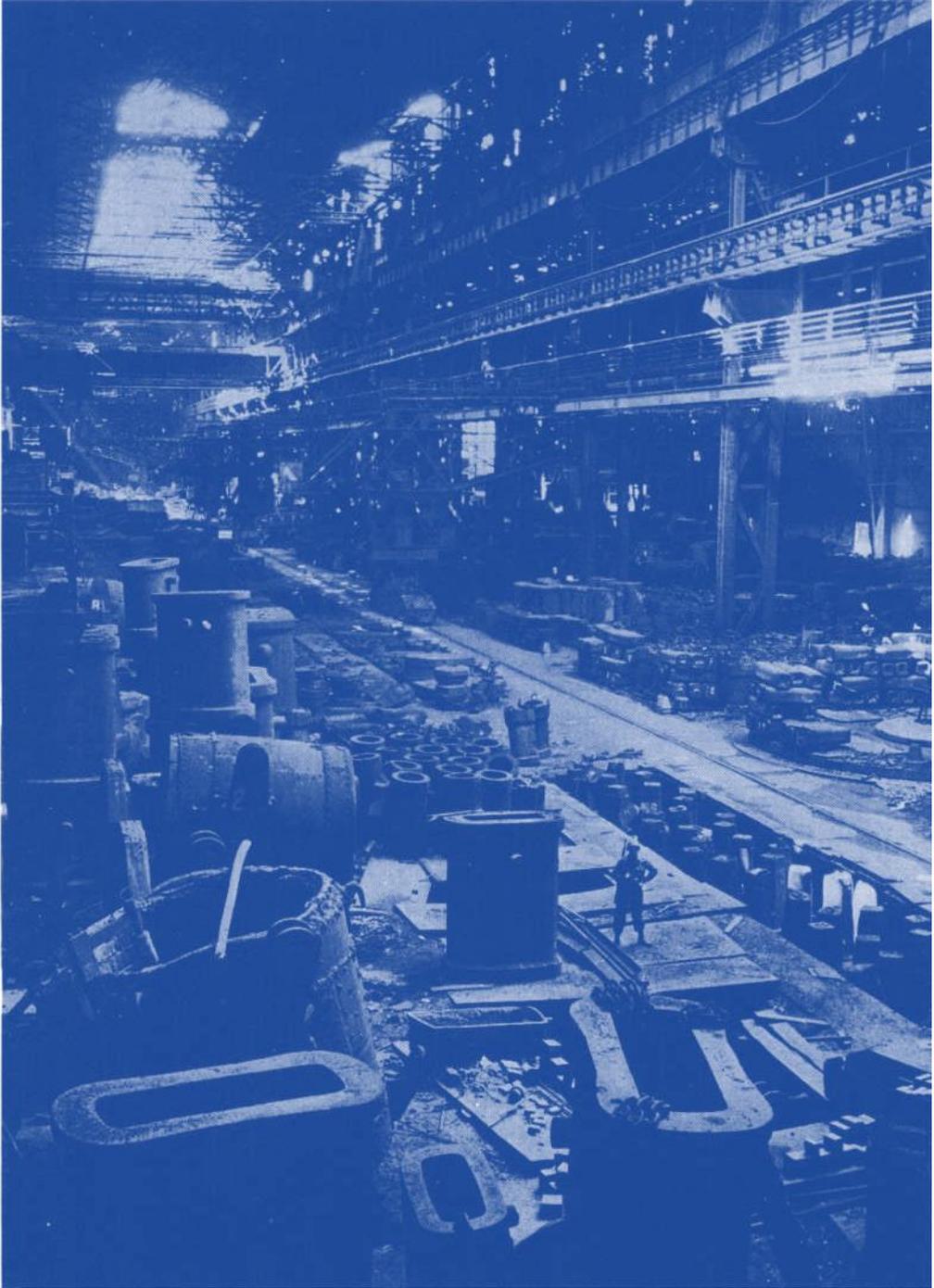
91 Strassenbild



92 Die Ruhr: Kriege, in Berlin geplant, wurden in dem riesigen Industrie-Komplex in diesem verräucherten Tal gegengezeichnet. An der Spitze standen die grossen Familien an der Ruhr, die Krupp, die Stinnes und Tengelmanns. Der Bochumer Ver-



ein – ein Schornstein raucht noch – zeigt eine Teilansicht des Tals. Das Problem ist jetzt, wie man die Ruhr daran hindert, noch einmal Amok zu laufen.



93 Die Kruppleute behaupteten, sie könnten diesen offenen Schmelzraum in drei Tagen wieder in Gang setzen. Er war das modernste Kruppsche Stahlwerk und sie waren ungeheuer darauf aus, es wieder in Betrieb zu nehmen. Man hätte aber nie die Absicht gehabt, Kriegsmaterial herzustellen, sagten sie.



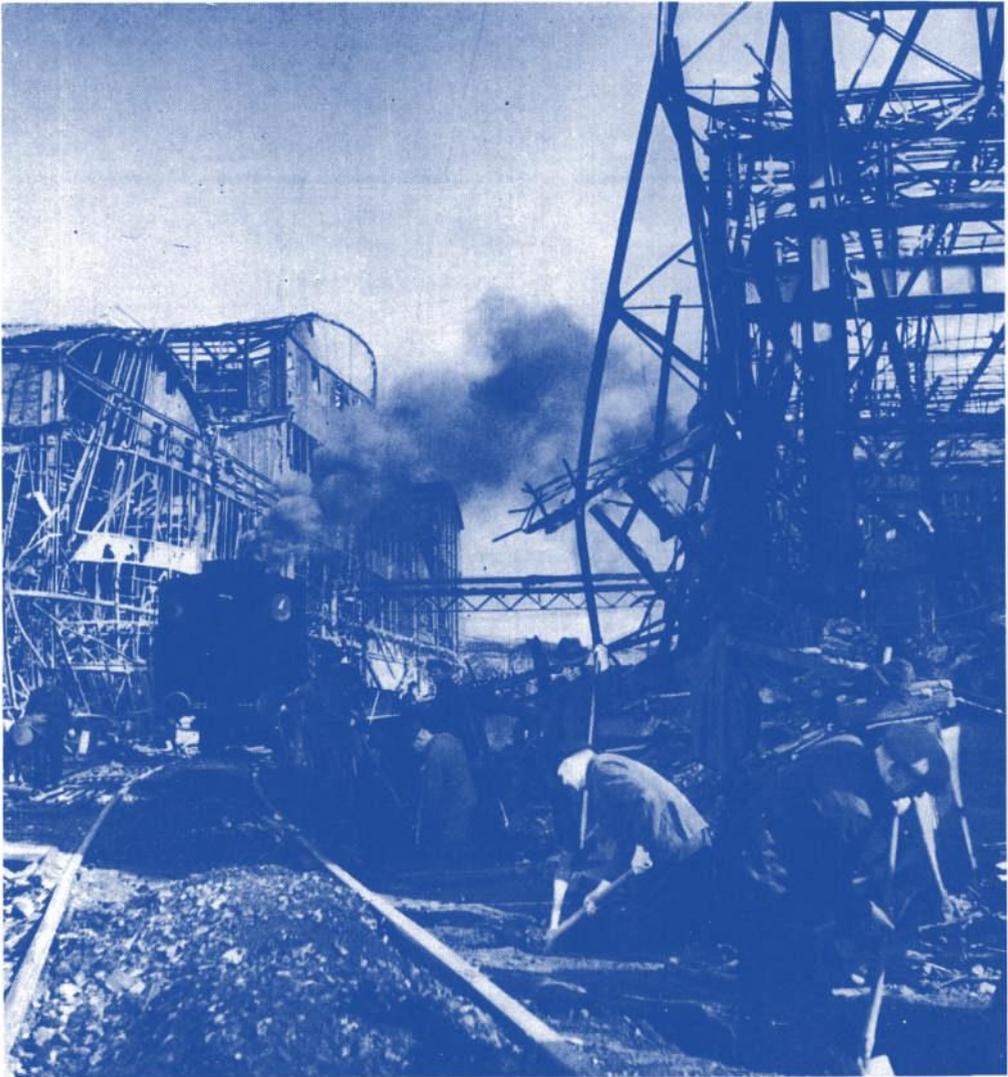
94 Krupp: Überreste von Anlagen zur Veredelung von Panzerplatten. Von diesen sagten sie nicht, dass sie in drei Tagen wieder arbeiten würden.



95 Das Rückgrat der Ruhr ist gebrochen. Fabriken und Städte lagen in Schutt und Asche, zerfetzt, pulverisiert. Nur das Ackerland lag schön und friedlich da, und die Kornfelder dufteten.



96 So sahen die Krupps über ihre Gärten auf die Ruhr. Dort wurde ‚fraternisiert‘ und die Militärpolizei kam in Motorbooten herüber, um einzuschreiten.



97 Eine Arbeitskolonne macht sich an die gigantische Aufgabe, die Kruppwerke aufzuräumen.



98 Von Essen blieben nur Trümmer. Dieses Reiheneckhaus gehörte noch nicht zu den schlimmsten.



99 Feldmarschall Montgomery signiert meine short-snorter Karte, (short-snorter = Mitglied eines inoffiziellen Clubs von Personen, die den Ozean überflogen haben.)
Der Feldmarschall interessierte sich für den Krupp-Palast wie eine Art gütiger Landpfarrer. Er hatte es bereits mit Krupp-Geschützen und Krupp-Panzern zu tun gehabt und gefunden, wie er immer gewusst hatte, dass sie nicht unbesiegbar waren. Das lag schon weit zurück – El Alamein hiess der Ort.

«Sie haben uns überhaupt keine Schwierigkeiten gemacht, die Franzosen», sagte Herr Holzschuh. «Sie haben alles produziert, was wir uns nur wünschen konnten.» Ich wusste, dass diese Medaille eine Kehrseite gehabt haben musste, denn ich erinnerte mich an viele französische Flieger – mit ein paar war ich persönlich befreundet – die mutige französische Untergrundkämpfer gerettet und dort hingebracht hatten, wo sie wieder gegen die Deutschen kämpfen konnten. Auch in der Industrie musste es eine Gegenseite gegeben haben, aber ich konnte natürlich nicht erwarten, von Mr. Pracht oder Herrn Holzschuh etwas darüber zu erfahren.

«Wenn wir höflich und nett zu ihnen waren, kamen wir mit den Franzosen immer gut zurecht», bestätigte Mr. Pracht.

Kein Zweifel, dass Mr. Pracht nach allen Seiten höflich und nett gewesen war, ebenso seine Frau. Das gastfreundliche Paar war zu der ersten Welle von Amerikanern, die das Saargebiet besetzten, so höflich und nett gewesen, dass es sich sofort für sie auszahlte. Während die meisten anderen guten Häuser aus Gründen militärischer Notwendigkeit (die in einem Ort wie Saarbrücken, das noch schlimmer plattgewalzt war als die meisten deutschen Städte, sehr einleuchtend waren) sofort requiriert wurden, behielten die Prachts ihr Zuhause für sich. Als sichtbares Zeichen ihres Erfolgs bei den Behörden stand ein ‚Off Limits‘-Schild in ihrem Vorgarten. Sie hatten Wein im Keller (wirklich ein Wunder) und auf jedem Kaffeetischchen in ihrem gepflegt eingerichteten Wohnzimmer lagen Päckchen mit Chesterfield.

Mrs. Pracht war zwar nicht so lange Amerikanerin gewesen, wie ihr Mann, sprach aber besser Englisch. Sie war übergücklich, eine Amerikanerin zu sein. Sie sehnte sich danach, zu ihren Freunden in den Vereinigten Staaten zurückzukommen und fragte mich, was es da für Möglichkeiten gäbe.

«Glauben Sie wirklich, dass sie nach Amerika zurückkommen?» fragte ich.

«Wir müssen», sagte Mrs. Pracht. «Wir haben unser Haus dort.» «Noch ein Haus?»

«Ich habe Grundbesitz in den Vereinigten Staaten in St. Genevieve, Missouri», sagte Mr. Pracht nicht ohne Stolz. «Für die Dauer des Krieges war alles vermietet. Meine Bank hat das übernommen. Mein Haus brachte vierzig Dollar im Monat. Die Bank sorgte für die Vermietung, für Reparaturen – für alles. Ich habe nie etwas von denen gehört. Die Post geht noch nicht.»

«Es gibt aber andere Wege», sagte Mrs. Pracht.

«Was für Wege?» fragte ich.

«Wir haben einen sehr netten amerikanischen Hauptmann der Schwere Feldartillerie einen Brief mitgegeben», sagte Mrs. Pracht und setzte eilig hinzu: «Ich weiss, das ist verboten, aber er fand Soldaten, die nach Hause fuhren.»

Zweifellos sah Mrs. Pracht sich und ihren Mann bereits wieder in ihren Schaukelstühlen auf der Veranda in St. Genevieve sitzen, ihre Kriegserlebnisse in Deutschland sollten dann nur noch interessanter Gesprächsstoff mit den Nachbarn sein.

«Wie werden denn ihre Freunde in Missouri das alles aufnehmen?» fragte ich.

«Was hätten wir denn tun sollen?» sagte Mrs. Pracht. «Wir haben nie daran gedacht, dass ein Krieg ausbrechen könnte. Wenn Sie nur an die Familie denken, das wäre drüben in Amerika alles viel leichter gewesen. Vor allem hätten wir zusammenbleiben können und nicht all diese Probleme gehabt.»

«Auch nicht die Geschichten mit Walter», ergänzte ihr Mann. «Er ist erst sechzehneinhalb, unser Sohn, und sie wollten ihn schon einziehen. Das war vielleicht mühsam, ihn um den Volkssturm herzubringen!»

«Und dazu noch das Baby», sagte Mrs. Pracht. «Wie hätte ich denn mit so einem kleinen Baby reisen sollen? Was hätten Sie denn gemacht?»

Ich wusste, dass man Leuten wie den Prachts die Rückreise nach Amerika praktisch sehr erleichtert hatte. Nach Kriegsausbruch gab es für sie eine ausgezeichnete Eisenbahnverbindung von Deutschland zu einem Hafen in Italien, wo sie sich einschiffen konnten. Als Italien später selbst im Kriegszustand war, konnten sie mit amerikanischen Maschinen von Berlin nach Portugal fliegen. 1940 hatte das Amerikanische Konsulat naturalisierte Amerikaner deutscher Herkunft aufgefordert, nach Amerika zurückzukehren und sie darauf hingewiesen, sie würden sonst ihre Staatsangehörigkeit verlieren.

Ausserdem wusste ich, dass Deutschland 1938 grosse Anstrengungen gemacht hatte, gebürtige Deutsche heim ins Vaterland zu holen, gleich, ob sie naturalisierte Amerikaner waren oder nicht. Es ging dabei besonders um Techniker und um Studenten, die sich für die Rundfunkpropaganda der deutschen Regierung eigneten. Als die Lage 1938 brenzlich wurde, befahl das Deutsche Konsulat allen Deutschen die Rückkehr, sogar Artisten, die in den Vereinigten Staaten auf Tournee waren. Das war das Jahr des grossen Rückstroms nach Deutschland und die ‚Rück-Einwanderer‘, wie man sie nannte, wurden besonders bevorzugt behandelt und bekamen einen

„Ausweis für Sonder-Erleichterungen“, den sie überall in Deutschland vorzeigen konnten. Ich fand es bezeichnend, dass die Prachts gerade im Jahr 1938 Missouri für das Saarland aufgegeben hatten und mir schien besonders interessant, dass sie den Aufruf des Amerikanischen Konsulats zur Heimkehr nicht befolgt hatten – sie mussten ihn ohne Zweifel bekommen haben. Mrs. Pracht fühlte sich zu einer Erklärung veranlasst, obwohl ich sie gar nicht darum gebeten hatte.

«Als ich meine kleine Tochter im Januar 1940 zum Konsulat brachte, um sie registrieren zu lassen, redeten sie mit mir vom Zurückfahren. Aber ich konnte nicht einsehen, warum wir uns den ganzen Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten aussetzen sollten, wenn wir gar nicht glaubten, dass es zum Krieg käme.»

«Sie haben geglaubt, Deutschland würde siegen», sagte ich.

«Wir dachten daran, dass Amerika den letzten Krieg entschieden hatte», sagte Mrs. Pracht, «und meinten, Hitler würde sich aus einem Krieg heraushalten, an dem Amerika beteiligt wäre.»

«Was hätten Sie getan?» sagte Mrs. Pracht. «Es kam alles so unerwartet. Ich musste doch etwas für den Lebensunterhalt meiner Familie tun».

«Auch gegen Ihre Wahlheimat arbeiten, in einem Krieg?»

«Was konnte ich denn tun?» sagte Mr. Pracht noch einmal. «Als Ingenieur wurde ich ständig dahin und dorthin gerufen. Ich habe nichts getan, als beim Bau von Maschinen für das gewöhnliche Walzen von Stahl und Stahlblöcken zu helfen. Alles für normale Zwecke.»

Mrs. Pracht bot mir dauernd nervös Zigaretten an und merkte dabei nicht einmal, wenn ich noch eine brennend in der Hand hielt. Sie sagte immer wieder, wie sehr sie sich freuen würde, wenn ich bei ihnen übernachten könnte. Ich würde das hübsche Gästezimmer ganz für mich allein haben, und ein Bad sei auch dabei. Ich hatte Gästezimmer und Bad bereits gesehen, und sie waren wirklich sehr hübsch. Das Bad war im selben dunklen Kastanienbraun gekachelt wie die seidenen Steppdecken auf dem Gästebett, die Frottiertücher waren eierschalenfarben mit rotem Monogramm. Mich interessierte aber mehr, beim Thema der Verwendung der Produktion der Stahlwerke zu bleiben, wo Mr. Pracht gearbeitet hatte.

Ja, er wusste, dass aus einem Grossteil des Stahls Munition hergestellt wurde. Aber manchmal machte man auch Konservenbüchsen aus Blech, oder T-Träger, nur für die Bauwirtschaft.

«Wir wussten eigentlich nie, wozu das Zeug verwendet wurde», sagte Mr. Pracht.
«Und denken Sie an die ganze Not, die wir ausgestanden haben», sagte Mrs. Pracht. «Als letztes Jahr im Herbst Saarbrücken bombardiert wurde, war die ganze Stadt zerstört. Und wir sassen im Keller.»

«Und dann die Überwachung durch die Gestapo», sagte Mr. Pracht.

«Sie hatten Mikrophone an langen Stangen und schoben sie vor die Schlafzimerfenster, um mitzuhören, was die Leute sagten.»

Dieses Detail faszinierte mich besonders und als ich weiter nachfragte, erfuhr ich, dass es ein gewisser Trost gewesen war, Papa im Hause zu haben. Papa Kremer, Mr. Prachts Schwiegervater, war erster Beisitzer am Bezirksgericht, Parteimitglied natürlich und unterstand direkt der Staatsanwaltschaft.

«Das muss doch eine Hilfe gewesen sein», sagte ich.

«Wir hatten keine Vorteile, und wir hatten keine Nachteile», sagte Mrs. Pracht. «Ausser der Sache, als sie Walter abholen wollten, liessen sie uns in Ruhe.»

Die Prachts in Ruhe zu lassen war genau das, was auch ich jetzt vorhatte. Es gab zwar im Saarland nicht viele Unterkünfte für die Nacht, aber auf das braunbeige Gästezimmer der Prachts verzichtete ich lieber. Ich steckte meine Hände tief in die Taschen, um jeden Abschieds-Händedruck zu vermeiden, und sagte good-bye.

Es dunkelte bereits, als ich aus der Stadt herausfuhr, aber die Umrisse der Röchling Eisen- und Stahlwerke waren noch zu erkennen. Es war eine grosse Anlage und sie musste bis zu den letzten, grossen Luftangriffen eine Menge Stahl produziert haben. Ich dachte mir, dass nicht einmal ein Kalk-Ingenieur glauben konnte, dass der ganze Stahl für Konservendosen und T-Träger verbraucht worden war. Aber schliesslich kam Eugene Pracht aus Missouri, und nicht ich.

16. Kapitel

NOCHEINMAL: HILDEGARD

Während meiner ganzen Zeit im Ruhrgebiet dachte ich immer wieder beunruhigt über mein Gespräch mit Hildegard Roselius nach. Es schien so unwahrscheinlich, dass aus dieser gebildeten und intelligenten Frau, die in New York so eine interessante Person gewesen war, eine glühende und unverbesserliche Nazisse geworden sein sollte. Vielleicht hatte ich sie irgendwie missverstanden und war ungerecht gegen sie. Es machte mir zu schaffen und als ich ein paar Wochen nach Kriegsende auf dem Weg nach Kiel durch Bremen fuhr, hielt ich vor Böttcher-Strasse Nr. 3, um sie nocheinmal aufzusuchen.

«Ich habe etwas ganz Besonderes für Dich», sagte Hildegard, als sie mich in ihre Garderoben-Wohnung führte. «Schau, eine Überraschung – eine Prinzessin!»

Hildegards königlicher Flüchtling, Prinzessin Marie Adelheid Reuss zu Lippe, war zu Fuss aus Bayern gekommen, nur gelegentlich hatte sie ein Lastwagen mitgenommen. Durch eine jener typischen, komplizierten Verbindungen der europäischen Fürstenhäuser war sie mit den königlichen Familien von Grossbritannien und Holland verwandt. Sie konnte sich entfernter Verwandtschaft mit einer englischen Königin und engerer mit Prinz Bernhard zu Lippe-Biesterfeld von den Niederlanden rühmen.

Auf ihrer langen Reise über die Strassen von Süd- nach Norddeutschland hatte die königliche Anhalterin manchen Trick gelernt. Als sie endlich am Stadtrand von Bremen angekommen war, wurde es gerade dunkel, und anstatt ihren Weg zu Fuss durch die fast unkenntlichen Strassen zu suchen, hatte sie sich zur nächstgelegenen Einheit amerikanischer Truppen durchgeschlagen.

«Ich habe zu ihnen gesagt: ‚Wollen Sie so freundlich sein und mich verhaften?‘», sagte die Prinzessin.

«Warum wollen Sie festgenommen werden?» fragten sie mich.

«Ich erklärte ihnen, dass in einer halben Stunde Ausgangssperre sein würde und dass ich bis dahin meine Freunde nicht mehr finden würde. Ich stellte mich vor und sagte, ich hätte keine Bleibe. O, sagten sie, eine Prinzessin! Sie freuten sich sehr und gaben mir ein reizendes Zimmer ganz für mich allein und, was das Beste war, ein herrliches Frühstück. Ich bekam Eier aus einem wundervollen Pulver und Ihre amerikanischen Cornflakes aus einem kleinen Karton. Sie waren sehr nett zu mir, und dann halfen sie mir auch noch, meine Freundin Hildegard zu finden.»

Seit der Ankunft der Prinzessin hatten sie und Hildegard in der Heide fleissig Brombeeren gesammelt. Die beiden Frauen waren im glücklichen Besitz von etwas Extra-Zucker, den die Prinzessin zugeteilt bekommen hatte, nicht wegen ihrer königlichen Geburt, sondern weil sie Flüchtling war.

«Wir leben hier zu viert», sagte Hildegard. «Jeder bekommt ein halbes Pfund Zucker im Monat. Aber die Prinzessin bekam ein Pfund extra, weil sie als Flüchtling hier ankam, und so können wir Marmelade kochen.» Ich war gerade in das Einmachen hineingeplatzt, das sich in der regalartigen Küche abspielte, wo sie die Beeren einkochen liessen.

«Haben Sie genug Brombeeren gefunden?» fragte ich.

«Nicht so viel, dass wir Handel damit treiben könnten», sagte Hildegard, «aber wir werden ausser der Marmelade noch ungefähr zwanzig Flaschen Saft haben.»

Als wir in Hildegards kleinem Ankleidezimmer sassen und über die Menge an Marmelade sprachen, die man aus in der Heide gepflückten Beeren gewinnen konnte und von der Sonderzuteilung an Zucker für Flüchtlinge, wirkte die Prinzessin wie jede andere, erschöpfte Frau mittleren Alters auch. Ihr von kurzgeschnittenen grauen Haaren umrahmtes Gesicht hatte einen sanften Reiz, sie sah ständig ein wenig kläglich drein, als wolle sie sagen: «Wie kann mir so etwas passieren? Schliesslich bin ich eine Prinzessin.»

Sie erzählte mir, wie sie während der Bombenangriffe nach Berlin gekommen war, um ihren Sohn zu sehn, der schwer verwundet war. «Während der vier Wochen dort habe ich meinen Schutzhelm nie abgelegt. Die Phosphorbomben waren das Schlimmste. Wenn eine ganze Strasse brennt, entreissen die Flammen der Luft den Sauerstoff. Ein Feuersturm bricht aus, und man kann nicht mehr atmen. Man fällt einfach auf die Strasse und erstickt. Ich habe das selbst in Berlin gesehn. Einmal habe

ich versucht, das Haus von einem Freund zu erreichen, und da sah ich weit weg auf der Strasse Menschen, die über die Strasse gingen und dann plötzlich umfielen. Man musste die Stelle später einmauern, weil es unmöglich war, alle Leichen zu bergen und zu begraben.»

«Wissen Sie», unterbrach Hildegard, «es war komisch, wie ich nach den Angriffen jedes Zeitgefühl verloren hatte. Es kommt jetzt zurück. Wenn Sie mich vor vier Monaten irgendwas gefragt hätten, hätte ich Ihnen genaue Tatsachen, aber keinen genauen Zeitpunkt angeben können.»

«Es sind die Töne, die man nie vergisst», sagte die Prinzessin.

«Wenn man nachts wach liegt und das Muhen einer Kuh hört, denkt man, es ist eine Sirene.»

Während wir uns unterhielten, ging die Tür auf und ein weiterer von Hildegards Hausgästen trat herein, einer von zwei geflüchteten Künstlern, für die Betten in einer Nische ihres Garderoben-Zimmers aufgeschlagen waren. Der Neuankömmling war ein kleiner, mausgrauer Maler namens Josef Goetz, der in besseren Zeiten Mitglied eines von den Nazis geförderten Künstlerzirkels in Berlin gewesen war. Der prominenteste Name dieses Berliner Kreises war der von Breker gewesen, dem Bildhauer, dessen Pferde und Männer mit dem Muskelspiel bei den Nationalsozialisten so beliebt waren, dass Hitler ein Atelier für ihn hatte bauen lassen.

Anders als sein berühmterer Freund hatte sich der kleine Josef Goetz mit Portraits in Pastellkreide oder verniedlichten Landschaften begnügt und ich erfuhr zu meinem Erstaunen, dass er im zerstörten Bremen bereits wieder gute Geschäfte machte. Als ich meine Verwunderung zum Ausdruck brachte, dass Künstler so rasch wieder in Lohn und Brot kamen, sagte Hildegard: «Aber natürlich! Die Leute kaufen Bilder. Leute, die sich neu einrichten, wünschen sich eine Landschaft oder ein Blumenstück. Viele lassen ihr Porträt malen. Josef ist erst seit sechs Wochen hier und schon haben vier Leute ihr Porträt bestellt. Erst gestern kam die Tochter eines Käptens vom Norddeutschen Lloyd wegen eines Porträts, das sie ihrem Verlobten zum Geburtstag schenken will. Und letzte Woche hatten wir eine sehr hübsche junge Dame, Fräulein Rea Griem, ihr Vater ist ein Kaffee-Importeur, und sie hat einen Onkel in der Bronx. Schau mal, die Leute dürfen keine Kameras besitzen und können keine Schnappschüsse machen, mit dem Photographieren ist es schwierig geworden. Also lassen sie sich lieber malen.»

Diese neue Vorstellung vom Künstler als Lückenbüsser für den Photographen amüsierte mich.

Porträts in Tusche brachten dem Künstler zwei- bis dreihundert Mark, ein Ölporträt achthundert Mark, erfuhr ich.

«Alle Amerikaner wollen sich malen lassen», sagte mir Hildegard. Im nahen Worpsswede, einem Ort vor Bremen, wo Herr Roselius vor dem Krieg Künstler unterstützt hatte, machten die Porträt-Maler glänzende Geschäfte mit dem 175. Infanterie-Regiment. Es gefiel den Männern der 29. Division, die sich selber die ‚Dandy Fifth‘ nannten, sehr, in der malerischen Künstlerkolonie stationiert zu sein. Eine junge Malerin war laut Hildegard ‚so mit Porträtieren beschäftigt, dass sie in den letzten vierzehn Tagen elf Soldaten für dreissig bis vierzig Dollar pro Bild gemalt hatte. Worpsswede war auch für handgewebte Wandbehänge berühmt, mit Pflanzenfarben gefärbt, und Frau Heinrich Vogeler, das Haupt der Kolonie, war gegenwärtig damit beschäftigt, das Regiments-Abzeichen der ‚Dandy Fifth‘ in Form eines Wandbehangs zu gestalten, den einer der Offiziere für sein Heim in den Südstaaten bestellt hatte. Er liess sich dieses Kunstwerk fünfunddreissig Dollar kosten.

Hier in Bremen regte sich auch das Kaffee-Haag-Geschäft wieder. Die Fabrik arbeitete unter unserem Operationsplan bereits in beschränktem Umfang, die Lebensmittelindustrie wurde bevorzugt zugelassen. Der Kaffee Haag der Vorkriegszeit war aus Getreide wie Roggen oder Kleie hergestellt worden, laut Hildegard verwendete man jetzt ‚Ersatz‘, der aus Karotten gemacht wurde, wenn man sie auftreiben konnte, aber meist aus Steckrüben. Die Niederlage musste den Deutschen bitter schmecken, dachte ich mir, wenn sogar ihr Kaffee-Ersatz aus Ersatz gemacht werden musste und der Ersatz aus Steckrüben.

«Ich glaube, da ist ein Fehler, den die Alliierten in Europa nicht machen dürfen», gab Hildegard zum besten. «Arbeitslosigkeit darf es in Europa nicht geben.»

Wie bereitwillig doch die Besiegten uns alle Verantwortung überliessen, vor allem das Beschäftigungsproblem, das uns vielleicht auch im eigenen Land erwartete.

«Das Vernünftigste, was Amerika tun könnte, wäre die Schaffung eines guten Luftstützpunkts in Bremen. Das wäre gut für alle, für die Deutschen wie für die Amerikaner. Ich meine, nicht für militärische Zwecke, sondern für die Wirtschaft. Um für Si-

cherheit zu sorgen, braucht man keine Beschlüsse der ‚Grossen Drei‘, keine politischen Diskussionen, sondern eine gesunde Privatwirtschaft. Sobald amerikanisches Kapital sich für Deutschland interessiert und sobald Deutschland bei Amerika Schulden hat, werden wir eine Grundlage für verlässliche internationale Beziehungen haben.»

Viele Deutsche schienen zu denken, wir wären bloss deshalb in ihr Land gekommen, um es zu finanzieren.

Hildegard unterbrach meine Gedanken mit ein paar Anmerkungen über die Nazi-Partei. «Die Partei hat immer auf eine gute Kriegsmoral geachtet», sagte sie, als nähme sie fest an, dass mir diese Parteilinie ebenso gut gefallen würde wie ihr selber. «Der Bruch vom 20. Juli vergangenen Jahres hätte sich ohne Untergrund-Propaganda nie ereignen können. Viele Menschen fanden, dem Führer sei Unrecht geschehn. Er musste einen schwierigen Krieg bestehen. Die Leute hätten ihre politischen Differenzen zurückstellen sollen, bis der Krieg gewonnen war.»

Hildegard sass ein paar Augenblicke still, die Gespanntheit ihres Gesichts mit den vorstehenden Backenknochen vertiefte noch seinen ernsten Ausdruck. Dann beugte sie sich vor: «Darf ich dich jetzt etwas fragen?» erkundigte sie sich. «Glaubst du, wir hätten den Krieg verloren, wenn ihr nicht unsere Moral zugrunde gerichtet hättet? Wenn wir ein geeintes Volk geblieben wären?»

«Ja», sagte ich, «die Bomben haben genügt.»

«Bomben brechen nicht den Geist eines Volkes», antwortete sie. «Ich habe oft gesehen, wie Männer die Nerven verloren haben und geweint haben, aber nach einer Stunde war es vorbei und sie machten sofort wieder weiter. Ohne Zersetzung im Innern hätten die Deutschen den Krieg bestimmt nicht verloren.»

«Die Deutschen sprechen alle davon. Manche sagen ‚Es war Stahl gegen Leiben und andere ‚Nein, es war Mangel an moralischer Stärke‘.» Und eine junge Frau sagte zu mir: «Ich würde die ganzen Bombenangriffe nochmal durchmachen, wenn wir dann den Krieg gewinnen würden.»

Hildegard stand auf und leerte die beiden Eimer, die mitten im Zimmer standen, um die Tropfen von der Decke aufzufangen – es hatte stark geregnet.

«Alles ist kaputt», sagte die Prinzessin, sie half ihrer Gastgeberin, die Eimer wieder hinzustellen und trat zurück, um zu beobachten, an welchen beiden Stellen es am stärksten tröpfelte.

«Ein bisschen Regen macht nichts, aber zwei Tage Regen nacheinander, das hält das Dach nicht aus. Wir haben schon einen ganzen See hier auf dem Fussboden gehabt.»

Die beiden Frauen setzten sich wieder und Hildegard sagte, sie hoffe, wir würden bald ein paar gute Bücher und Zeitschriften aus Amerika schicken. «Wenn man in eine Buchhandlung geht, findet man vielleicht alles Mögliche über Medizin oder Psychologie, nur nicht das, was normale Menschen interessiert. Man könnte Spezialist auf einem entlegenen Gebiet werden, aber eine gute Detektivgeschichte oder einen Roman gibt es nicht. Wir bekommen nur die Zeitungen und Verlautbarungen, die die Amerikaner für die Deutschen herausgeben. Da lesen die Deutschen alles über die Konzentrationslager. Und dann sagen sie: ‚Was soll die ganze Aufregung, wenn unschuldige Frauen und Kinder bombardiert worden sind?‘»

«Hast Du die Bilder gesehen?» fragte ich.

«Gewiss», antwortete Hildegard. «Wir haben alle Bilder gesehen. Die Zeitungen, die ihr uns gebt, sind ja voll davon.»

Erst gestern war ich in einem Wäschegeschäft, und dort lag ein Foto von einem Konzentrationslager auf der Theke. Drei Frauen kamen herein und erklärten: «Wir kommen gerade aus einem KZ. Wir kommen zuerst dran.» Sie wollten alles Mögliche, Hemden, Strümpfe und Schlüpfen. Ein kleines Mädchen deutete auf das Foto und sagte: «Schade, dass ich nicht im KZ war. Die Frauen sind doch ganz anständig angezogen. Ich möchte auch zuerst bedient werden.»

Hildegards Art, zu reden, machte mich sprachlos, meine Erinnerung an Buchenwald war noch ganz frisch. Das hatte ich nicht geahnt: Dass es ein Ressentiment gegen die Opfer geben würde, wenn alles vorbei war und sie endlich in Freiheit waren. Was für eine raffinierte Strafe, dass die Menschen, die das Konzentrationslager überlebt hatten und nun rührend kleine Vorrechte genossen, den Hohn und Neid ihrer Nachbarn über sich ergehen lassen sollten. Natürlich wusste ich nichts Genaues über diese drei Frauen im Textilgeschäft, aber das Geschwätz des kleinen Mädchens (das offensichtlich nur nachplapperte, was es dauernd von den Erwachsenen hörte) war eine hässliche Warnung vor den düsteren Zeiten, die denen noch bevorstanden, die bereits genug gelitten hatten.

«Diese Leute aus den KZs benehmen sich wirklich sehr schlecht», fuhr Hildegard fort. «Gestern wollte ich ein paar Blumen kaufen, und sie wollten einfach alle für sich haben. Sie sagten: Wir haben das Recht, Blumen zu kaufen.»

Wir kommen aus dem KZ.» Einmal fuhr ich bis Bremerhaven, nur um etwas Fisch zu kaufen. Ich bekam keinen Fisch, weil die Fischhandlung abgebrannt war. Am Bahnhof musste ich vier Stunden auf den nächsten Zug warten und trank einen miserablen Kaffee inzwischen. Zwei Frauen am nächsten Tisch waren aus dem Lager. Eine war gut angezogen, die andere, anscheinend ein ziemlicher Parvenü, sagte: «Jetzt war ich zwei Jahre im KZ und kriege dafür bloss eine monatliche Rente von zweihundert Mark und Sonderzuteilungen. Wie soll ich davon leben?»

«Das gefiel den anderen Leuten an den Tischen daneben nicht. Wir waren uns alle ziemlich einig, dass diese Frau mit Recht im KZ gelandet war. Natürlich sind Leute manchmal vielleicht auch ungerecht verurteilt worden», sagte Hildegard mit Toleranz in der Stimme. «Aber ich denke, vielen ist nur Recht geschehen. Im Ganzen traue ich der Sache nicht. Wir werden doch förmlich überschwemmt von Leuten, die im Konzentrationslager waren. Wenn alles wirklich so schlimm war und wenn wirklich so viele Menschen umgebracht worden sind, dann frage ich mich bloss, wo die jetzt alle herkommen.»

Ich hätte mir wegen meiner Reaktionen beim ersten Besuch bei Hildegard kein Kopfzerbrechen zu machen brauchen. Ich hatte mich nicht in ihr getäuscht.

17. Kapitel

IN KIEL WAR DIE STIMMUNG DÜSTER

«Nach Kiel fahren Sie? Tun Sie das nicht, liebe Dame. Kiel ist ein Platz, den man meiden sollte.»

Ich fuhr von Lüneburg nach Norden und hatte einen schmucken jungen Hauptmann aufgepickt, der nach Plön wollte. Er gehörte zu einem berühmten, alten britischen Regiment, der East Riding Yeomanry, das im nördlichsten Teil von Schleswig-Holstein bei den britischen Besatzungs-Truppen stationiert war.

«Die Leute sind schwermütig, verdrüsslich, verwahrlost, deprimiert. Der ganze Ort ist in Flammen auf gegangen. Die Stadt ist beinah ausgeradiert-aber ich finde, dass das nicht die schlechteste Medizin für die Deutschen war.»

Allerdings befürchtete der Hauptmann, die Deutschen würden keine Lehre und keine moralischen Schlüsse daraus ziehn, vor allem jetzt, nachdem die Non-Fraternisierung aufgehoben war. Der Erlass enthielt in seinem Wortlaut eine besonders unglückliche Gedankenverbindung, fand er, wo es hiess, das Verbot könne nun aufgehoben werden, nachdem die national-sozialistischen Elemente ausgeschaltet seien.

«Da konnten sich die Deutschen schön selber auf die Schulter klopfen», sagte der Hauptmann. «Seit die Non-Fraternisierung nicht mehr gilt, sind die hier oben im Norden recht hochmütig geworden. Jetzt können sie entscheiden, ob sie mit uns reden wollen oder nicht. Vorher haben sie alles versucht, damit wir mit ihnen gesprochen haben. Mir scheint, das Oberkommando ist kräftig ins Fettnäpfchen getreten, als sie das aufhoben.»

Je weiter wir nach Norden fuhren, desto flacher wurde die Gegend, mit reizenden Seen gesprenkelt. Kleine Wäldchen wechselten mit Marschen und niedrigem Schilf, und von Zeit zu Zeit kamen wir durch Felder von Heidekraut, das auf dem lila-roten Höhepunkt seiner Augustblüte stand.

«In Kiel gibt es nur noch eine Sache, die ganz interessant ist», sagte der Hauptmann, «und das ist Ingelin.»

«Und was ist Ingelin?»

«Das ist ein Gas, das unter Wasser brennt und ein U-Boot schneller macht als einen Zerstörer. Es ist dieser neue Brennstoff, den ihr Professor Walther entwickelt hat – derselbe wie der von der Walther-Pistole. Das U-Boot läuft mit normalem Antrieb aus, und wenn es im Operations-Gebiet ist, wird das Ingelin eingeschaltet. Wie die Düsen bei einem Flugzeug wird das Zeug nur als Zusatzantrieb beim Angreifen eingesetzt. Allerdings kamen sie damit ein bisschen zu spät. Sie hätten nur noch ein paar Wochen gebraucht, aber dann war der Krieg sowieso zuende.»

Schon bei Krupp hatte ich von der Walther-Turbine gehört, an deren Vervollkommnung die Metallurgen des Werks gearbeitet hatten. Sie war nicht viel grösser als ein Auto-Motor. Mit dem neuen Brennstoff konnten die U-Boote ihre Unterwasser-Geschwindigkeit auf das Dreifache erhöhen. Der neue Treibstoff enthielt seinen eigenen Sauerstoff. So wie Schweres Wasser ein Extra-Atom Wasserstoff besitzt, hat der Walther-Treibstoff ein Extra-Atom Sauerstoff. Dabei setzten Korrosion und Abnutzung der Turbine so zu, dass ihre Lebensdauer nur zwei Stunden betrug, deshalb konnte man sie praktisch jeweils nur acht oder zehn Minuten einsetzen, dann musste man sie wieder erkalten lassen.

«Alles, was sie brauchen», sagte der Hauptmann, «wäre ein Bursche wie Walther, der einem Torpedo einen Atomsprengkopf aufsetzt, und dann haben wir's, oder? Er ist eine ziemliche Drohung. Aber sie haben ihn schon nach London geholt, damit er der Admiralität alles sagt, was er weiss. Ausserdem hat man seine Fabrik natürlich unter Bewachung gestellt. Es hat geheissen, dass ein Mann, der dort vor kurzem mit Räumungsarbeiten beschäftigt war, von einem Tropfen von diesem Zeug aus einem Rohr getroffen wurde und sofort wie eine lodernde Fackel verbrannt ist.

Walther ist ein seltsamer Vogel. Ein reiner Wissenschaftler. Politik ist ihm völlig egal – er interessiert sich nur für seine unglaublichen Erfindungen. Ein Mann, dem Tag für Tag die fabelhaftesten Ideen kommen. Professor Walther kann einen schon aufregen.»

Ich liess den Hauptmann beim ‚Schloss‘ aussteigen, das über die Zwillingseen von Plön schaut, und fuhr weiter in Richtung Kiel. Ich beschloss, den Professor auf-

zustöbern – nicht, um ihn über seine wissenschaftlichen Entdeckungen auszufragen, was mit Sicherheit meine Möglichkeiten überfordert hätte, sondern um zu erfahren, ob jemand, der für Hitlers Kriegsmaschinerie so wichtig gewesen war, tatsächlich ‚ein reiner Wissenschaftler‘ und politisch völlig gleichgültig sein konnte.

Als ich in die Stadt fuhr, erschien mir Kiel vom Boden aus noch viel schrecklicher als ich es damals genau einen Tag vor Kriegsende beim Überfliegen aus der Luft gesehen hatte. Es war tatsächlich ‚beinah ausgeradiert‘ und es regnete, um alles noch trüber zu machen. Der Hauptmann hatte mich gewarnt, Kiel habe ein Klima ‚schlimmer als London‘. In dem traurigen Geniesel krochen Menschen auf der Suche nach Brennholz durch die Trümmer. Als ich im Zentrum auf einem Platz hielt, um herauszufinden, wo Dr. Walther wohnte, sah ich ein junges Mädchen, das an einem unhandlichen Stück zog, das sich – als sie es schliesslich aus dem Schutt freibekommen hatte – als Tisch entpuppte. Inzwischen hatte es zu schütten angefangen, also stellte sie den Tisch einfach an den Strassenrand und setzte sich darunter, um auf das Nachlassen des Regens zu warten.

Den Walthers ging es in ihrem Haus am Stadtrand besser. Eine Bombe hatte das Dach an einem Ende beschädigt, aber Herr Walther hatte einfach das ganze Dach durch U-Boot-Panzerplatten ersetzt.

Der Wissenschaftler war ein fleischiger Mann mit einem fleischigen Gesicht und starkem, schwarzem Haar, das er streng aus der Stirn zurückgekämmt trug. Er war etwa fünf und vierzig Jahre alt und an seiner Erscheinung war nichts Besonderes. Umsomehr an seiner Frau: Sie wirkte wie das böse Nazi-Weib im Kino, mit starken Augenbrauen, die über ihrem hübschen Gesicht standen. Sie war sechsunddreissig und so kalt wie eine Schlange. Ihr Name war Ingeborg.

«Dann haben Sie sich von Ihrer Frau inspirieren lassen, als sie das Ingelin entwickelten», sagte ich.

«Ja, mein Mann hat es nach mir genannt», sagte Ingeborg, ohne die Antwort ihres Mannes abzuwarten. «Ich wünschte, ich hätte es erfunden.»

Ingeborg hatte in London studiert und hatte nach ihrer Rückkehr nach Deutschland beim Aufstieg des Führers eine hohe Funktion in der weiblichen NS-Jugendbewegung eingenommen. Sie war Sportführerin gewesen oder ‚sporting directors‘ wie sie es nannte.

«Es war sehr nett», sagte Ingeborg. «Ich habe beim Arbeitsdienst gearbeitet. Es

hiess ‚Working Girls‘ Services, aber da waren auch alle möglichen Mädchen aus besseren Familien. Es war eine nationalsozialistische Einrichtung. Die Mädchen waren alle sehr nett.»

Sie hatte ihre gesellschaftliche Betätigung nur ungern aufgegeben, aber sie hatte in fünf Ehe jähren vier Kinder geboren, mit denen sie viel zu tun hatte.

«Was dachten Sie über Hitlers soziales Programm?» fragte ich.

«Alle Menschen hatten Essen, Geld und eine Wohnung», sagte Ingeborg.

«Der Führer wollte nur das Beste für das deutsche Volk.»

«Jetzt geht die wirtschaftliche Entwicklung sehr langsam», sagte Dr. Walther.

«Die Alliierten lassen sich Zeit mit dem Aufräumen der Strassen.»

«Vielleicht ist es gar nicht das Hauptziel der Alliierten, die Wirtschaft anzukurbeln oder die Strassen aufzuräumen», sagte ich.

«Wir könnten mit der Wirtschaft viel schneller vorankommen, aber man lässt uns nicht», sagte Dr. Walther.

«Haben Sie damit gerechnet, den Krieg zu gewinnen?» fragte ich.

«Ich habe es gehofft», sagte Ingeborg, «aber wir hatten zu viele Feinde.»

«Wir haben es gehofft», sagte ihr Mann, «aber nach Stalingrad wusste ich, dass wir verlieren würden. Bis Stalingrad ging alles nur voran. Nach Stalingrad sah ich, dass es auch rückwärts gehen konnte.»

«Und im Krieg gab es wenig zu essen», sagte Ingeborg.

«Und jetzt wird es noch schlimmer werden», sagte ihr Mann, «wenn zwölf Millionen Deutsche aus dem Osten kommen, aus den polnischen und tschechischen Gebieten. Millionen Deutsche werden diesen Winter sterben. Was mit den Deutschen jetzt geschieht, ist schlimmer als die Konzentrationslager.»

«Sie haben gesagt, dass Hitler nur das Beste für das deutsche Volk gewollt hat», sagte ich. «Warum glauben Sie, dass es gut für das deutsche Volk war, Juden in KZs zu sperren?»

«Ich bin gar nicht dieser Meinung», sagte Professor Walther.

«Ich mag keine Juden», sagte seine Frau.

«Aber meine Liebe, du hast doch jüdische Freunde!»

«Aber niemals», antwortete sie. «Da gab es ein paar jüdische Mädchen in meiner Schule. Das waren keine schlechten Mädchen, aber befreundet war ich nicht mit ihnen.»

«Die Menschen sind alle verschieden», sagte Professor Walther, «das müssen Sie zugeben. Auch in meiner Fabrik gibt es Unterschiede: Ich bin Direktor, die an-

dern sind die Arbeiter. Alle Menschen europäischen Ursprungs sind eine Familie – sie haben ähnliche Gefühle. Aber warum sollte man Inder und Chinesen mit uns in einen Topf werfen?»

«Und wozu all das Gerede von unserer Strafe?» sagte Ingeborg. «Strafe wofür? Wir haben nur versucht, unser Land stark zu machen und unseren Lebensstandard zu heben.»

«Wer hat den Krieg angefangen?» Ich richtete meine Frage an den Professor.

«Darauf kann ich nicht antworten», sagte Dr. Walther. «Schliesslich sind Sie mein Gast.»

18. Kapitel

WIE MAN IN DEUTSCHLAND FREUNDE GEWINNT

«Ich habe meinen Amerikaner auf der Strasse kennengelernt», sagte Reni Weteck, ein junges ‚Fräulein‘, das einen amerikanischen Beau hatte. «Ich ging mit meinem Fallschirm durch den Regen (sie meinte natürlich ‚Regenschirm‘, manchmal passierten ihr im Englischen lustige Verwechslungen) und er ging mit einem Kameraden an ‚Onkel Toms Hütte‘ vorbei. Er kam und fragte mich, ob er ein Stück mit mir gehen könnte.»

Reni und ihre Freundinnen hatten einen der vielen Englisch-Kurse besucht, die nach den ersten Gerüchten über eine zukünftige Viermächte-Besatzung überall in Berlin aus dem Boden schossen. Schon ehe amerikanische und britische Soldaten ihre jeweiligen Zonen besetzt hatten, war der Zulauf sehr rege gewesen. Als die Soldaten da waren, blühten auch Tanzkurse überall. In allen Teilen der zerstörten Stadt las man Schilder ‚Lernen Sie Gesellschaftstanz – Learn Social Dancings auf denen ausserdem je nach dem Sektor ‚French Spoken‘, ‚Russian Spoken‘ oder ‚English Spoken‘ stand. Als ich Reni betrachtete, fand ich, dass sie keinen Tanzkurs mehr brauchte. Ihre Figur war klein und hübsch, fast ein bisschen rundlich, sie hatte dichte schwarze Locken, Sommersprossen auf ihrer zierlichen Nase und niedliche Grübchen im Gesicht.

Reni war von ihrem jungen Amerikaner begeistert – sie nannte ihn ihren Verlobten. Seit sie Fred im Regen unter ihrem ‚Fallschirm‘ getroffen hatte, kam der Feldwebel regelmässig. Die Pionier-Einheit, bei der er stationiert war, lag in Wannsee draussen am Rand der Stadt, aber es gelang ihm trotzdem ein- oder zweimal die Woche, selbst wenn er laufen musste. Als sie ihm ihr Rad lieh, kam er jeden Tag. Es war überhaupt erstaunlich, wie viele amerikanische Soldaten allmählich in den Strassen Berlins auf Damenfahrrädern zu sehen waren.

Fred gefiel auch Renis Mutter. Amerikanische Boys waren so angenehm zu haben, immer wollten sie in der Küche beim Abwasch helfen und erledigten auch sonst alle möglichen Kleinigkeiten im Haushalt. Ausserdem war Fred in Jacksonville in Florida zuhause. Sie hatte immer schon nach Florida gewollt, und sie hoffte, wenn das junge Paar verheiratet und in Amerika wäre, dass man sie dann herüberholen würde, um das Baby zu versorgen. Durch die getreulichen Besuche von Fred gewann Renis Mutter stark an Achtung bei den Nachbarn. Als ich eines Tages an ‚Onkel Toms Hütte‘ vorbeifuhr und Frau Weteck in einer Schlange vor einem Lebensmittel-laden sah, hielt ich kurz, um mit ihr zu sprechen. Sie hatte fast den ganzen Vormittag in einer besonders langen Schlange nach Heringen angestanden.

«Natürlich hätten wir lieber Fleisch als Heringe», sagte Frau Weteck. «Bei der letzten Zuteilung haben wir Hering auf unsere Fleischpunkte bekommen.»

Als wir von ihrer Tochter sprachen, beteiligten sich alle andern Frauen, die in der Schlange standen und das Glück hatten, dass ihre Töchter mit Amerikanern gingen, an der Unterhaltung. Am meisten beschäftigte alle, wie lange es dauern würde, bis man den heimgekehrten Soldaten erlauben würde, die Töchter nachkommen zu lassen.

«Sie haben sie nachgeholt – nach dem Ersten Weltkrieg», sagte eine Frau mit ängstlichem Gesicht. «Wir meinen, wir sollten uns gründlich erkundigen, ob es geht oder nicht.»

Ihr Haus war requiriert, aber sie und ihre Tochter durften den Garten dahinter betreten und pflegen. Unter den Soldaten waren mehrere, sagte sie, die ganz ehrlich waren und ihre Tochter wirklich heiraten wollten.

«Alle Mädchen, die damals nach Amerika gingen, sind sehr glücklich geworden», sagte eine kleine, gebückte Frau. Die Mütter in der Lebensmittel-Schlange fingen an, davon zu reden, dass die Soldaten ihren deutschen Mädchen von zu Hause hoffentlich schreiben dürften. Eine Frau griff in ihre Bluse und holte einen Brief heraus, den sie nach dem Ersten Weltkrieg von einem amerikanischen Soldaten bekommen hatte.

Die Frauen, deren Töchter mit Amerikanern ‚verlobt‘ waren, bildeten einen stolzen kleinen Zirkel in der Schlange. Den grössten Respekt genoss eine recht gut aussehende Frau, deren Tochter mit einem amerikanischen Hauptmann verlobt war. «Er ist jetzt auf dem Weg nach Hause», sagte sie, «und meine Tochter träumt ununter-

brochen von ihm. Er hat gesagt, er kommt zurück und zeigt ihr die ganze Welt.» Mir ging das Nazi-Lied durch den Kopf, das endet «... und morgen die ganze Welt».

Nach dieser Begegnung liess ich mich absichtlich von Zeit zu Zeit in der hübschen kleinen Wohnung der Wetecks nahe ‚Onkel Toms Hütte‘ sehen, ein bisschen in der Hoffnung, Renis Verlobtem zu begegnen. Ich verpasste ihn immer gerade und fühlte mich insgeheim irgendwie erleichtert, denn ich hätte ihn ungern in Verlegenheit gebracht.

Im Lauf all dieser Besuche erfuhr ich eine Menge über Reni und ihre Arbeit. Sie machte handkolorierte Glückwunschkarten und ihr Geschäft mit den Amerikanern ging sehr gut, vor allem für Geburtstagskarten bekam sie eine Mark fünfundzwanzig pro Stück. In den letzten zehn Kriegsmonaten, als Göring alle Künstler zur Industrie eingezogen hatte, hatte sie in einer Fabrik arbeiten müssen. Reni wäre an eine Maschine gestellt worden, wenn sie sich nicht mit dem Leiter angefreundet hätte, der einsichtig genug war, um sie im Konstruktionsbüro zu beschäftigen. Jetzt war Renis Spezialität, Zeichnungen von einem Tier zu machen, das man nicht unbedingt ein Fohlen nennen konnte, das aber diesem Tier angenehm ähnlich sah. Dafür bekam sie zwanzig Mark oder zwei Dollar. Ihre kleine Bibliothek war voller Bildbände über Tiere. «Fred sagt, in Florida gibt es viele Tiere», sagte Reni. Ihre hübschen Grübchen erschienen, als sie hinzufügte: «Er sagt, ich soll auf ihn warten.»

«Glauben Sie wirklich, dass er Sie nachholen wird?»

Die Grübchen verschwanden. «Ich kann es nur hoffen. Zwei Jahre werde ich auf ihn warten. Und wenn dann nichts passiert, habe ich wenigstens immer ein sehr gutes Souvenir.» Ich dachte mir, dass sie wohl ‚eine sehr gute Erinnerung‘ meinte, ihr englischer Wortschatz war immer noch jung. Aber vielleicht hatte sie wirklich ‚Souvenir‘ gemeint.

Die jungen Amerikaner mochten die deutschen Mädchen nicht nur deshalb, weil sie mit der Beständigkeit ihrer Gefühle rechnen konnten, sondern auch, weil sie so gesund und appetitlich aussahen und sich so hübsch anzogen. Ich kam zwar nie an Fred aus Jacksonville heran, aber ich hörte eine Menge über deutsche Mädchen von dem jeep driver, der mir damals zugeteilt war. «Sie sind gescheit», sagte er. «Ihre Mütter sind gescheit. Die Mütter sagen ‚Such dir einen Jungen aus und bleib bei ihm.‘ Natürlich wissen sie auch, dass sie auf diese Art mehr Schokolade und Zigaretten kriegen. Aber fast immer hält ein deutsches Mädchen an einem Mann fest. Bis

er weggeht, natürlich, und dann nimmt sie sich einen anderen Soldaten. Aber wenn einer sagt, er kommt in drei Wochen oder so zurück, dann wartet sie meist auf ihn und geht nicht auf die Suche. Eine Französin verschwindet, sobald man um die nächste Strassenecke ist. Deutsche Mädchen sind auch hübscher, vor allem.» Dabei vergassen unsere Soldaten nur zu leicht, dass die Kleider, die Seife und die Nahrung, die für diese Anziehungskraft sorgten, Beutegut aus anderen Ländern Europas waren.

Die Freundlichkeit der Soldaten gegen deutsche Frauen und Mädchen wurde in reichem Mass erwidert. Die Gründe-derwichtigste war unser Post Exchange (PX, US-Läden für die Truppe) –, weshalb sie die Amerikaner den Männern der anderen Besatzungs-Truppen vorzogen, lagen auf der Hand. Die Franzosen zum Beispiel, die nicht über unsere Wochenration Seife und Schokolade verfügten, kamen dagegen schlecht weg. «Helfen die Franzosen vielleicht den Mädchen? Davon haben wir noch nichts gesehen», sagten die deutschen Frauen im französisch-besetzten Saargebiet ziemlich ärgerlich. Ich wusste genau, dass diese Franzosen den Mädchen gern ‚geholfen‘ hätten, denn ich hörte sie oft sagen: «Wir haben nicht gegen die Frauen gekämpft. Nur gegen die Männer.»

Sehr viele Soldaten erkundigten sich bei ihren Geistlichen wegen der Heiratsbestimmungen und das hiess, dass Renis ‚Verlobung‘ keineswegs ein Einzelf all war. Es gab viele Mädchen wie sie, die sich mehr erträumten, als Schokoladentafeln und Zigaretten. Die Zukunft der deutschen Mädchen war ungewiss. Da war die winzige Chance, einen Amerikaner zu heiraten und nach Amerika zu gehn, ein Leitstern, zu dem man aufblicken konnte. Vielleicht war es möglich, nach dem Ersten Weltkrieg war es vorgekommen. Vielleicht war man selbst die Märchenprinzessin!

Für deutsche Frauen, die das Pech hatten, ausserhalb der amerikanischen Besatzungszone zu leben, war der amerikanische Soldat ein mythisches Geschöpf von fast olympischer Grösse. So viel erfuhr ich von einer Kette von Trümmerfrauen im Russischen Sektor von Berlin. Diese Frauen bildeten eines der vielen menschlichen Förderbänder, die für die Aufräumungsarbeiten in der Stadt organisiert worden waren und gaben ihre Eimer mit kaputten Ziegelsteinen in so geübtem Zeitlupentempo aneinander weiter, dass ich den Eindruck hatte, sie hätten die Mindestgeschwindigkeit berechnet, die gerade noch als Arbeit gelten konnte und ihnen ihre 72 Pfennig Stundenlohn brachte. Als ich sie fragte, wie sie und ihre Töchter die amerikanischen Sol-

daten fänden, setzten sie ihre Eimer ab, um ihre Hände für eine Gestik des Verlangens und des Kummers freizuhaben. «Wunderbar! Aber wenn wir sie hier vorbeifahren sehn», sagten sie betrübt, «halten sie nie an. Wir kennen sie nur vom Hörensagen.»

Die britischen Soldaten waren natürlich bei deutschen Müttern wohl gelitten, wenn ihre Rationen sie auch einen Grad unter den Amerikanern einstuften. Dagegen war der englische Soldat seiner Heimat näher und konnte deshalb öfter Urlaub bekommen, deshalb war er nicht so leicht festzunageln, hörte ich manchmal. Im Britischen Sektor erwiesen sich die Hunde als Liebesmittler. Wenn ein Mädchen einen Hund auf der Strasse führte, blieb jeder Tommy stehn, um sie anzusprechen.

Nicht alle deutschen Mütter waren darauf aus, ihre Töchter zur Fraternisierung anzuhalten, aber Ausnahmen waren selten. Die einzigen, denen ich zufällig begegnete, fand ich bei den paar Menschen, die entschlossen im Widerstand gearbeitet hatten. Sie waren Gewerkschaftler, und ich sprach mit ihnen in Hamburg. Es war nicht leicht, diese Leute aus der Widerstandsbewegung zu finden, aber es gab sie, meist handelte es sich um Arbeiter, die überzeugte Gewerkschaftsmitglieder waren. Manche waren Sozialdemokraten, die sich – als Gesangsverein oder anderes getarnt – seit 1933 fortlaufend versammelt hatten, andere waren Kommunisten.

Der Kommunist Detleff bewegte sich immer noch mit einem leichten Hinken vorwärts, ein Andenken an die siebenundfünfzig Tage, die man ihn in einem KZ an Füßen und Händen gefesselt hatte. Von den neun Tagen, die man ihn mit einem Block unter dem Kinn an den Handgelenken aufgehängt an eine Wand geschlagen hatte, stand sein Kopf immer noch schief zur Seite. Er verdankte sein Überleben der Tatsache, dass die Wächter ihn hinauswarfen, als sie glaubten, er stürbe. Detleff brachte mich zu einer Gruppe Frauen, die Flugblätter des Widerstands verteilt hatten, meist während der Luftangriffe, wenn sie am wenigsten Beobachtung zu fürchten hatten. Als ich diese Mütter fragte, ob sie ihre Töchter mit amerikanischen Soldaten ausgehn lassen würden, sagten sie: «Auf keinen Fall.»

«Sie könnten sich doch nur mit Gesten verständigen», erklärte mir eine Mutter. «Solange sie nicht miteinander sprechen können, wäre es nie das Richtige. Wenn man nicht weiss, was ein Mann denkt, erfährt man auch nichts über seinen Charakter.»

Kein Zufall, dass diese Menschen, die in einer Richtung Charakterstärke bewie-

sen hatten, sie auch in einer andern zeigen sollten. Sie waren integer. Weder die Verfolgung durch die Nazis noch die materiellen Vorteile, mit denen die Nazis lockten, hatten ihre Würde als Frauen und Männer angetastet. Ich hatte eine deutsche Welt bereist, die moralisch und physisch zusammengebrochen war. Da war ich glücklich, diese hervorragenden Menschen kennen zu lernen, die junge Männer für ihre Töchter mit einem anderen Massstab massen, als nach Schokoladentafeln.

Viel mehr als bei den Trümmerfrauen oder denen, die nach Heringen Schlange standen, spielte die amerikanische Lebensmittelproduktion bei wirtschaftlich besser gestellten Leuten eine Rolle. Während meines Aufenthalts im Ruhrgebiet suchte ich die Familie Letixerant auf. Herr Letixerant war früher als technischer Direktor der Fabrik des Bochumer Vereins für die Herstellung von Geschützstahl einer von Dr. Rohlands leitenden Stahl-Managern gewesen und stand jetzt unter einem bequemen Hausarrest. Frau Letixerant lag unter einer seidenen Steppdecke auf dem Sofa, als ich kam.

«Es tut mir leid, dass ich störe, wenn Frau Letixerant krank ist», sagte ich. «Was fehlt Ihnen?»

«Mama braucht mehr Fett», platzten Herr Letixerant und seine Tochter gleichzeitig los.

Bei diesem Stichwort setzte sich Frau Letixerant steil auf dem Sofa auf, wies mit ihrer eleganten, weissen Hand dramatisch in meine Richtung und rief: «Sie müssen uns Fett bringen! Sie müssen uns Butter bringen!»

Als ich fragte, ob sie sich an Görings berühmten Slogan ‚Kanonen statt Butten‘ erinnerten, konnten sie seltsamerweise alle nicht mehr genug Englisch, um die Unterhaltung fortzusetzen.

Auf dem Frankfurter Friedhof begegnete [LIFE](#)-Photograph Percy Knauth und ich noch einer anderen Sorte von Deutschen. Frau Professor Emma Koch hatte drei Jahre in New York studiert und war jetzt Oberlehrerin an einer grossen Mädchenschule. Frankfurt lag in Schutt und Asche, und die starren Konturen ihres Weltbilds waren ebenfalls eingestürzt. Ihr war nichts geblieben, als die Ideologie, die sie von ihrer Obrigkeit empfangen hatte und die sie nun immer noch an ihre Schülerinnen weitergab. Sie erinnerte stark an einen Automotor, der im Leerlauf durchdreht.

«Ich gehöre zu den Volksgenossen», sagte sie, «zu den einfachen deutschen Menschen und interessiere mich nicht für Politik. Politik liegt mir fern.

Aber Amerika muss das schreckliche Problem begreifen, vor dem die Deutschen stehen. Das grosse Problem ist die bolschewistische Gefahr», sagte sie in schrillum Lehrerintont, ihre blassblauen Augen starrten uns hinter randlosen Brillengläsern an. «Wann immer die Amerikaner und die Briten kommen, kommt auch der Kommunismus. Das liegt an Ihrem demokratischen System. Stalin wird ein leichtes Spiel haben. In Ihrer Demokratie geben Sie allen Parteien gleiches Wahlrecht, natürlich kommt dann der Bolschewismus.»

Sie redete so schnell und in so dozierendem Ton, dass Percy und ich kaum dazu kamen, Fragen zu stellen.

«Für Amerika gibt es nur eins», sagte sie. «Die Deutschen ernähren, und zwar gut. Den Mittelstand am Leben erhalten. Wenn Amerika keine Lebensmittel liefert, werden sie sich alle dem Bolschewismus zuwenden. Was haben sie schon zu verlieren?»

Sie rechtfertigte Deutschlands ‚rassische Lösung‘ mit dem Hinweis, auch in Amerika seien Millionen farbiger Mitbürger von der vollen Teilhabe an unserer demokratischen Kultur ausgeschlossen.

«In Amerika wurden die Gefahren der Rassenvermischung offen diskutiert, und als ich nach Deutschland zurückkam, wurde von derselben Sache gesprochen. Eigentlich können Sie nichts Unrechtes dabei finden.»

Anscheinend hatte Frau Professor Koch nie erfahren, dass die meisten Amerikaner sich wegen der Behandlung unserer farbigen Mitbürger schämen, und dass in Amerika noch niemand daran gedacht hat, alle Neger in Konzentrationslagern zu Tode zu quälen.

Vor langer Zeit hätte Frau Professor Koch noch einen anderen Weg einschlagen können, aber jetzt war es zu spät. Sie würde eine deutsche Beamtin bleiben, stellte ich mir vor, unzufrieden bis zum Schluss, aber wahrscheinlich nie die Ungeheuerlichkeit der deutschen Verbrechen gegen die Menschlichkeit begreifen. Wie auch immer, wahrscheinlich wollte sie gut und ehrlich sein, nur war sie einfach zu alt, um sich nicht-deutsche Begriffe für diese Worte zu eigen zu machen. Was ihr blieb, war, in ihrem Kummer zu schmoren, sich zu quälen und vor dem Kommunismus zu fürchten.

Überall in Deutschland musste es andere Lehrer geben, die nicht mehr wussten, was sie ihren Schülern beibringen sollten, und Mütter, die vielleicht gegen ihren Wunsch etwas von ihrer Anbetung des Führers Weitergaben, weil wir ihnen keinen Ersatz angeboten haben. Viele deutsche Frauen empfanden zweifellos wie die junge

Studentin, der man geholfen hatte, in die Schweiz zu fliehen und die unbedingt nach Deutschland zurückwollte. Als ein Freund sagte: «Was Deutschland tut, ist ein Verbrechen», schrie sie hysterisch: «Sag das nicht, das darfst du nicht sagen! Ich muss zurück. Wir haben jetzt nichts mehr als den Führer!»

Die nächste Generation deutscher Jugend wird bereits geboren. Wichtiger als alle Reparationen, die wir aus ihnen herauspressen könnten, ist für uns, sie für die Demokratie zu gewinnen.

19. Kapitel

DER SCHWARZMARKT

Von dem Tiergarten, an den ich mich erinnerte, war nur sehr wenig übrig. Das Gras war hoch und verwildert, und die Bäume waren so zerfetzt, dass man die Buchen und Linden von einst nicht mehr auseinanderhalten konnte. Nun verschwanden auch noch ihre Stümpfe unter den Äxten von zivilen Holzfäller-Kommandos, die von der Militärregierung eingesetzt waren, um den Mangel an Heizmaterial zu lindern. Aber die halbkreisförmige Bank an der Ecke gegenüber dem Brandenburger Tor war noch da, dort sassen ältere Damen in einer Reihe, jede so steif und korrekt wie eine unverheiratete Tante.

Ich stand mit dem Rücken zu den Damen und sah an den russischen und englischen Strassenschildern vorbei zu den verkrüppelten Pferden über dem Brandenburger Tor. Ich dachte mir: «Nun sind wir also mitten in Berlin. Das heisst ja wohl, dass wir den Krieg gewonnen haben.» Ich versuchte gerade, mich an die dunklen Gebäude zu erinnern, die früher diesen Zugang zur Strasse ‚Unter den Linden‘ so eindrucksvoll und vornehm gemacht hatten, als mich jemand leise am Ärmel zupfte.

Als ich mich umdrehte, stand eine der kleinen alten Damen vor mir und schlug verstohlen ihren gepflegten schwarzen Mantel auf, um mir zu zeigen, was sie darunter festhielt. Es war eine gestreifte Seidenbluse, an den Ellbogen ein kleines bisschen abgetragen. Von ihrem kühnen Beispiel ermutigt, standen auch die andern Damen auf und kamen zu mir, jede wollte mir ebenso verstohlen irgendeinen kleinen Gegenstand vorführen.

«Was wünscht das Fräulein?» fragten sie.

«Was haben Sie denn?»

Eine hatte ein ziemlich neues Notizbuch aus schwarzem Leder, eine ein Stück Un-

terwäsche aus Kunstseide und eine andere ein Paar weisse Glacéleder-Handschuhe, wie man sie vielleicht nach der Erstkommunion einer Tochter aufhebt, sorgfältig in Seidenpapier verpackt.

«Wie viel?» fragte ich.

«Ein bisschen Butter.» «Ein bisschen Schmalz.» «Ein bisschen Zucker.»

So hauchten sie leise im Chor.

«Brauchen Sie einen Mantel? Einen Plüschmantel?» Ein abgemagerter, sehr energischer Mann drängte sich in den Kreis der Frauen. «Es ist ein schöner Mantel.»

«Wie alt?»

«Fast wie neu. Und mit Seide gefüttert. Meine Frau hat genau dieselbe Grösse wie Sie, und ist auch so hübsch wie Sie. Sie ist zwanzig Jahre jünger als ich.»

«Wie alt ist der Mantel?»

«Sie wissen doch, dass eine kluge Frau ihre Garderobe pflegt. Der Mantel ist wie neu, und sauber.»

«Wie viel?»

Der Mann dachte gründlich nach und meinte dann, vier Pfund Schmalz oder Margarine und dazu ein paar Zigaretten wären ein angemessener Preis.

«Wie viele Zigaretten?»

Er brauchte mehrere Minuten, um das zu entscheiden, und während er etwas an den Fingern abzählte, fiel mir auf, dass sein Hut für seinen mageren Kopf viel zu weit war und ich beobachtete die Frauen, die neidisch um diese Transaktion herumstanden, an der sie so gern beteiligt gewesen wären.

Schliesslich antwortete er «Zweihundert Zigaretten. Wenn Sie den Mantel sehen wollen, das dauert nur fünf Minuten.»

«Die Polizei kommt», flüsterten die Frauen und verflüchtigten sich.

«Ich gebe Ihnen meine Adresse und gehe nach Hause und warte auf Sie», drängte der Mann und behielt gleichzeitig einen britischen Tommy im Auge, der über die Strasse auf uns zumarschiert kam. «Nein, ich warte besser an der Ecke auf Sie», und schon war er verschwunden.

«Sie werden beobachtet», sagte der britische Soldat.

«Ich handle ja nicht auf dem Schwarzen Markt, ich interessiere mich nur dafür», sagte ich.

«Unsere MPs beobachten Sie von der anderen Strassenseite», beharrte er freundlich, aber streng.

«Es ist schon alles in Ordnung», sagte ich. «Ich bin von der Presse.»

«Na ja, wir wollten Ihnen nur einen kleinen Tip geben», sagte der Soldat unschlüssig und ging zu seinem Posten zurück.

Ich war nicht mehr an weiteren Verhandlungen über einen Plüschmantel interessiert, aber ich wollte unbedingt mehr über das Funktionieren des Schwarzmarkts erfahren und nahm deshalb dankbar die Einladung einer Jeep-Ladung amerikanischer Soldaten an, die nach Potsdam wollten, um sich über die gegenwärtigen Preise für Uhren zu informieren. Nachdem die amerikanische und britische Militärpolizei in ihren Sektoren zuschlug, war Potsdam, das in der Russischen Zone lag, zum Mekka alliierter Soldaten geworden, die etwas verkaufen wollten. Bald sahen sich auch die Russen gezwungen, Strafen gegen deutsche Zivilisten zu verhängen, die man beim Handel mit alliierter Ware aller Art erwischt hatte. Aber in Potsdam war der Schwarze Markt immer noch offen, dort trafen sich Käufer, Verkäufer und Zuschauer regelmässig zwischen vier Uhr nachmittags und zehn Uhr abends.

Vier Männer waren im Jeep: Vorn ein Hauptmann und sein Fahrer, zwischen die ich mich quetschen durfte, und hinten ein Gefreiter und ein Feldwebel. Die drei GIs hatten ihre Uhren bereits an russische Soldaten für vierhundert Dollar das Stück verkauft, aber der Hauptmann wollte noch seine Armbanduhr loswerden. Er war auf Urlaub nach Berlin gekommen und hatte nur einen einzigen Tag für alles, was er sich vorgenommen hatte. In der Reichskanzlei hatte er bereits nach Souvenirs gejagt und ein paar Bögen von Adolf Hitlers privatem Briefpapier gefunden, er hatte auch den Bunker besichtigt, wo Adolf und Eva angeblich ihre letzten Stunden erlebt hatten. Jetzt blieb ihm nur noch wenig Zeit, um seine Uhr zu verkaufen. «Ich habe mir gedacht, dass ich eigentlich nicht wohlhabend genug bin, um mit einer Vierhundert-Dollar-Uhr herumzulaufen», sagte der Hauptmann.

Nachdem der jeep driver seine eigene Armbanduhr verkauft hatte, hatte er nach Hause um acht weitere geschrieben und hoffte, dass sie eintreffen würden, ehe die Preise weiter sanken. Beim Einmarsch der alliierten Truppen war eine Uhr mit einundzwanzig Steinen und einer Abtastung sechshundert Dollar wert gewesen, und eine Uhr mit siebzehn Steinen brachte fünfhundert. Aber jetzt gingen die Preise zurück, man sah kaum noch einen Russen ohne eine Uhr so gut wie die eigene, und manche trugen zwei oder drei. Trotzdem schien die Nachfrage nach Uhren bei der Roten Armee immer noch unerschöpflich.

Es gab die verschiedensten Theorien, woher die Russen so viel Geld zur Verfügung hatten. Offiziell hiess es, die Sowjet-Soldaten bekämen den grössten Teil ihres Solds für drei Jahre, wenn sie Berlin erreichten, weil das der erste Ort war, wo sie die Möglichkeit hatten, etwas dafür zu kaufen. Manche sagten, dieser angesammelte Sold sei Teil eines Reparationsplans und dass die Russen ihre Soldaten als eine Art Belohnung nach den Kämpfen immer wieder auswechselten. Nach dieser Lesart wurden diese Soldaten nach Deutschland geschickt, dort ausgezahlt, durften einkaufen und wurden dann im Austausch gegen eine andere Gruppe zurückbeordert.

Das Berliner System von Kauf und Tauschhandel war kompliziert, jede Nationalität hatte ihre besonderen Interessen. Die Deutschen gaben beinah alles für Lebensmittel und Zigaretten. Die Russen wollten Uhren, Kleider- und Anzugstoffe und andere Konsumgüter, die in ihrem Land während des Kriegs nicht hergestellt worden waren. Die Amerikaner waren auf Kameras, Wein und finanziellen Profit aus.

Während wir in Richtung Potsdam fuhren, erzählten mir die Boys, die Marktlage heute sei auf jeden Fall nur ein blasser Abklatsch davon, wie sie vor zwei Monaten gewesen war, als unsere Truppen ihre Besatzungszonen eingenommen hatten.

«Das war die Zeit, als man noch eine Leica für zwei Päckchen Zigaretten bekommen konnte», sagte der Gefreite auf dem Rücksitz.

«Ich habe einen Kerl gekannt, der fährt einen Stabswagen», sagte der jeep driver. «Der hat im ersten Monat siebzehntausend Dollar gemacht, mit Kognak, Zigaretten und beschlagnahmten Autos. Mein Kamerad hat das Geld gesehn und hat es dann einfach gemacht. Mein Kamerad ist der Einzige, von dem ich weiss, dass er nicht nach Hause möchte. Er sagt, er möchte noch ein Jahr hierbleiben und das ganz grosse Geschäft machen.»

«Ich will vierzehnhundert Dollar machen und dann hör ich auf», sagte der Corporal.

Die Festlegung auf vierzehnhundert Dollar stand in einem komplizierten Zusammenhang mit dem Sold, den ein GI bekommt, den Beträgen, die er legal in Dollar umtauschen kann und der Annahme, dass er Einkommensteuer für seinen Schwarzmarkt-Gewinn würde zahlen müssen, wenn er ihn in zu grossen Summen nach Hause überwies. Aber noch ehe ich mir das alles genau erklären lassen konnte, waren wir schon in Potsdam.

In Sanssouci, wo Friedrich der Grosse seine Soldatenstadt mit dem französischen Namen und dem preussischen Geist gebaut hatte, hielten wir an und fragten einen alten Mann, wo der Schwarzmarkt sei.

«Unten am Wilhelmplatz», sagte er und zeigte dabei Zähne, die so braun waren wie die Knöpfe an seiner Jacke.

Ich gab ihm zwei Zigaretten für seine Auskunft. Er sah sie ehrfürchtig an, nahm seine Mütze ab, legte die Zigaretten vorsichtig in den Deckel und sagte: «Das ist etwas sehr Kostbares.»

Am Wilhelmplatz parkten wir am Strassenrand und blieben im Jeep sitzen, während der Hauptmann seine Hand draussen baumeln liess, um seine Uhr verlockend darzubieten. Es war fast vier Uhr und die Menge begann, sich anzusammeln, meist deutsche Zivilisten mit ein paar Russen und ein paar amerikanischen Soldaten darunter. Am Rand gleich neben uns standen drei russische Soldatinnen in gut sitzenden Röcken und hochgeknöpften Jacken mit Lederstiefeln bis an die Knie. Sie berieten über ein robust aussehendes Stück Unterwäsche, das ihnen eine Deutsche unbedingt verkaufen wollte. Gleich daneben blätterte ein GI prüfend in einem Briefmarkenalbum.

«Der ist gescheit, wenn er sein Geld in Briefmarken anlegt», sagte der jeep driver. «Der macht ein solides Geschäft, wenn er Briefmarken aufkauft. Mit dem Umtausch wird er keine Schwierigkeiten haben. Er wird sein Geld leicht nach Hause bringen.»

«Ich kenne einen, der kauft nur Gold», sagte der Gefreite. «Armbänder und Eheringe.»

«Einen fremden Ehering könnte ich nicht nehmen», sagte der jeep driver. «Das finde ich zu hart.»

Das Gedränge wurde immer stärker, es bildeten sich jene dichten kleinen Knoten von drei oder vier Leuten, die die Köpfe zusammensteckten, wie ich sie überall in Europa als Kennzeichen des Schwarzmarkts erkennen gelernt hatte. In unserer Nähe ging am Rand eines Kanallochs eine interessante Transaktion vor sich. Ein kleiner Mann mit einem Stück Klebeband auf seiner Oberlippe schlüpfte mit einem Zwanzigliter-Kanister Benzin aus dem Schacht, goss etwas in ein Litergefäss, bekam eine Handvoll Mark – wieviel, konnte ich nicht sehn – und verschwand wieder im Schacht. Ich sah, dass es «weisses Benzin» war, gewöhnliches farbloses Benzin im Gegensatz zu unserem alliierten «rosa Benzin».

Mit diesem rosa Benzin zu handeln, wäre für Deutsche sehr gefährlich gewesen, es setzte hohe Strafen, wenn man es in ihren Autos fand.

Im nächsten Augenblick kam ein russischer Offizier, um nach der Uhr des Hauptmanns zu fragen. Es war eine sehr gute Uhr, stossgesichert und wasserdicht, aber gerade ihre Vorzüge waren jetzt ein Nachteil, weil niemand einen Schlüssel hatte, mit dem sie sich öffnen liess. Russische Uhren-Kunden pflegten den Deckel aufzumachen, das Werk abzuhorchen und die sichtbaren Steine zu zählen. Amerikaner und Russe verständigten sich rasch mit den Fingern, der Hauptmann zeigte, dass es einundzwanzig Steine waren und der Russe bot dreitausendzweihundert Mark. Beide waren mit dem Handel sehr zufrieden.

Damit war das Hauptgeschäft des Tages erledigt. Der jeep driver zog ein Päckchen Zigaretten heraus und wollte sich gerade eine anstecken, als sich ein Haufen deutscher Frauen auf unseren Jeep stürzte. Jede streckte uns eifrig ihren Arm entgegen, und in jeder knöchigen Hand war ein Hundertmarkschein. Wie der Blitz hatten die Zigaretten für hundert Mark den Besitzer gewechselt.

«Du liebe Zeit, das sind zehn Dollar.» Der Hauptmann neben mir staunte.

«Chocolate, chocolate», bettelten die Frauen und wedelten uns mit ihren Hundertmarkscheinen ins Gesicht.

«Heiliger Bimbam», sagte der Captain. «Hundert Mark für eine Schokoladentafel!»

Zigaretten und candy bars und Hundertmarkscheine wechselten so rasch von Hand zu Hand, dass die Boys nicht einmal Zeit hatten, ihr Geld zu zählen. Sie hatten gerade ihre PX-Rationen bekommen und hatten deshalb einen Vorrat, der ihnen mehrere hundert Dollar eingebracht haben muss. Als es sich in der Menge herumsprach, dass es Schokolade gab, drängten sich immer mehr Frauen um unseren Jeep, ein Klumpen wie ein Wespenschwarm, schwenkten ihre mageren Arme und bettelten um Zigaretten und Schokolade. Endlich waren das letzte Päckchen Zigaretten und das letzte Stück Süßigkeit weg, bis auf eine kleine Stange Erdnusskrokant. Eine Frau ganz in der Nähe, die anscheinend nur einen Fünfigmarkschein hatte, überredete ihre Begleiterin, sich an dem Kauf zu beteiligen. Als der Fahrer den Jeep zurücksetzte und losfuhr, sah ich die zwei Frauen am Strassenrand, wie sie versuchten, die Stange bis auf eine Erdnuss genau zu teilen.

Im Schwarzhandel gibt es eine komplizierte Zwischenschicht von Mittelsmännern, die am Profit mit verdienen. In Berlin befand sich das Hauptquartier der Ziga-

retten-Händler unter der ‚Femina‘. Nachts war die Tanzfläche der ‚Femina‘ überfüllt von amerikanischen und britischen Offizieren, einzelnen Russinnen in Uniform und russischen Offizieren und Horden von deutschen Taxigirls, aber das tiefe Untergeschoss wurde nur tagsüber lebendig. Wenn man mittags in den Keller der ‚Femina‘ stieg, sah man die Schwarzhändler Zigaretten und Währung in drei hohen Haufen sortieren: Alliierte Besatzungs-Mark, die weniger geschätzte deutsche Mark und die heiss begehrten amerikanischen Zigaretten. Diese Zigaretten-Zwischenhändler, die im ‚Femina‘-Keller zusammenkamen, sorgten dafür, dass ein Päckchen amerikanische Zigaretten, das zehn Dollar gekostet hatte, auf dem Markt auf fünfzehn stieg und wenn es den Endverbraucher erreichte, zwanzig Dollar brachte.

Bei den Deutschen hiessen unsere Zigaretten ‚Amis‘ und besaßen weitaus mehr Kaufkraft als Geld. Für zehn ‚Amis‘ gab es zwei Brotkarten, also umgerechnet sechs Pfund Brot. (Es gab deutsche Schwarzhändler, die auf Brotkarten spezialisiert waren.) Zwei ‚Amis‘ kostete ein kleiner Beutel Kartoffeln oder ein kleines Stück Margarine in den Lebensmittelgeschäften in der Stadt. Auf dem Land, wo Zigaretten wirklich eine Kostbarkeit waren, gab es für eine Handvoll ‚Amis‘ eine ganze Menge Lebensmittel.

Ganz Europa war ein riesiger Schwarzmarkt geworden. Das System von Absatz und Verteilung der Vorkriegszeit existierte nirgends mehr. Als die Nazis in ganz Europa vorstießen, erhoben sie die Schiebung derart zum System, dass sich sogar das deutsche Heer gezwungen sah, auf dem Schwarzmarkt einzukaufen. Der Balkan war ein Schwarzmarkt-Sumpf. Spanien steckte so tief drin, dass Franco der spanischen Armee-Führung den Fortbestand des Schwarzen Markts versprach, ‚weil alle Ränge der spanischen Armee daran interessiert sind‘. Auch in Frankreich währte Redlichkeit keineswegs am längsten, von normalen Geschäften konnte einfach niemand leben. Jeder, der etwas mit Lebensmitteln zu tun hatte und Teile seiner Ware in den Schwarzmarkt sickern lassen konnte, machte einen prächtigen Gewinn, während gewöhnliche Arbeitnehmer ihre Ersparnisse angreifen mussten, solange sie welche hatten, um ihre Rationen mühsam aufzustocken.

Eine normale französische Mutter flickte die Kleider ihrer Kinder, denen sie kaum jemals etwas Neues kaufen konnte, solange, bis der Stoff zu dünn war, um die Stiche zu halten. Dagegen drängten sich die Töchter von Bäckern und Metzgern und Händlern, die mit Lebensmitteln zu tun hatten, in den Salons der grossen Pariser Coutu-

riers und kauften elegante kleine Kostümchen, manchmal zwei oder drei auf einmal, für 30'000 Francs das Stück. (Für 600 Dollar, wie ich im Herbst 1945 sah.) Wenn man in Europa nicht vom eigenen Grund und Boden leben konnte, konnte man nur auf dem Schwarzmarkt kaufen und verkaufen oder verhungern und verwahrlösen.

Paris war ein Zentrum seltsamer Nachkriegs-Geschäfte, als ich es auf einem Kurzurlaub von meinem Auftrag in Deutschland besuchte. Eines der mysteriösesten wurde in meiner Gegenwart in der Bar des Georges V. besprochen. Das Hotel war für hochrangiges alliiertes Personal requiriert worden: Obersten, Generäle und VIPs (Very Important People – sehr wichtige Leute). Der amerikanische Oberst, der mich in die Bar einlud, blubberte beim Martini vergnügt über ein Dreiecksgeschäft, das er gerade mit dem britischen Oberst und dem französischen Privat-Bankier abgeschlossen hatte, die am nächsten Tischchen sassen. Sie hatten den ganzen Nachmittag in seinem Zimmer darüber diskutiert.

«Es ist einfach kolossal», sagte der amerikanische Oberst. «Jetzt werde ich auch mal ein bisschen Geld verdienen, wenn es Ihnen nichts ausmacht. Es dreht sich um Hunderte von Tausenden Francs. Nur wir drei sind drin – mein Freund, der britische Oberst, dieser Franzose, und ich.»

Er machte mich mit seinen neuen Partnern bekannt und in der kurzen Unterhaltung, die ich mit ihm hatte, machte der französische Bankier ein paar Bemerkungen, die ich erstaunlich fand. Als er hörte, dass ich gerade aus Deutschland kam, äusserte er grosse Besorgnis über die Zukunft der deutschen Bankiers.

«Sie dürfen die grossen Bankiers nicht im Stich lassen», sagte er, «oder der Bolschewismus kommt.» Er war ein glühender Monarchist und hatte sich der Aufgabe geweiht, einen ‚reinblütigen Bourbonen‘ auf den Thron von Frankreich zu setzen, denn nach seiner Überzeugung lag ‚die einzige demokratische Zukunft Frankreichs in der Monarchie‘.

Als der Franzose sich wieder seinem britischen Partner zuwandte, sagte ich zu dem Amerikaner: «Meinen Sie nicht, dass da ein bisschen mehr Politik im Spiel ist, als Ihnen lieb sein könnte?»

«Nein, nein, es ist einreines Geschäft», sagte der Oberst aus Oregon. «Dieser Franzose ist ein grosses Tier. Ich habe mich über ihn erkundigt. Er will nur Geld machen.»



100 Marschall Shukow hat für die Siegesparade in Berlin seine Orden angelegt.



101 Das Brandenburger Tor, seines Glanzes entkleidet.



102 Bruder und Schwester in Berlin. Die Fahnen sind Heimarbeit.



103 Der Anhalter Bahnhof hatte noch Würde, trotz der Kriegsschäden. Hier drängten sich die Deutschen, stritten und begaunerten sich. Die wenigen Züge waren überfüllt.



104 Offene Geleise sind nicht gut für einen Mann mit Krücke.



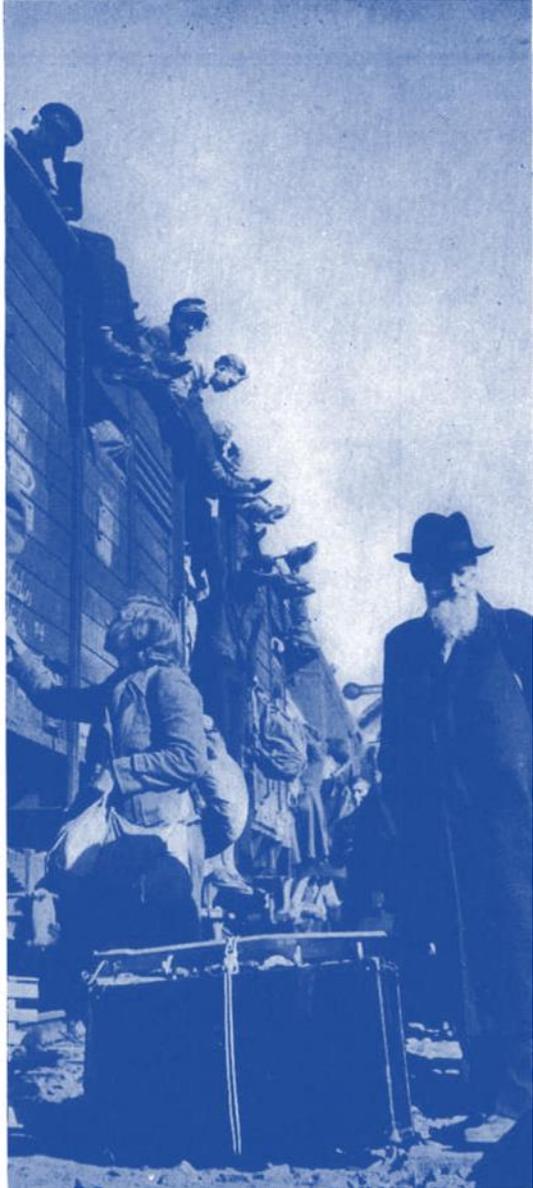
105 Vater und Sohn fahren aufs Land, um Lebensmittel aufzutreiben.



106 In einem Handwagen kann man viel transportieren, und er braucht kein Benzin.



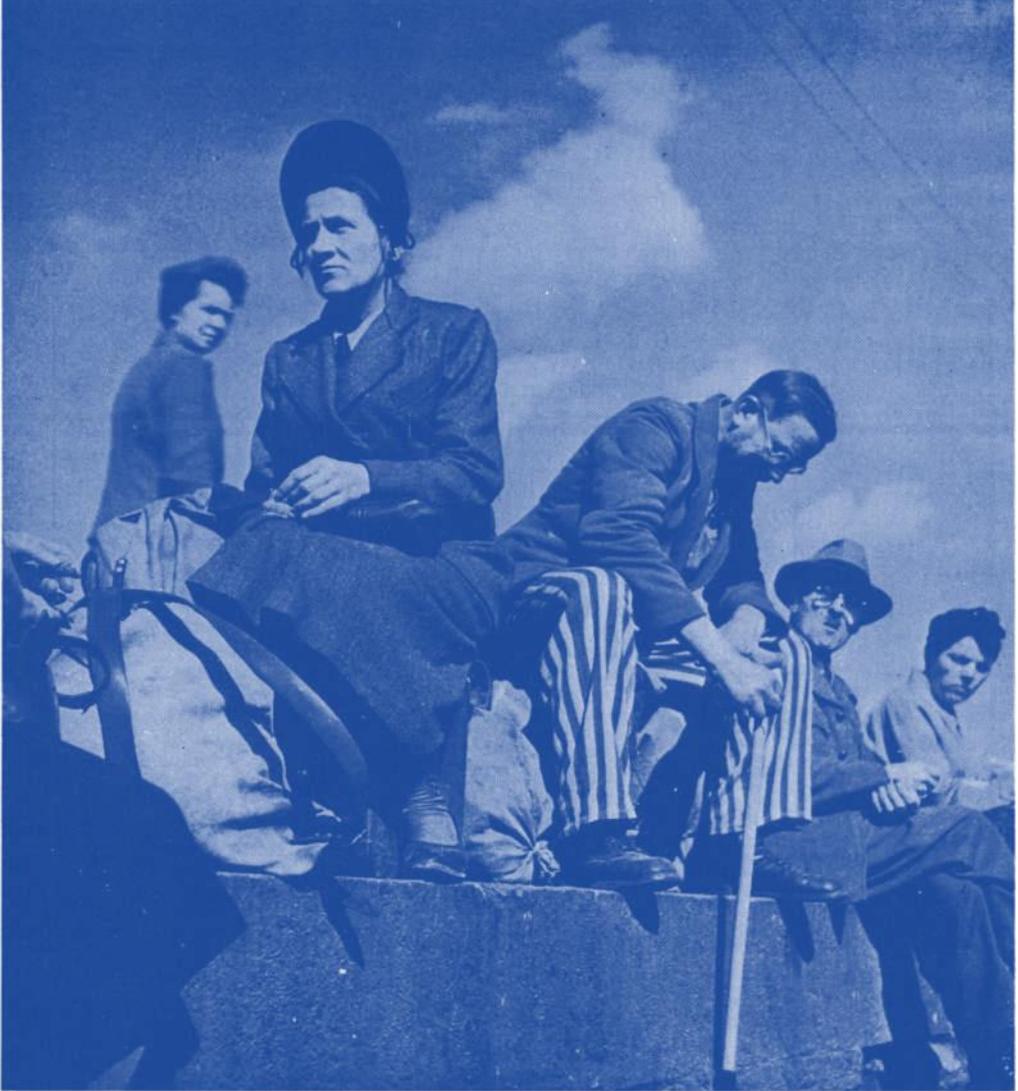
107 Der Schaffner sagte: «Jeder denkt nur an sich. Wie egoistisch die Welt geworden ist!»



108 Der alte Mann fand keinen Platz, und niemand half ihm.



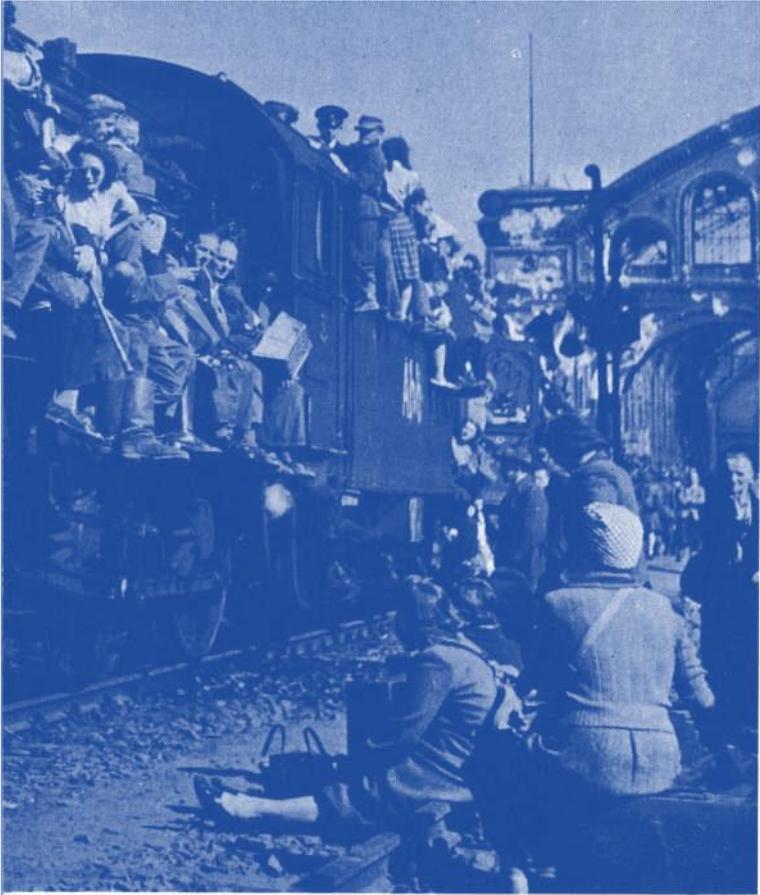
109 Eine deutsche Rotkreuzschwester gibt einem Soldaten Geld.



110 Ein Mann in Häftlingskleidung genoss gewisse Vorteile, andere Deutsche beneideten ihn deswegen. Die Frau kam nach Berlin, um auf dem Schwarzen Markt einzukaufen.



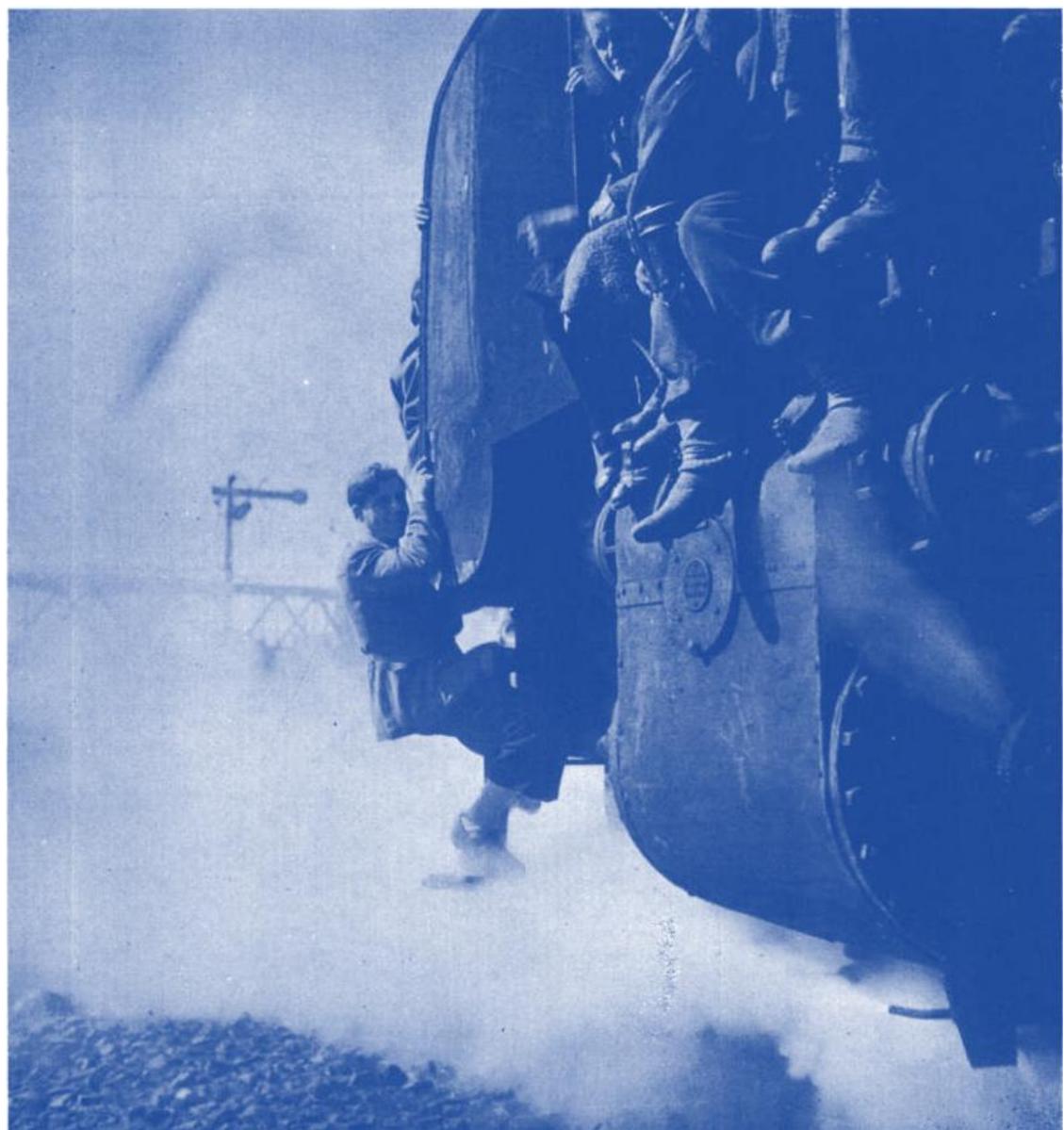
111 Zuletzt fand man nur noch auf der Lokomotive einen Platz.





112 Sie wussten nicht, wohin sie fuhren, was sie machen würden, wenn sie dort waren oder was sie dort finden würden. Aber es konnte nicht schlimmer sein als da, wo sie herkamen.





Ich wusste, dass er keine Geschäfte machen durfte, solange er Uniform trug. Vielleicht war dem Oberst deshalb auch nicht ganz wohl, denn er fügte hastig hinzu: «Es hat nichts mit der Armee zu tun. Es ist einfach kolossal. Es ist so toll, dass man es sich gar nicht vorstellen kann. In zwei Monaten komme ich in Zivil zurück.»

Natürlich wurde ich nicht über die Einzelheiten dieses ‚kolossalen‘ Geschäfts aufgeklärt, aber es fielen ein paar Bemerkungen über Transaktionen über die Schweiz, die mir einen gewissen Hinweis gaben. Während des Krieges hatten viele Finanzleute, deutsche und andere, ihre Gelder in der Schweiz untergebracht. Die unsichere Nachkriegssituation lockte nun mit schönem Gewinn durch Arbitrage (Nutzung der Kursunterschiede) und durch Jonglieren beim Devisentransfer. Ich war zutiefst schockiert, dass ein amerikanischer Oberst schon ein Geschäft plante, bei dem es um ‚Hunderte von Tausenden Francs‘ ging, solange er noch die Adler auf den Schulterklappen trug.

Nach den Moralbegriffen vieler GIs gab es manches, was ein ehemaliger Frontkämpfer, der sich ins Feindesland durchgefochten hatte, tun durfte, was aber nicht für die Etappenhasen galt, die als Touristen einreisten, nachdem der letzte Schuss gefallen war. Diese Unterscheidung zwischen der kämpfenden Truppe und dem Etappenhelden ging auf den Groll über das VIP-PX zurück. Dieser superfeine Post Exchange für Very Important Persons war während der Potsdamer Konferenz in Berlin eingerichtet worden. Dort gab es vom Whisky bis zur Armbanduhr fast alles, was ein VIP ersehnen konnte, und billiger, weil es steuerfrei war.

«Solange ich hier war, habe ich in unserem PX nach einer Uhr gesucht und habe keine bekommen», sagte mir der Fahrer eines Stabswagens. «Und dann musste ich zuschauen, wie diese losgelassenen Spiesser ins VIP-PX gehn und mit guten Uhren wieder herauskommen, die sie 20 Dollar gekostet haben und die sie für 600 Dollar weiterverkaufen.» (Damals zu Beginn der Potsdamer Konferenz hatten die Preise für Uhren den Höchststand erreicht.)

«Aber richtig sauer bin ich erst geworden, seit einer von diesen VIPs in dieses erstklassige PX geht und eine fünftel Flasche alten Whiskey für zwei Dollar kauft. Ich versuchte, sie ihm für zwanzig Dollar abzukaufen, aber er sagte nein. Und dann lässt er sich von mir zum Tiergarten fahren und verkauft sie dort für hundertfünfzig Dollar.»

«Was haben Sie zu ihm gesagt?», fragte ich.

«Er war als Beamter des Staates New York gekommen. Sein Rang entsprach dem eines Brigade-Generals. Ich konnte nichts zu ihm sagen.»

Um den Schwarzmarkt-Handel der GIs einzuschränken, erliessen die Militärbehörden eine Vorschrift, nach der nicht mehr als 200 Dollar in Mark auf einmal eingetauscht werden durften und auch das nur, wenn sie aus legitimer Quelle stammten. Aber was war eine legitime Quelle? Der Sold, natürlich, und das Geld, das man beim Spiel gewann, war rechtmässig. Von da an fingen so viele Soldaten an, genau zweihundert Dollar beim Poker zu gewinnen, dass es nicht als ratsam galt, mehr als einmal einem Finanzoffizier mit seinem Gewinn unter die Augen zu treten. Fahrer, die zwischen verschiedenen Städten hin- und herfuhren, waren im Vorteil, weil sie ‚Poker-Gewinne‘ bei jeder Finanzverwaltung eintauschen konnten, an der sie vorbeikamen. Die Legalität liess sich auch noch differenzierter auslegen. Eine Uhr war ‚persönliches Eigentum‘, man konnte damit machen, was man wollte. Waren aus den Armee-Vorräten zu verkaufen, war ‚illegal‘. Die eigenen Zigaretten aus dem PX zu verkaufen, war bloss ‚unanständig‘. Aber die Zigaretten, die einem die Freundin von zu Hause schickte, was waren die: ‚Illegal‘, ‚unanständige‘, ‚persönliches Eigentum‘ oder dasselbe wie ‚Poker-Gewinne‘?

Eines Morgens kurz vor meiner Abreise von Berlin nach Amerika nahm ich früh mein Frühstück mit den Fahrern der Fahrbereitschaft. Die meisten von ihnen standen kurz vor ihrer Heimkehr. Sie beschäftigte deshalb vor allem, wie sie ihr Geld nach Hause bringen könnten. Da sassen sie nun in Berlin, ihre Taschen platzten schier vor Geld und keiner wusste, ob er es überhaupt nach Hause schaffen konnte.

«Niemand weiss, was damit passiert», sagte einer der Fahrer zu mir. «Natürlich denkt keiner an etwas anderes. Einer von den Kameraden ist vor drei Tagen nach Hause gefahren. Er wird uns wissen lassen, was los ist.»

Sie wussten bisher nur, dass sie «unbehindert ihren Sold plus zehn Prozente nach Hause schicken konnten. Das bedeutete, wenn ein Soldat nach Abzug des Soldanteils und der Versicherung für seine Frau – sagen wir – 45 oder 46 Dollar von seinem Sold übrig hatte, 50 Dollar nach Hause schicken durfte.

«Und das sind bloss fünf Tafeln Schokolade», sagte einer.

Wir tranken unseren Kaffee aus, dann griffen mehrere Männer automatisch nach Zigaretten in die Tasche und das rief ein grosses Gelächter hervor, denn kein einziger, der da sass, hatte welche.

«Wer wird sich schon in der Zigaretten-Frage kompromittieren?» sagte ein Fahrer.

«Ich mache Schwarzmarkt-Geschäfte, solange ich auf meinen zwei Beinen stehen kann», sagte ein anderer.

«So, wie ich mir das denke», sagte einer der Boys ganz langsam und nachdenklich, «ist der Schwarzmarkt das, was die GIs für das entschädigt, was sie im Krieg ausgestanden haben.»

Irgendwie machte mich diese Bemerkung sehr traurig. Wir hatten unsere Jungens den Krieg durchmachen lassen, ohne ihnen eine ausreichende Vorstellung zu geben, wofür sie eigentlich kämpften. Wenn sie jetzt, nachdem alles vorbei war, dachten: «Der Schwarzmarkt ist das, was die GIs für das entschädigt, was sie im Krieg ausgestanden haben», dann war irgendetwas irgendwo völlig verkehrt.

20. Kapitel

BERLIN: EIN STROM VON WANDERERN

«Niemand lässt mir einen Platz», klagte der alte Mann mit dem glänzend schwarzen Vulkanfiber-Koffer. Er war schon sehr alt und sah in seinem langen schwarzen Mantel und mit seinem gepflegten weissen Bart ausgesprochen würdig aus. Er versuchte, mitten durch die Menschenmassen, die sich mit ihren Rucksäcken, Kinderwagen, Aktentaschen und Fahrrädern über den Perron des zerstörten Anhalter Bahnhofs in Berlin wälzten, in den unvorstellbar überfüllten Zug nach Halle zu kommen.

«Niemand lässt mir einen Platz», sagte er. «Ich bin schon dreimal heruntergedrängt worden.»

«Sie dürfen sich eben nicht wegschieben lassen», sagten ein paar glücklichere Reisende, die das gehört hatten und von ihren gewagten Positionen aussen an dem vollgestopften Waggon heruntersahen, wo sie wie eine Herde Affen hingen.

«Ich könnte da oben auf dem Fensterbrett stehen», schlug der alte Mann vor, «wenn mir jemand die Hand geben würde.»

«Nein, daraus wird nichts», sagte der Schaffner, der sich energisch an ihm vorbei durch die Menge drängte. «Dann kommt ein Signalmast, und schon fallen Sie runter.»

Sofort richtete der alte Mann sein Flehen an den Schaffner. «Andern geben Sie Plätze, nur mir geben Sie keinen.»

«Typisch», sagte der Schaffner. «Immer die andern. Jeder denkt nur an sich. Wie egoistisch die Welt geworden ist!»

Das öde Gerippe des Anhalter Bahnhofs, in dem hoch oben in den Kuppelbögen noch Reste des Dachs wie zerfetzte Spitze hingen, verlieh dem Durcheinander und

dem hoffnungslosen Gewimmel unten eine gewisse düstere Theatralik. Diese wandernden Massen waren vertriebene Deutsche, jeder wollte irgendwohin und aus allen erdenklichen Gründen. Da wollten deutsche Soldaten nach Hause, wie alle Soldaten auf der Welt. Viele hatten kein Dach mehr über dem Kopf und wollten bei Verwandten unterkriechen, Flüchtlinge verliessen die Stadt, weil sie auf dem Land mehr zu essen zu finden hofften, andere kamen vom Land zurück in der Hoffnung, ihre Wohnung in der Stadt sei noch da. Eltern suchten nach ihren Kindern, verheiratete Frauen nach ihren Verwandten, Töchter nach ihren Müttern. Während so viele darum kämpften, von aussen in die Waggons zu klettern und sich und ihr Gepäck dort unterzubringen, versuchte ein Mädchen erstaunlicherweise genauso hartnäckig, auszu-steigen.

«Warum will die Frau denn wieder hinaus?» beschwerten sich die Leute um sie herum, denen sie auf Füsse und Hände trat.

«Mein Vater ist nicht gekommen», sagte das Mädchen. «Machen Sie die Tür auf. Ich muss zur Türe raus.»

Sogar ich als aussenstehender Zuschauer bei diesem Kampf begriff, dass es eine Katastrophe wäre, die Tür aufzureissen, die zusammengepferchten Menschen würden herausquellen wie der Schaum aus einer frisch geöffneten Flasche Bier.

«Kann denn keiner die Tür aufmachen?» jammerte sie. «Da, nehmen Sie meine Taschen.»

Das war an niemand einzelnen gerichtet und erzeugte auch keine besondere Reaktion, aber durch die schiere Kraft ihrer Hartnäckigkeit gelang es ihr, eine Art Fliessband in Gang zu setzen und vom einen zum andern erst ihre Sachen und dann sich selbst vom Waggon herab zu befördern.

«Mein Gott, wieviel kleines Zeug die bei sich hat», jammerten die Leute hinter ihr.

«Macht das dem Zug vielleicht etwas aus?» erwiderte sie spitz und drängelte sich von Schulter zu Schulter auf den Perron hinaus.

Ein einbeiniger Soldat füllte die nahezu unsichtbare Lücke, die auf dem langen Trittbrett des Zugs entstanden war. Er hatte lange da gestanden und ruhig auf eine solche Gelegenheit gewartet. Mit einer einzigen Bewegung schwang er sich auf seinen Platz, hing seine Krücke an die Türklinke und zwängte sein Bein auf seine Privatmethode irgendwie zwischen das Fahrgestell des Waggons. Dieser Zuwachs war für den dicken Mann, der ihm auf dem Trittbrett am nächsten war, eine unangenehme

Überraschung. Bis jetzt hatte er Platz genug gehabt, um mit einer Kiste zwischen den Knien sitzen zu können. Sein lauter Protest machte eine Gruppe auf dem Bahnsteig aufmerksam, wo man um Vorschläge und Kommentare nie verlegen war.

«Stecken Sie doch Ihre Beine da rein», sagten die Kibitze und zeigten auf einen Zwischenraum zwischen der Federung und dem Wagen.

«Ein starker Stoss und meine Beine sind ab», protestierte der Dicke.

«Hört mal den», sagten die Umstehenden. «Er gönnt einem Soldaten seinen Platz nicht.»

Für die Bedürfnisse der Soldaten, von denen die meisten in Waggonen gepfercht wurden, die für sie besonders reserviert waren, wobei nur die Überzähligen sich ausser anklammern mussten, sorgten zwei oder drei Rotkreuz-Mädchen. Diese Mädchen gingen auf dem Bahnsteig auf und ab und sammelten bei den Zivilisten für die Soldaten alles ein, was sie bekommen konnten.

«Hat jemand ein Stück Brot? Ein bisschen Obst für die Soldaten?» rief eines der Mädchen immer wieder und marschierte unermüdlich von einer Gruppe Reisender zur nächsten. «Hat einer eine Zigarette für einen Soldaten?»

Man gab ihr lieber Geld als Lebensmittel und sie blieb von Zeit zu Zeit in einer Gruppe Soldaten stehn, um ihre Kitteltaschen auszuleeren und die Mischung aus Schwarzbrot und Reichsmark auszusortieren.

«Hat jemand gar nichts?» fragte sie eine Gruppe heruntergekommen aussehender Soldaten. «Bitte sagen Sie nicht, dass Sie nichts haben, wenn Sie noch etwas haben, sonst essen Sie das Brot, das ein anderer braucht.»

«Wir wollen alle essen», rief das Mädchen, während sie weiter sammelte. «Ein Stück Brot weniger, und wir können eines einem Soldaten geben.»

«Das ist schon wirklich traurig», bemerkten ein paar Umstehende, die beobachtet hatten, dass ich hier und da meinen Apparat benutzte. «Ausländer machen Bilder von uns und verkaufen sie an die Zeitungen.»

Das Rotkreuz-Mädchen war bei einem der Waggonen, die für deutsche Kriegsgefangene reserviert waren, stehen geblieben und gab Stück für Stück durch Fenster, an denen sich unrasierte Gesichter unter schäbigen grünen Kappen drängten, ihren Proviant aus.

«Sie haben schon ein Stück Brot gehabt», tadelte sie einen Soldaten, der seine Kameraden beiseite stiess.

«Aber ich habe das Stück Apfel nicht bekommen.»

«Dann haben wir Ihnen etwas anderes zu Ihrem Brot gegeben!»

«Er hat eine ganze Gasmaske voll Essen, und da will er immer noch mehr», sagten die Soldaten neben ihm.

«Kameraden, das macht keinen sehr guten Eindruck», sagte sie.

Ich war entsetzt, als einer der deutschen Soldaten sagte: «Die würde ich gern erschiessen!», bis mir klar wurde, dass er nicht von dem Rotkreuz-Mädchen sprach, sondern auf mich deutete, die ich auf dem Nebengleis stand und Bilder machte. Mir wurde ungemütlich und ich ging ein Stück weiter weg. Im nächsten Augenblick fegte so etwas wie ein Sturmwind den Bahnsteig entlang. Wie Staub von einer Brise ranneten alle Menschen auf dem Perron zur Spitze des Zuges. Ich rannte mit, oder, besser gesagt, die Menge riss mich mit, bis ich mich abseits zu einem leeren Gleisstück durchkämpfen konnte, von wo sich mir ein bemerkenswertes Drama bot.

Die Lokomotive näherte sich, und das war die letzte Chance für die auf dem Bahnsteig, mitzufahren. Innerhalb von Sekunden sah die dampfende Maschine nicht mehr wie eine Lokomotive aus, sondern eher wie eine Wollsocke, die von Zecken wimmelt. Ich staunte, wie geschickt manche Passagiere waren, nicht nur beim Aufspringen, sondern auch beim Festzurren ihrer Kinderwagen und Fahrräder.

Der Schaffner spielte bei dieser Szene eine zentrale Rolle. «Kein Platz mehr», schrie er immer wieder. «Sie sehen doch, alles ist voll. Wenn etwas dabei passiert, habe ich die Verantwortung.»

Einer Frau in einem falschen Leopardmantel war fast gelungen, im Maschinisten-Häuschen zu verschwinden, als der Schaffner sie dabei erwischte. «Da können Sie nicht rein», schrie er. «Kommen Sie sofort herunter. Wenn hier einer verbrennt, bin ich schuld.» «Dann lassen Sie mich auf den Tender.» «Der Tender ist für unsere Soldaten», sagte der Schaffner. «Die müssen nach Hause.»

Die Dame im imitierten Pelz liess sich nicht so leicht entmutigen. Sie griff nach dem nächsten Passagier und fing an, sich an seinen Haaren hochzuziehn. Da hatte der Schaffner schliesslich genug und verbot ihr, mitzufahren.

«Immer dasselbe», sagte er noch einmal. «Jeder sorgt nur für sich. Keiner kümmert sich um den andern.»

Die Maschine stand allmählich unter Volldampf. Weisse Wirbel leckten um die

nackten Beine der Mädchen in die Höhe und hüllten zischend die ganze menschliche Ladung auf der Lokomotive ein. Als die Räder sich zu drehen begannen, sah ich einen Jungen, der wie ein Frosch auf einem kleinen Fusstritt am Kopf der Lokomotive klebte. Mit beiden Füßen auf diesem Tritt hielt er sich an irgendetwas über seinem Kopf fest, die Knie weit gespreizt, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren und ging so auf eine Reise von ungezählten Stunden. Niemand ahnte, wie lange die Fahrt nach Halle dauern würde. In der Vorkriegszeit waren es ungefähr drei Stunden gewesen, jetzt musste man manchmal mit vollen vierundzwanzig rechnen. Auch in Halle war das nur ein kleiner Schritt in Richtung der vielen verschiedenen Ziele der Reisenden. Halle war ein grosser Eisenbahn-Knotenpunkt, einer der wenigen von Deutschlands schwer zerstörtem Eisenbahnnetz, der noch funktionierte. Deshalb war Halle für die, die nach Hamburg im Norden wollten oder nach Leipzig und Dresden im Südosten, oder nach Südwesten mit dem leidenschaftlichen Wunsch, die amerikanische Zone zu erreichen – die für deutsche Flüchtlinge das Gelobte Land war – nur eine Station auf dem Weg, wo sie derselbe Kampf erwartete, um an Bord eines Fortbewegungsmittels zu gelangen.

Der lange Zug raste nun vorbei und die Menschen auf den Wagendächern und an den Wänden waren kaum noch als menschliche Wesen zu erkennen, sie sahen immer mehr wie Kletten aus. Je schneller der Zug wurde, desto mehr glichen die Wagen alten Bootsrümpfen, die in die Ferne schaukelten. Ich wandte mich zum Bahnsteig um und fand ihn genauso dicht mit Menschen überzogen wie vorher, ehe der Zug irgendwen abtransportiert hatte.

«Wir bleiben ganz bestimmt hier», sagte eine erschöpft aussehende Frau mit kariertem Kopftuch und setzte sich mit ihren drei Kindern auf den Rand des Bahnsteigs, gerade dem strategischen Punkt gegenüber, wo die Lokomotive heute angefahren war und vielleicht morgen wieder hereinfahren würde. Sie nahm ein paar Kleiderbündel und einen Kochtopf aus ihrem Kinderwägelchen, um das jüngste Kind hineinsetzen zu können – der Kinderwagen war in Deutschland zum Universal-Transportmittel geworden.

Diese Familie gehörte zu den Tausenden von Deutschen, die von den Polen massenweise vertrieben wurden. Sie hatten Wochen auf den Landstrassen von Pommern verbracht, bis sie irgendwie hoch oben im Norden in Rostock gelandet waren, wo sie zwei Wochen in einem Flüchtlingslager unterkamen. Von dort bis Berlin hatten sie noch einmal achtzehn Tage gebraucht. Sie hatten eigentlich in Berlin bleiben

wollen, hatten aber erfahren, dass sie das nicht durften. Wie ich wusste, unternahmen die Behörden alles, was in ihrer Macht stand, um zu verhindern, dass noch mehr Flüchtlinge in die längst übervölkerte Stadt strömten.

Während ich mit ihr sprach, fiel mir auf, dass diese kleine Familiengruppe eine Art System in ihre Lebensweise gebracht hatte. Aus Pommern hatten sie im Kinderwagen einen kleinen Vorrat Kartoffeln mitgebracht, wenn der zuende war, liess er sich – wenn auch unter Schwierigkeiten – wieder auffüllen. Auf dem flachen Land waren die Leute nicht so egoistisch wie hier in der Stadt, sie fanden immer jemand, der ihnen ein paar Kartoffeln oder ein bisschen Gemüse gab, wenn er selber etwas hatte, wovon er abgeben konnte. Gewöhnlich hatte die Familie im Wald geschlafen, aber eine Scheune war ihnen natürlich lieber gewesen, wenn sie eine fanden.

Die beiden älteren Kinder waren gross genug, um Brennholz sammeln zu helfen und die Mutter baute aus Steinen einen kleinen Herd, auf den sie den Kochtopf setzen konnte. Es war schwierig mit einem einzigen Topf, auch die Kleider der Kinder und alles andere musste in demselben Topf gewaschen werden, in dem sie das Essen kochte. Die Kinder bekamen Hautkrankheiten und sie hatte schreckliche Angst vor Typhus. Nachdem sie nun wussten, dass sie nicht in Berlin bleiben konnten, wollten sie den nächsten Versuch in Hamburg machen. Die älteste Tochter hatte in Hamburg eine Einzimmerwohnung, oder vielmehr hatte sie gehabt, das hatte in einem Brief gestanden, den die Mutter vor langer Zeit bekommen hatte. Vielleicht gelang es ihr, die Tochter dort ausfindig zu machen, und vielleicht existierte die Wohnung noch. Ich wollte ihre Sorgen nicht vermehren und verschwieg deshalb, wie ich das zerstörte Hamburg gefunden hatte, nach ihrem hoffnungslosen Ton zu schliessen, wusste es die Mutter wohl ohnehin. Sie hatten einfach nichts, wo sie sich hinwenden konnten, und dachten an nichts anderes, als sich auf Strasse und Schiene durchzuschlagen.

Als ich mich von der Familie mit dem einzigen Kochtopf abwandte, erwartete mich ein erstaunlicher Kontrast: Daneben öffnete ein Paar auf dem Bahnsteig einen schön ausgestatteten Picknick-Korb und nahm ein Paket mit belegten Broten, kalten Tee in einer Cognac-Flasche und einen merkwürdigen lila Pudding heraus, für den sie Teller und Löffel mitgebracht hatten. Die Frau trug einen Plüschmantel, eine von diesen Pelz-Imitationen, die so typisch für den deutschen Mittelstand sind, der Mann hochgeschnürte Stiefel und Knickerbocker im Fischgrätmuster. Er hatte es so eilig,

mir seine Bescheinigungen und Ausweise vorzuführen, dass ich sicher war, dass er etwas auf dem Gewissen hatte. Auf dem Papier stand: «Wir bestätigen, dass Herr Christoph Beyer bei uns als Küchenchef angestellt ist. Die gegenwärtige Reise nach Erfurt in Thüringen ist von uns genehmigt.» Die Unterschrift stammte von Geschäftsführern des Kraftwerks, der Elektro-Werke Aktien-Gesellschaft, wo er arbeitete.

Es war leicht zu erraten, wieso diese Leute so gut angezogen waren, sie hatten Zugang zu Lebensmitteln, für die sie alles einhandeln konnten, was sie brauchten. Herr Beyer tat so geheimnisvoll mit dem Zweck seiner Reise, dass ich mir nur vorstellen konnte, dass da irgend so ein Schwarzmarkt-Geschäft in Gang war, an dem sich der Küchenchef eines Kraftwerks kräftig beteiligte.

Ein leiser Hauch von Schwarzmarkt schwebte auch um eine andere Frau, die ein wenig weiter auf dem Bahnsteig sass. Sie sass entschlossen auf einem grossen Koffer, zahllose Taschen und Bündel um sich herum, und gehörte mit ihrem Tweed-Kostüm, ihrem runden Hut und ihren Schuhen mit den nur wenig schiefgelaufenen Absätzen zu den bestangezogenen Frauen auf dem Perron. Sie hiess Adelheid Planner, sagte sie, und sei nach Berlin gekommen, um «Sachen einzukaufen». Sie war in den Siemenswerken gewesen, aber dort hatte sie nicht einmal eine Kochplatte auf-treiben können.

Ein Einkaufsbummel in so schlechten Zeiten kam mir etwas seltsam vor, deshalb fragte ich: «Lohnt sich das denn, den ganzen Weg nach Berlin wegen einer einzigen Kochplatte zu machen?»

«Ich wollte eigentlich fünfhundert kaufen», sagte sie, «aber hier gibt es nichts und der Koffer, auf dem ich sitze, ist leer.»

Als sie dann noch sagte, ihr Mann habe sie angewiesen, ein paar kleine Apparate zum Schärfen von Rasierklingen mitzubringen, war ich ganz sicher, dass sich die Familie Planner auf dem Schwarzmarkt tummelte, denn kleine Gebrauchsgegenstände wie diese besaßen einen hohen Handelswert. Geld war so wenig wert, und ein kleines handliches Ding wie ein Schärfen für Rasierklingen war ein nützlicheres Tauschmittel, als ein Koffer voll Bargeld.

Neben Frau Planner sass ein sanft-blickender Mann mit Brille, der müssig mit seinem Spazierstock im Schotter herumstocherte. Seine gestreiften Hosen machten ihn als ehemaligen KZ-Häftling kenntlich und waren auch ein Zeichen mangelnder Weltläufigkeit, denn die meisten Männer hätten sich anstelle der verhassten Sträf-lingshosen etwas anderes zum Anzieh gekauft.

«Warum sind Sie ins Konzentrationslager gekommen?» fragte ich.

«Weil ich alles vorausgesagt habe, was der Krieg bringen würde», antwortete er. «Es steht alles in der Bibel. Alles, was geschehen wird, steht dort geschrieben. Ich war die Stimme, die es in die Welt hinausschrie, also hat mich die Gestapo weggeschafft.»

Der Bibel-Forscher war ein Preusse namens Richard Blask. So vage seine Prophezeiungen des Untergangs waren, die Behörden fanden sie beunruhigend genug, um ihn bei Kriegsbeginn in Sachsenhausen einzusperren. Während ich mit ihm sprach, trat eine auffallende Blondine in einem grünen Pullover über einem kobaltblauen Kleid zu uns und folgte der Unterhaltung mit solcher Aufmerksamkeit, dass ich mich fragte, ob sie wohl religiös interessiert sei.

«Sie sind ein sehr guterziger Mann», sagte sie in eine Pause des Gesprächs hinein. «Ich habe das gleich gesehn.»

«Ich bin ein Christ», sagte Richard Blask, «und ich lebe nur mit der Bibel.»

«Der Zug nach Halle hat einen Extra-Wagen für Leute aus den Konzentrationslagern», sagte die Blonde. «Heute sassen in einem Abteil nur sieben Personen. Als ich hineinwollte, sagten sie >Hier ist nichts frei<, aber wie kommt es, dass Sie nicht mit eingestiegen sind?»

«Mein Kollege ist nicht gekommen», sagte Blask. «Ich warte hier auf ihn, für den Zug morgen wird er mich sicher rechtzeitig finden.»

«Kommt Ihr Kollege auch aus einem Konzentrationslager?»

«Ja», sagte Richard Blask. «Er ist auch Bibel-Forscher.»

Die Blonde traf auf geübte Art ihre Dispositionen, um in so erwünschter Gesellschaft reisen zu können. «Ich gehe und hole eine Kameradin von mir», erklärte sie und versprach, bald mit ihrer Freundin zurück zu sein, dann lief sie zum anderen Ende des Bahnsteigs.

«Das wird ihr viele Vorteile einbringen», sagte Frau Planner mürrisch, «wenn sie mit einem Mann aus dem KZ reist.»

Am nächsten Tag fuhr ich mittags wieder zum Anhalter Bahnhof, um die Abfahrt des Zugs nach Halle noch einmal zu beobachten. Der Bahnhof schien eher noch voller als am Tag zuvor, und die Menschen, die sich auf dem Bahnsteig drängten, schienen noch aufgeregter, ob es ihnen gelingen würde, an Bord des Zuges zu gelangen. Eine neue Vorschrift war herausgekommen: Man durfte nicht mehr auf dem Dach mitfahren. Bei der gestrigen Fahrt hatte es einen schweren Unfall gegeben. Einer der Wagen, ein altmodischer Schlafwagen war ein paar Zentimeter höher gewesen als

der übrige Zug, und als er unter einer Brücke durchfuhr, stürzten siebzehn Menschen, die sich an sein gewölbtes Dach geklammert hatten, in den Tod.

Die deutschen Behörden hatten schon seit geraumer Zeit um einen Militärposten gebeten, der die Menge in Schach halten sollte, und als Konsequenz aus diesem Unglück hatte man ein paar amerikanische Soldaten auf den Bahnhof geschickt.

Die GIs hatten es wahrlich nicht leicht. «Wir sagen ihnen immer wieder, sie sollen herunterkommen!», sagte der Feldwebel zu mir. «Wenn sie es nicht tun, reißen wir ihr Gepäck herunter, und dann drehen sie sich einfach um und springen hinten auf den Zug wieder auf.»

«Da ist derselbe Kerl schon wieder», sagte er, rannte zum Zug und zerrte, während er «Weg da! Runter da!» schrie, einen Mann am Hosenboden vom Fensterbrett herunter. Der Deutsche, der da so abrupt weggerissen wurde, entpuppte sich als gepflegter kleiner Herr mit winzigem Schnurrbart. Er zog sofort unaufgefordert seine Ausweise heraus, aus denen hervorging, dass er ein Beamter der Reichsbank war, der nach Leipzig fahren wollte, um seine Wintergarderobe zu holen.

«Das ist das erste Mal, dass ich einen Bankbeamten am Hosenboden gezogen habe», sagte der Sergeant.

Die Menge wurde immer verzweifelter und es gelang den GIs kaum noch, die Waggons von aussen freizuhalten. Von Zeit zu Zeit feuerten sie einen Warnschuss in die Luft. Plötzlich fielen mehrere Schüsse hintereinander, dann entstand Tumult auf dem Bahnsteig.

«O mein Gott, das war schlimm.»

«Bloss Platzpatronen.»

«Nein, es war scharfe Munition. Ich habe gesehn, wie sie geladen haben.»

Ich fragte einen Feldwebel, was passiert war. «Eine verirrte Kugel hat einen von den Burschen getroffen», sagte er.

Eine Gruppe von deutschen Kriegsgefangenen stand still am Rand der Gleise und sah zu, wie die GIs Platz um den Verwundeten schafften. Ich fragte mich, ob sie Empörung über diesen autoritären Akt amerikanischer Militärgewalt zeigen würden, aber sie sprachen über den Zwischenfall mit der professionellen Einstellung eines Soldaten zum ändern.

«Der Amerikaner hat nur getan, was er tun musste», hörte ich.

«Der Mann hat zweimal gesagt bekommen, er soll heruntersteigen, und er ist zweimal wieder aufgesprungen.»

Als die amerikanische Ambulanz kam und über die Gleise rannte, um sich um den Verwundeten zu kümmern, steigerten sich ihre Kommentare bis zur Bewunderung.

«Das ist eine gute Tragbahre», sagte einer der deutschen Soldaten.

«Er wird in ein amerikanisches Lazarett kommen und gutes Essen kriegen.» Darüber waren sich alle einig.

Einer der deutschen Soldaten, dessen Backenknochen scharf aus seinem eingefallenen Gesicht standen und dessen magere Arme man durch die zerlumpten Ärmel sah, erzählte wehmütig: «Ich bin einmal verwundet worden. Ich war ein ganzes Jahr im Lazarett, und es war herrlich. Und schaut mich jetzt an. Damals war noch alles anders.»

In der Rückschau auf sein Soldatenleben fand dieser junge Deutsche, das glücklichste Jahr unter Hitler sei für ihn das Jahr im Lazarett gewesen.

EPILOG

So also war Deutschland, nachdem die Sturmsaat geerntet war, ein bodenloser Abgrund von Missgunst und Feindseligkeit. Städte und Menschen waren zu Ruinen geworden, aber das Gift, das die Nazis gebraut hatten, war immer noch wirksam und imstande, alle Menschen zu verwunden und zu vergiften, die mit ihm in Berührung kamen. Es wirkte bei Amerikanern wie bei Deutschen und es war schrecklich, das zu sehn.

Es war kein Zufall, dass die wenigen guten Menschen, die ich fand, diejenigen waren, die sich gegen die Tyrannei über jedes menschliche Wesen aufgelehnt hatten, Menschen, die die Idee der Demokratie in ihren Herzen trugen. Es waren sehr wenige, erbärmlich wenige. Es waren nicht die Lehrer, wie man hätte hoffen können, nicht die Wissenschaftler, nicht die, die in Amerika studiert hatten, nicht die Grossindustriellen, von denen man ein Weltbild hätte erwarten können. Nein, die Männer, die für den Sturm verantwortlich waren, die sich still verhielten, als der Wind gesät wurde, diese Männer stritten jede Verantwortung ab. Und wir, die Sieger, behandelten sie auf eine Weise, die fast daran denken liess, als glaubten wir selber nicht allzu fest an Demokratie.

Frauen, nicht unähnlich Hildegard, Ingeborg und Emma Koch, der Lehrerin, werden die deutschen Kinder erziehen, die nächste Generation. Und wir haben ihnen nichts gegeben, was an die Stelle ihrer Hitler-Verehrung treten könnte. Gewiss haben wir ihnen ein paar «entnazifizierte» Lehrbücher in die Hand gedrückt, aber das ist kaum mehr als höchstens ein Versprechen von etwas Wichtigerem. Wir haben auf unsere bedeutendste Möglichkeit verzichtet: Etwas Konstruktives mit der deutschen Jugend anzufangen. Es scheint, dass wir weder Pläne, noch den Wunsch noch die Bereitschaft besassen, demokratische Lebensauffassung zu lehren. Wir haben Men-

schenleben und grenzenlose Mittel verschwendet, um einen technischen Sieg zu eringen und dann hatten wir keine Geduld für die geistigen Dinge, die uns allein vor einer neuen, viel grösseren Katastrophe bewahren konnten. Es war Zeit, heimzugehn.

Der Fahrer eines Stabswagens berichtete mir voll Bitterkeit von zwei Kongress-Mitgliedern, die er bei ihrem Aufenthalt in Berlin gefahren hatte. Sie wollten sofort zum Schwarzmarkt, noch ehe sie ihre Unterkunft gesehen hatten. Sobald sie in der Menge waren, rissen sie ihre Koffer auf. Der eine verkaufte einen blauen Nadelstreifen-Anzug für 500 Dollar. Der andere hatte eine zweite Hose zu seinem Anzug aus grauem Fischgrät-Tweed. Er erzielte 600 Dollar.

Ich konnte den Jungens, die ihren erbärmlichen Schwarzmarkt-Gewinn nach Hause schaffen wollten, nichts vorwerfen. Sie befanden sich in bester Gesellschaft. Ich konnte nur uns als Amerikanern vorwerfen, dass wir uns zu wenig für die Angelegenheiten einer Welt interessiert hatten, die jetzt an unserer Türschwelle begann. Wir hatten unsere Boys in den Krieg geschickt und ihnen kaum einen Begriff gegeben, wofür sie kämpfen sollten. Männern, denen man befiehlt, ihr Leben aufs Spiel zu setzen, sollte man dieses Risiko nur für höchste Ziele zumuten. Sie haben ein Recht, diese Ziele zu kennen und zu wissen, dass sie nach dem Sieg erreicht sein werden.

Wir haben Deutschland nicht die Demokratie gebracht, obwohl wir viel davon geredet haben. Selbst jetzt ist es noch nicht zu spät, denn Demokratie ist nichts, was ein Volk maschinell erzeugen wird: Sie lebt in seinen Bürgern und in der Art, wie sie mit ihren Mitmenschen zusammenleben. Wir können die verlorene und verschwendete Zeit aufholen und den Deutschen, und anderen auch, mehr als technische Methoden geben. Wenn wir das nicht tun, wird dieser Krieg für uns sinnlos bleiben und ein Stück Hoffnung auf eine bessere Welt wird in den Herzen aller Menschen sterben.